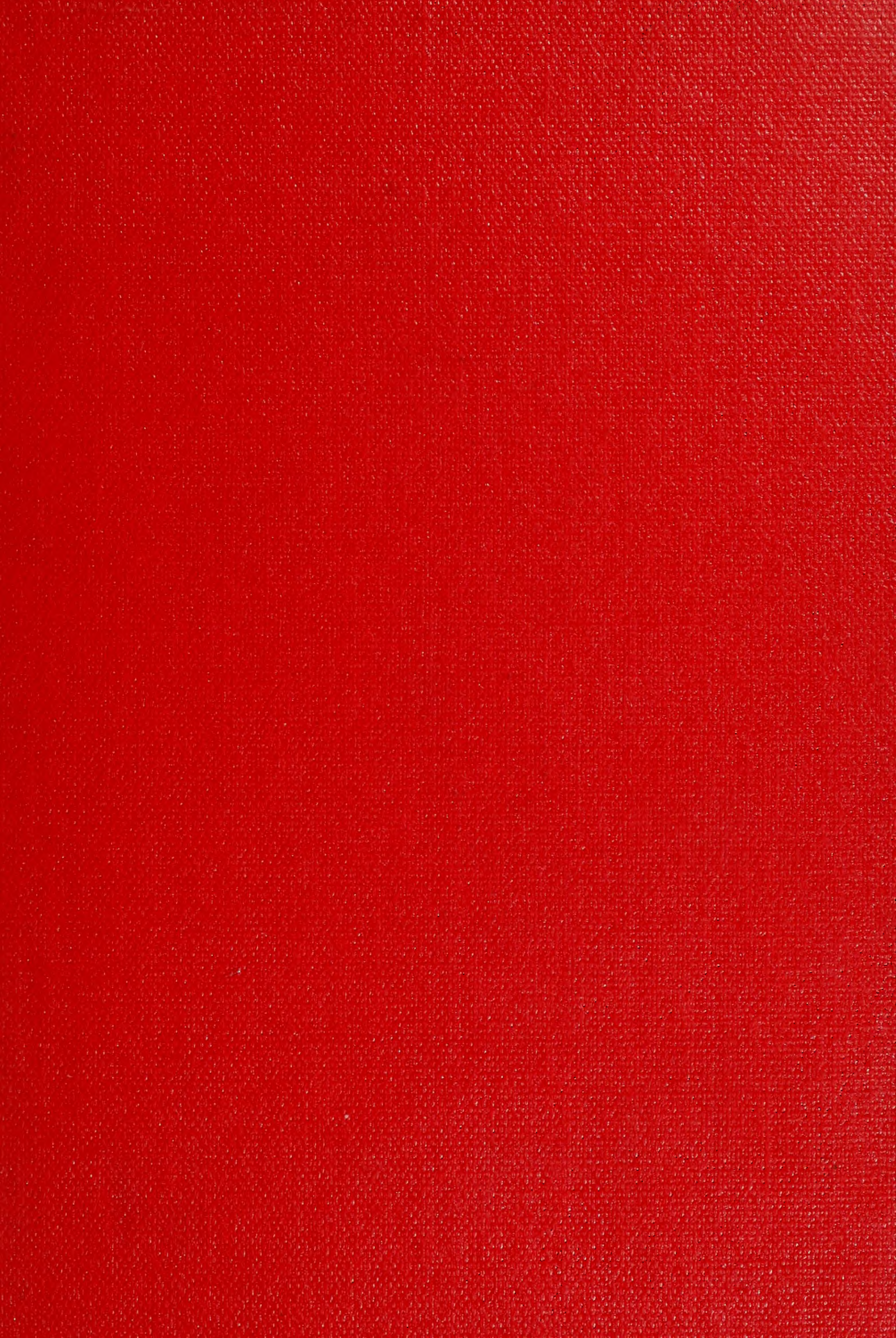
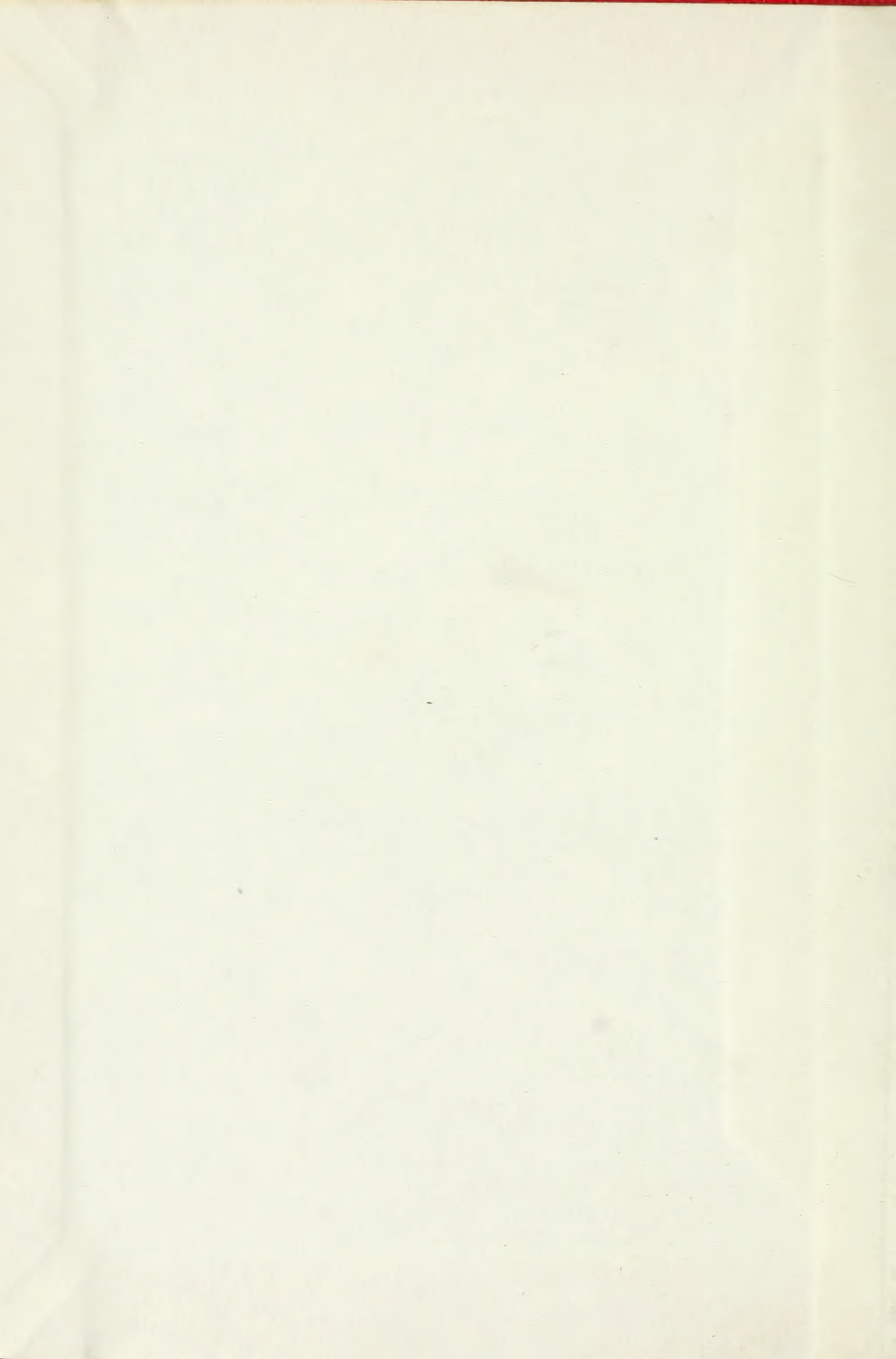
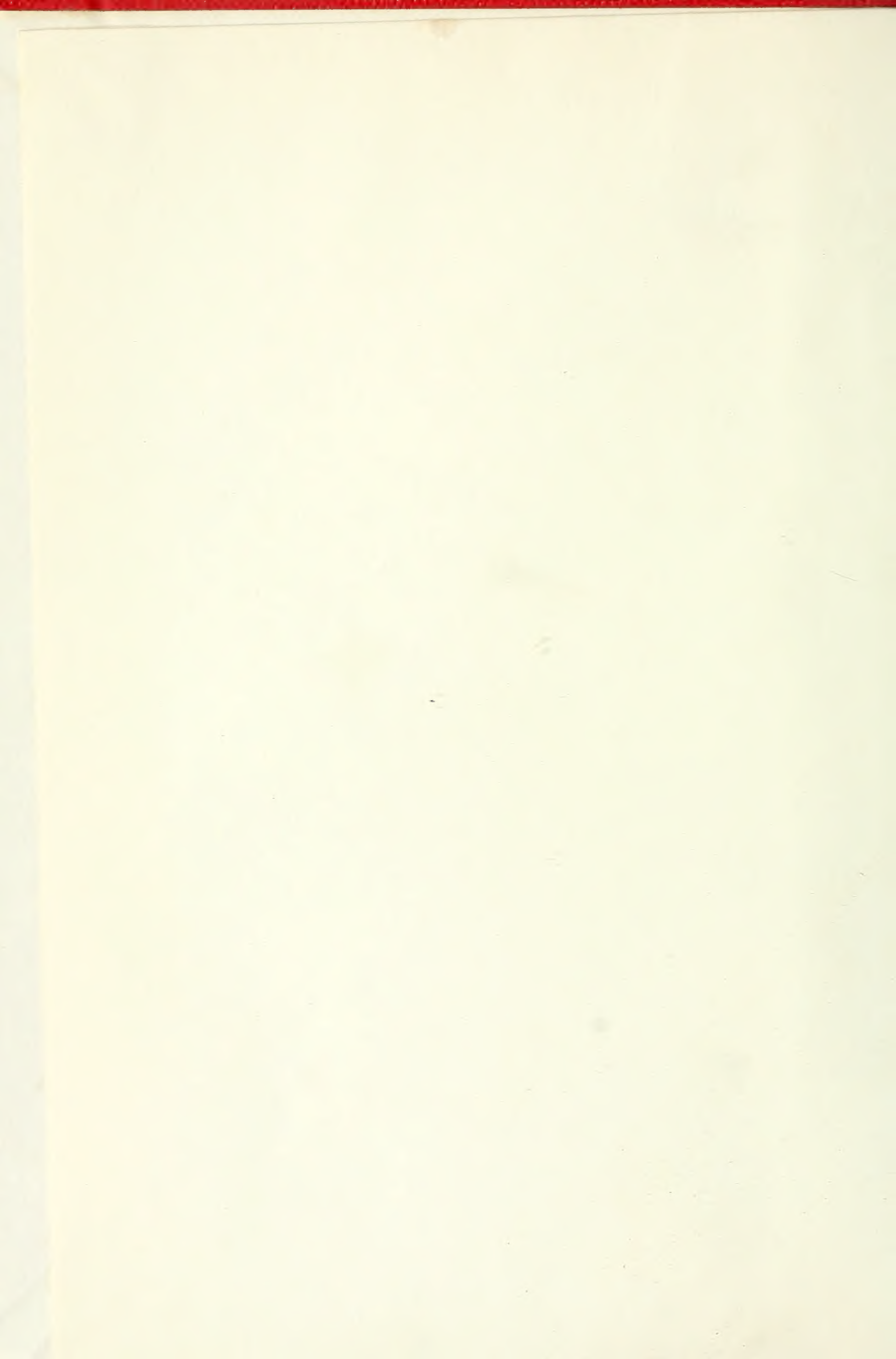
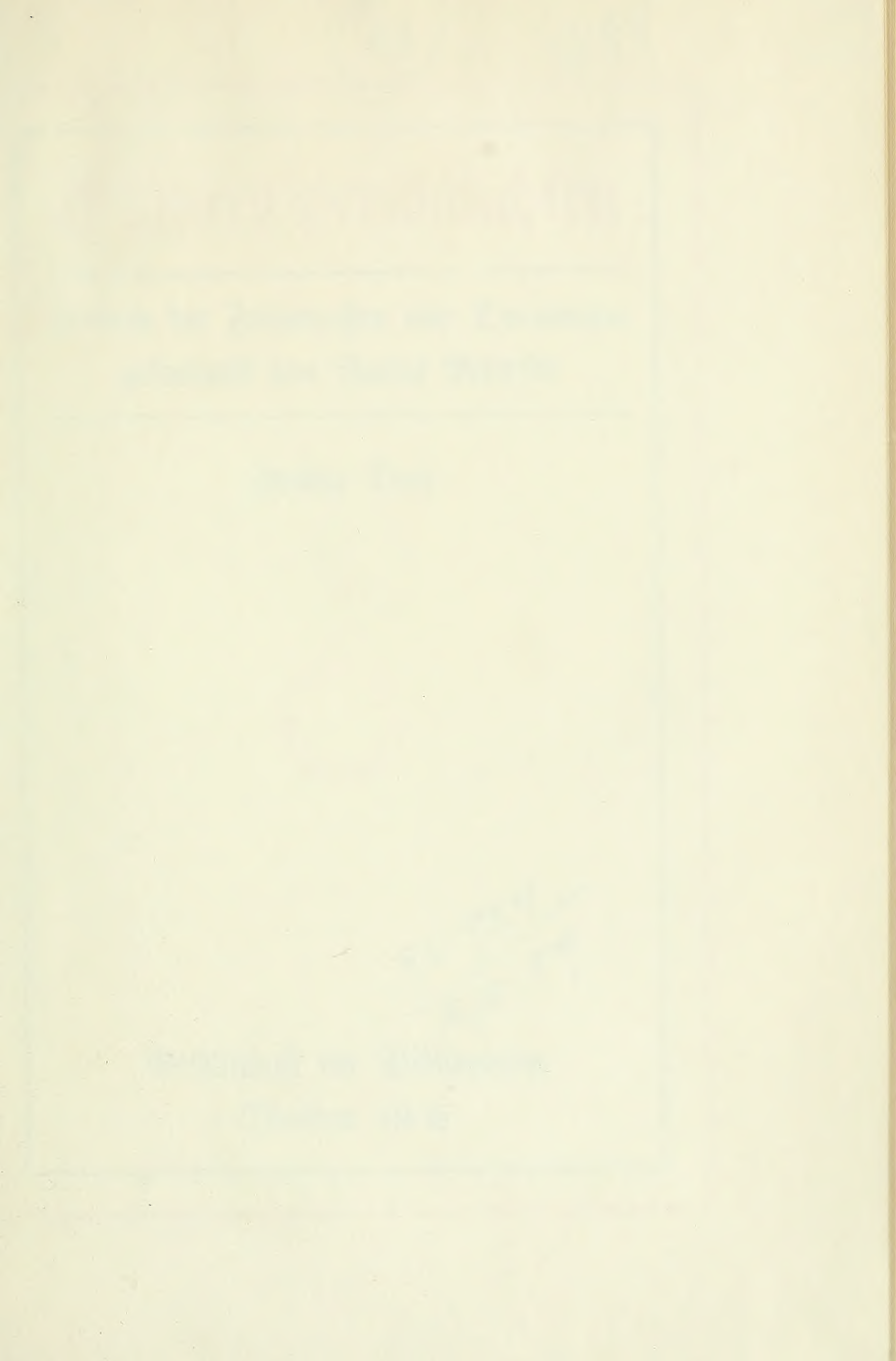
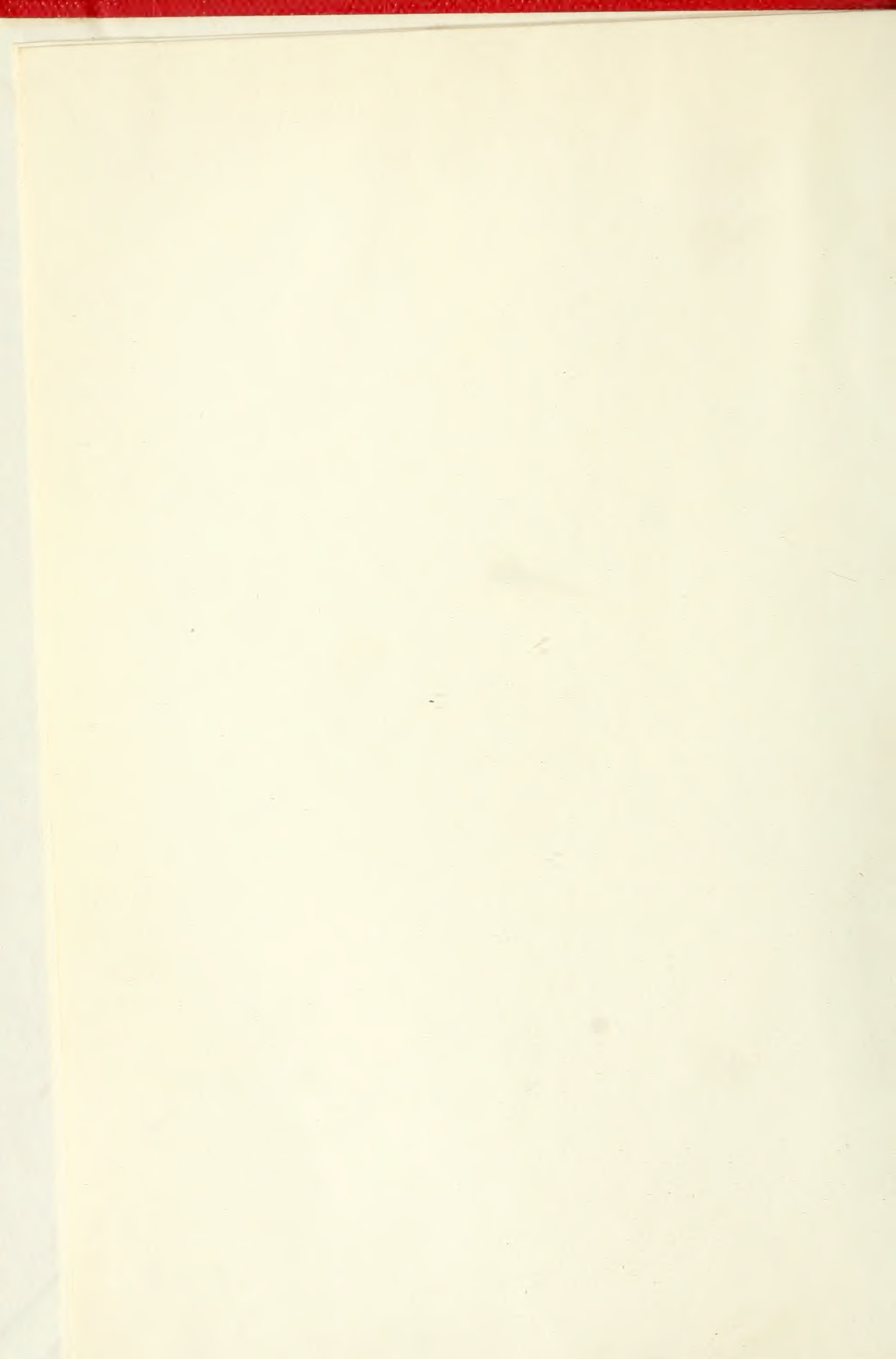












# Schillers Persönlichkeit

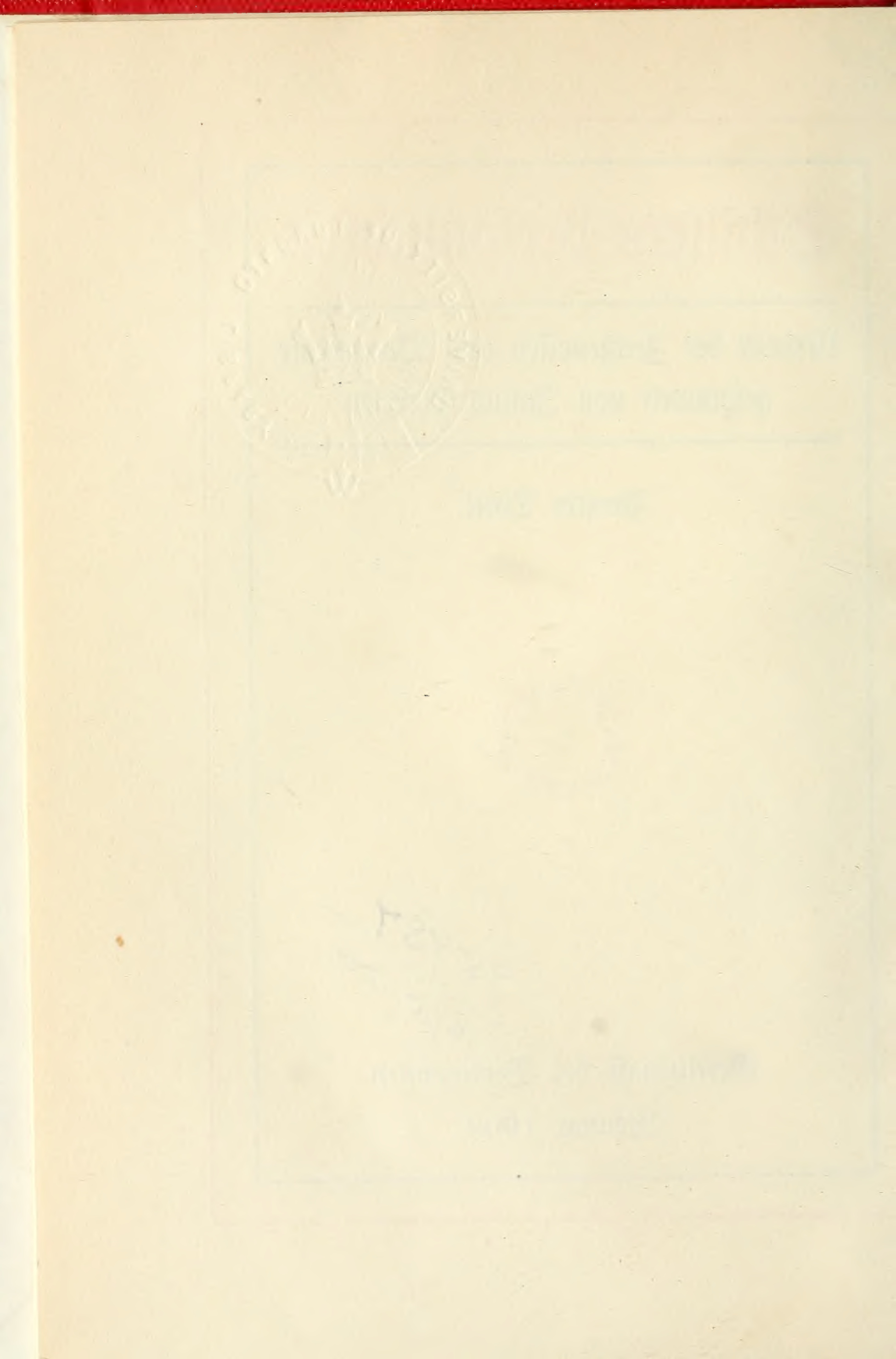
Urtheile der Zeitgenossen und Documente
gesammelt von Julius Petersen

Zweiter Theil





Gesellschaft der Bibliophilen
Weimar 1908



16. Eleve Schiller mit zwölf Weidenstockstreichen, weil er vor 6 kr. Wecken auf Borg genommen.

* * *

Eleve Groß jun. [ein Strafbillet], weil er sich durch die Reinigungsmagd Coffé machen lassen und der ein Hemd davor gegeben; Eleve Schiller und Baz, weil sie in der Gesellschaft des Eleven Groß jun. Coffé bei besagter Kammermagd getrunken.



17. Es wurde . Handel mit den verpönten Sachen getrieben und zwar besonders von einem ältern der Zöglinge, welcher, nachdem er das Herbeischaffen der verbotenen Dinge schon länger für sich unentdeckt getrieben hatte, sich seinen vertrauten Cameraden zu ihrer großen Freude zum Spediteur erbot. Er versah sich daher mit allem, was von verbotenen Waaren verlangt werden mochte, mit Schnupf- und Rauchtabak, Knackwürsten, Hefenknöpfen, Backwerk ꝛc., welches alles herbeizuschaffen, er Abends bei Licht während der Vorlesungen eines kurzsichtigen Professors zum hintersten Fenster des par terre gelegenen Hörsaales leise hinaus- und vor beendigter Vorlesung wieder hereinstieg. Wir [Schüler] hießen ihn daher unter uns den Marketender der Akademie, und weil er nie bei diesem Wagstück erwischt wurde, nannte ihn Schiller den Allmächtigen.

48. Sein Aufenthalt in der Militärakademie zu Stuttgart drängte freilich manche aufstrebende Kraft in ihm zurück, doch ohne sie zu unterdrücken. Der eifrige Fleiß in allen Gegenständen des gelehrten Wissens, der die Lehrlinge jener Anstalt auszeichnete, übte seine Geisteskräfte auf die mannichfaltigste Art; und gerade jene strenge Einzwängung erzeugte einen Corporationsgeist unter den vereinigten Jünglingen, der ein Ideal von Freiheit in ihnen weckte, sie zu manchen großen, oft schwärmerischen Ideen erhob, eben deßwegen aber einem dichterischen Genie nicht ungünstig war. Auch Schiller selbst gestand in spätern Jahren, er habe in der Akademie zu Stuttgart seine glücklichsten Tage verlebt. — Eine sonderbare Auszeichnung ward ihm auf der Akademie zu Theil, gleichsam als Vorbedeutung des nachher erhaltenen Adels. Er hatte röthliches Haar und trug dieß wie alle bürgerliche Eleven ungepudert: denn gepudertes Haar zu tragen war, damals wenigstens, hoffentlich jetzt nicht mehr, ein Vorrecht der Adeligen. Dem Herzog aber war rothes Haar so zuwider, daß er Befehl gab, Schiller solle, obgleich ein Bürgerlicher, künftig gepudert erscheinen.

49. Der junge Schiller hatte zuweilen die Laune, witzig, mit Muthwillen und mit Glück Personen zu imitiren. Davon hörte der Herzog, und als er eines Tages mit Franziska die Akademie besuchte, forderte er Schiller auf, er solle einmal an ihm selber, dem Herzog, seine Kunst versuchen. Schiller weigerte sich vergeblich und erklärte zuletzt, er müsse es thun, wenn der Herzog durchaus darauf bestehe; aber alsdann brauche er auch den Stock Seiner Durchlaucht. Nun nahm er Gesten und Redeweise des examinirenden Stifters an und begann ein Verhör. Als aber Seine Durchlaucht nicht eben gut bestanden, fuhr

Schiller heraus: „Potz tausend Sakerment, Er ist ein Esel!", nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Bestürzung: „Hör Er, laß Er mir die Franzel!"

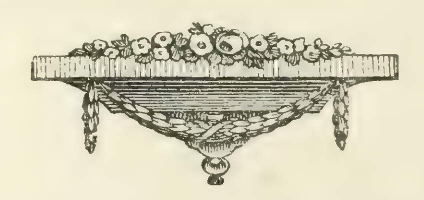
50. Auf einer der Redouten, die Herzog Karl gab und zu denen seine Akademisten eingeladen wurden, erschien der Teufel, sehr anständig in schwarzen Krepp gekleidet und mit einem mehrere Ellen langen vergoldeten Schweif, den er bald auf dem Boden als Schleppe nachzog, bald vorsichtig, damit niemand drauf trete, unter den Arm nahm. Der Herzog, der diese Tracht etwas für hyperbolisch hielt, aber den Unbekannten nicht beleidigen mochte, berieth sich mit dem Intendanten der Akademie, Herrn Christoph Dionysius von Seeger, welcher den guten Einfall hatte, einen Harlekin in's Complott zu ziehen; dieser rannte auf den Bösen los, der sich auf einmal ganz unerwartet mit derben Pritschenhieben empfangen sah und die Flucht ergriff. Der Harlekin warf schnell die Thüre hinter ihm zu und kneipte ihm den Schwanz dadurch ab, welcher als corpus delicti schleunig auf die Seite geschafft wurde. Nach einiger Zeit erschien Schiller — denn er war es, der diese undankbare Rolle gespielt hatte — ganz bescheiden wieder im Domino.

## Schiller als Schauspieler.

51. Schiller lebte und webte . ganz in der Schauspielwelt, so sehr, daß ihn die Lust anwandelte, auch einmal als würklicher Schauspieler seine Kraft zu versuchen. Es war im Jahr 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfest ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauspiels begehen

wollten. Die Wahl des Stücks, die Vertheilung des Rollenfachs und andere Anordnungen wurden Schillern überlassen. Er wählte Goethe's „Clavigo" und für sich die Hauptrolle des Stücks. Und wie trat er auf, wie spielte er? Ohne alle Übertreibung darf man sagen — abscheulich. Was rührend und feierlich sein sollte, war kreischend, strotzend und pochend; Innigkeit und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungebärdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend*). . . .

52. Haug erzählte mir [Wilhelm Waiblinger] von Schiller, denn sie waren die besten Jugendfreunde und der große Dichter war der liebenswürdigste Jüngling. Haug machte mit Schiller Verse um die Wette. Einmal wollte jeder den andern an Grobheit übertreffen. Haug schilderte die Göttin Grobheit auf Wolken schwebend und zu Schiller sagend: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" Schiller selbst gab sich überwunden. In „Rosalinde im Bade" wetteiferten Schiller, Haug, Petersen und Hoven.



*) In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter in einer Klammer sagt: „Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel", fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er falle herunter. Die Wahrheit dieses Umstandes können viele noch in Stuttgart lebende Personen bezeugen.

## 53. Schiller auf dem Fortschreitungswege bis zur Vollendung seiner „Räuber".
### 1777—1780.

Der Lobspruch os magna sonaturum, den ein ganz unbefugter Kunstrichter dem Verfasser des Gedichts „Der Abend" gedruckt ertheilte, machte auf den jungen Sänger einen weit stärkeren Eindruck, als Leute von Geschmack und Urtheilskraft erwartet hätten. Doch auch ohne diesen Sporn wäre Schiller gewiß derselbe Mann geworden, der er wirklich ward. Nimmermüdes Fortstreben und sichtbares Fortschreiten in allen Fächern, deren Bearbeitung oder Erforschung er sich zum Ziel gesetzt hatte, zeichneten ihn in diesem ganzen Zeitraume aus.

Das Hauptwerk, an welchem er diese Jahre über arbeitete, waren die „Räuber". Den Grundgedanken zu diesem Schauspiel hatte er nicht aus sich selbst geschöpft. Die Geschichte des Räubers Roque im „Don Quixote" und die Bemerkung, Rousseau rühme es an Plutarch, daß derselbe erhabene Verbrecher zum Gegenstande seiner Schilderungen gewählt habe, führten ihn darauf*). Das Stück ist nicht das Werk Eines Gusses. Schiller arbeitete einzelne Selbstgespräche und Auftritte aus, ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdachte, ehe er Anlage, Verwicklung und Entwicklung bestimmt, Schatten und Licht vertheilt und die Formen gehörig an einander gereihet hatte. Was auf diese Weise ausgearbeitet war, ließ er sich theilweise von Bekannten vorlesen, um Eindruck und Wirkung besser beurtheilen zu können. Schiller widmete den „Räubern" jeden Tag wenigstens einige

---

*) Dieß erzählt Schiller selbst im „Wirttembergischen Repertorium". Auch wußten es noch seine alten Vertrauten. Was im „Freimüthigen" 1805 Nr. 220 oder 21 [Nr. 37; Erster Theil Seite 124] behauptet wird, als habe ein Schubart'scher Aufsatz (im „Schwäbischen Magazin" 1775 Seite 30) Schillern die ersten Gedanken zu seinen „Räubern" gegeben, ist durchaus unbegründet.

Stunden, und doch wurden sie nach zehnfacher Abänderung nicht früher als im Jahr 1780 vollendet.

Neben den „Räubern" dichtete er in diesen Jahren mehrere kleinere lyrische und lyrisch-dramatische Stücke. Die merkwürdigsten darunter waren die „Fürstengruft" und der „Triumph der Hölle"*). In letzterem sang der Chor der Teufel die wiederkehrenden Schlußverse: „Pfui! heilige Dreifaltigkeit! Pfui! heilige Dreifaltigkeit!" Schiller liebte auch im Lyrischen das Große, Markergreifende, Tieferschütternde, selbst wenn es sich dem Gräßlichen und Grausenhaften näherte. Aber deßwegen war er nicht unempfänglich für das Rührende und Sanftschwermüthige. Oft las er mit gerührtestem Gefühl die kleinen Lieder Ossians. . . .

In ihrer äußeren Wirkung betrachtet war die Begeisterung bei Schiller in der That korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Strampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundertmal haben Schillers Bekannte diese Erscheinung bei ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schillern einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth der Dichtende in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem

*) Beide Stücke sind, wie es scheint, verloren. Das erstere fing an:

„Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte."

Auch erinnere ich [Petersen] mich noch folgender Verse daraus:

„Schwerer murrt der Donner über'm Tanze,
Überstimmt das wilde Saitenspiel."

Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen sein*).

Dichten war Schillers Hauptbeschäftigung. Aber deßwegen versäumte er seine sogenannte Brotwissenschaft keineswegs. Bei den öffentlichen Prüfungen im Jahr 1778 zeigte er in der Zergliederungslehre so viele Kenntnisse als der erste, dem der Preis durch das Loos zufiel, und das Jahr darauf erhielt er drei Preise zumal, einen in der Arzneimittellehre, einen in der äußeren und einen in der inneren Heilkunst. Von allen Zweigen und Theilen der so viel umfassenden Gesundheitskunde war die Menschennaturlehre (Physiologie) die anziehendste für ihn. Haller war darin sein bedeutender Führer, doch huldigte er dessen Behauptungen nicht unbedingt. Vielmehr bestritt er mehrere derselben in einer eigenen Abhandlung. In der eigentlichen Krankheitslehre (Pathologie) gab er Brendel**) den Vorzug. Brendel, ein Beobachter ganz im Hippokratischen Geiste, ward von Schiller ungemein geschätzt, aber deßwegen nicht auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit zu belauschen, die Erscheinungen darin prüfend zu vergleichen und mit Scharfsinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft Gesetze in Schöpfung und Geschöpfe hinein. Schiller war in der That eine Zeitlang auf demselben Irrwege, auf welchem unsere neueren Naturphilosophaster herumtaumeln.

Die Fortschritte, die er übrigens in den Jahren 1779—1784 machte, und zwar im Denken überhaupt, in einer erweiterten

*) Diese Geschichte wird der noch lebende Hofmusicus St[rähle?] bezeugen, er war jener Kranke.

**) Johann Gottfried Brendel, † 1758, öffentlicher Lehrer der Arzneikunst in Göttingen. Schiller hatte eine eigene Abschrift von dessen Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis, Vorlesungen, die erst im Jahr 1792 Lindemann zum Druck beförderte.

Naturansicht, in Sprache, Darstellung und Geschmacksbildung, sind wirklich merkwürdig. . . .

Zur Erklärung dieses auffallenden Fortschreitens muß man indessen auch in Anschlag bringen, daß Schiller in jenem Zeitpunct Searchs (Tukers) „Licht der Natur“, Herders „Auch eine Philosophie“, Schlözers „Vorstellung der Universalgeschichte“ und mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann fleißig gelesen und erwogen hatte. . . .

54. Im Jahr 1778 [?] hatte . . eine epidemische Krankheit in die Anstalt sich eingeschlichen und unter andern auch Schiller und seine Freunde Dannecker, Victor Heideloff, von Hoven, Kapf, Schlotterbeck in das Krankenzimmer der Karlsschule gebannt und über drei Wochen darin zurückgehalten. Ihrem Thätigkeitstriebe stand hier in der Regel eine so strenge Aufsicht entgegen, daß ihnen auch die kleinste Anstrengung untersagt war, weßhalb Schiller, der nicht geistig unthätig sein konnte, seine Gedanken öfter unter der Bettdecke verstohlen niederschrieb. Diese Aufsicht fand jedoch einige Milderung in der Nachsicht eines Krankenwärters, der aus Rücksicht für Heideloff, in dessen elterlichem Hause er bekannt war, Schillers Arbeiten, welche sie für medicinische ausgaben, gestattete.

Diese Muße und Nachsicht benützte nun Schiller schon damals zu Arbeiten an seinem merkwürdigen ersten Drama: „Die Räuber“. . . .

Unter seinen benannten Cameraden war aber Victor Heideloff derjenige, der auf Schiller bei diesem ersten dramatischen Versuche bezüglich der theatralisch-technischen Gestaltung desselben vorzugsweise einwirkte. Heideloff nämlich, sein nächster Bettnachbar und zwei Jahre älter als Schiller, war ein Schüler der Historienmahlerei von Guibal, der Theater- und Decorationsmahlerei der damaligen Professoren . . . Scotti, Colomba . . .,

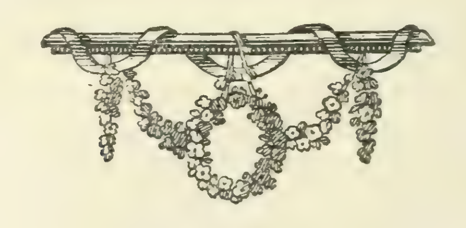
so wie endlich des ruhmvoll bekannten Architekten Christian Keim, des Lehrers der Theaterbaukunst. . . .

Es war daher sehr natürlich, daß Schiller, diese Vorzüge seines Freundes erkennend und das Bedürfniß ihrer Benützung fühlend, sich enger an Heideloff anschloß. Er theilte ihm seine Plane zu neuen Kunstschöpfungen mit und benützte dessen Belehrungen und zweckmäßige Rathschläge. Die übrigen Cameraden Schillers pflegten nicht nur Rollen bei den Darstellungen zu übernehmen, sondern tauschten auch ihre Ansichten und Urtheile darüber mit Schiller aus. Da jedoch solche ästhetische Besprechungen im Krankenzimmer bei der ängstlich-strengen Aufsicht zu beschränkt und kärglich waren, so beschloß Schiller mit seinen Cameraden, die Gelegenheit des nächsten Spaziergangs zu benützen, um an einem ruhigen und ungestörten Orte die „Räuber" zur Beurtheilung und zum Genuß, wie Schiller es gerne that, vorzutragen.

Als darauf Genesung eingetreten war und sie in Begleitung des Hauptmanns und der andern Zöglinge am frühen Morgen eines schönen Sonntags des Mai über die Weinsteige in das sogenannte Bopserwäldchen einen Spaziergang machten, sonderten sich die in den Plan Eingeweihten ihrer Verabredung gemäß von den andern ab, und durch die Nachsicht des Hauptmanns mit etwas Freiheit begünstigt, gingen sie tiefer in den Wald hinein. Hier lagerten sie sich, ihren Schiller umkreisend, der auf den hervorstehenden Wurzeln eines der stärksten Fichtenbäume Posto gefaßt hatte. An demselben Baume lehnte sich Schlotterbeck als nächster Zuhörer, neben ihm auf dem Stamm eines gefällten Baumes saß von Hoven, rechts auf dem Rasen Kapf, etwas zurück stand Heideloff und entfernter neben letzterem Dannecker.

Nach Heideloffs, von Hovens und Schlotterbecks Angabe war Schillers Stimmung während seines Vortrags eine sehr

heitere, mit sichtbarem Ausdruck seines behaglichen Gefühls der errungenen Freiheit und der Einsamkeit, in Umgebung des Waldes und der Freundschaft. Seine Declamation war anfänglich eine ruhige. Als er aber zur Stelle der fünften Scene des vierten Acts gelangte, wo Räuber Moor mit Entsetzen seinen todt geglaubten Vater vor dem Thurm anredet, steigerte sie sich in dem Grade, daß seine Freunde, mit gespannter Aufmerksamkeit Aug' und Ohr ihm zugewandt, durch den Ausbruch seines Affects in Bestürzung geriethen, durch die Großartigkeit seiner Arbeit aber in Erstaunen, Bewunderung und in fast endlose Beifallsbezeugungen übergingen.



55. Stuttgart den 27. October 1779.

Chirurgienmajor Klein. Dessen Urtheil, die Probeschrift des Eleve Schillers betreffend.

Zweimal habe ich diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzu viel anklebet, wandelt in so dunkel-gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, aber daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllet. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigste Männer hart und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den viribus transmutatoriis handelt, greifet er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben so redet er wider den fleißigen Cotunnium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekrieget er alles, was nicht vor seine neue Theorien passend ist.

Übrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden nützlichen Gelehrten.

* * *

Eleve Schiller.

In unterthänigster Befolgung des Höchsten und Gnädigsten Befehls Ihro Herzoglichen Durchlaucht habe ich die Streitschrift

des Eleven Schillers, welche den Titel führt: „Philosophia Physiologiae", mit Bedacht durchlesen und darbei Folgendes anzumerken gefunden:

... § 3. Vires directrices, tutrices etc. Diese Kräfte kommen mir nicht viel besser vor als die sogenannte qualitates occultae der Alten. — § 5. Quis sibi persuadebit sonum, maximum elasticitatis productum, animae per aquam minime elasticam designari? Doch sind, wie der Autor wohl weißt, in dem Innern des Gehörorgans überall ausdünstende Gefäße, welche die Höhlen und Zwischenräume mit einem wässerigten Dunst erfüllen, und wann schon die einsaugende Gefäße ihn aufnehmen, so würken auch die ausdünstende fort. — § 13. Quodsi creator etc. Was hier gesagt wird, ist witzig, aber nicht physiologisch richtig. — . . . § 21. Dantur animalia acephala. Mir ist kein Thier ohne Kopf bekannt. — Ebendaselbst. An nescit — ferner: quasi haec omnia et plura innumera nesciret. Der Verfasser sagt in diesem Paragraphen viel Gutes und Wohldurchdachtes, doch muß ein junger Arzt gegen den verdienstvollen Haller eine gelindere Sprache führen, oder glaubt wohl der Autor im Ernst, daß Haller alles das, was er ihm hier mit so vielem Muth vorsagt, nicht gewußt habe? — § 23. Nervi humoribus istis imbuti sunt, sed animali modo imbuti, minime vero mechanico. Diese Stelle ist undeutlich, und ich sorge, der Verfasser habe sich bei dem animali modo imbuti nicht richtig genug ausgedrückt. — ... § 24. Sceleris architectos. Der Ausdruck ist hart, und wie schickt sich der gleich unten in der Note vorkommende Name des vortrefflichen Boerhave's darzu? — § 27. Quivis, quem exseris, cogitandi conatus de spiritu cogitante consumit. Ich weiß wohl, daß hier unter spiritus die Lebensgeister verstanden werden, aber eben deßwegen mißfällt mir der Ausdruck: spiritu cogitante. — ... § 33. Prosiliat. Das Wort ist

hier bei einem Kind, das so eben geboren wird, übel angebracht. — § 33. Partus quidem momento arcanum id animae cum corpore celebrari connubium plurima suadent. Daß die Seele erst während der Geburt in das Kind kommen solle, ist eine Meinung, die auch vor einen Dichter zu kühn wäre. Die Vermuthung, daß die Seele schon in dem ersten Keim des Kindes liege, hat freilich auch ihre Schwierigkeiten; aber sie ist doch weit wahrscheinlicher als die Hypothese des Verfassers, und empfindet nicht die Mutter die Bewegung ihres Kinds eine geraume Zeit der Schwangerschaft hindurch? Der Verfasser sagt ferner, es seien viele Beweise vor seine Meinung; er hätte also einen kleinen Verweis verdient, daß er sie der gelehrten Welt vorenthalten will. — . . . § 36. Cogitantes spiritus anima cogit, ut ipsi (spiritus) tremant ideas. Die cogitantes spiritus und die spiritus ideas trementes des Verfassers gefallen mir nicht. — § 37. Flores odoramenta cohibent sole cadente etc. Das wird aber doch nicht bei allen Blumen beobachtet. — § 41. Quare frequenter sub pauperum tabernis etc. In dieser poetischen Stelle machen die tabernae pauperum mit den mollioribus magnatum pulvinaribus einen unschicklichen Contrast.
Übrigens enthält diese Streitschrift sehr viel Gutes und macht den philosophischen und physiologischen Kenntnissen des Verfassers Ehre; nur dünkt mich, es spiele an manchen Orten der Witz zu viel, und überhaupt hätte ich mir in einer Schrift, wo es auf deutliche und bestimmte Ausdrücke ankommt, eine weniger blühende Schreibart gewünscht.

Stuttgart den 6. November 1779.

Professor D. Consbruch.

* * *

Eleve Schiller.

Dessen Aufsatz: „Philosophia Physiologiae" enthält den ganzen Umfang der Physiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meinungen und Erklärungen durchwoben, in Verbindung mit philosophischen Abhandlungen, Sätzen und Betrachtungen, deren Sinn aber öfters schwerlich jemand errathen wird.

Der Stil ist durchaus frei und schwülstig, die Gedanken reich und aufbrausend, jedoch auch manche Stellen noch lakonisch. — Überhaupt zeigt sich, daß der Verfasser, nach seinen guten Gaben und Fleiß, sich bei dieser Ausarbeitung viele Mühe gegeben habe. Die Schrift aber zum Druck zu befördern, könnte ich dessen ohngeachtet, meines unterthänigsten unmaßgeblichen Gutachtens, niemalen vor rathsam halten.

Stuttgart den 8. November 1779.

T. Hofmedicus Dr. Reuß.

* * *

Hohenheim den 13. November 1779.

Mein lieber Obrister und Intendant von Seeger!

Ich habe dessen unterthänigste Rapports vom 9. und 12. dieses erhalten.

... Die Disputation des Reinhards. solle nicht gedruckt werden, und so auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obschon Ich gestehen muß, daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deßwegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero, glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst

sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.

Ich bin, Mein lieber Obrister und Intendant, dessen wohl-affectionirter

Karl H. z. W.



## Schillers Disputation.

Schiller mußte, um Doctor der Medicin zu werden, eine medicinische Disputation schreiben; er schrieb solche und übergab sie medicinischer Facultät, die sofort dem Herzog darüber berichtete. Aber der Bericht war nicht ganz günstig: der Verfasser habe sich mit jugendlichem Übermuth dem damals hochverehrten und hoher Ehre zu allen Zeiten würdigen Haller entgegengestellt und sich in der Hitze des Kampfes unehrerbietige Ausdrücke gegen denselben erlaubt; daher verbot der Herzog, der Hallern wahrhaft hochachtete und nicht dulden wollte, daß aus seiner Akademie eine den großen Mann beleidigende Schrift kommen sollte, den Druck. . . . Um jedoch dem Gesetz Genüge zu leisten, mußte eine andere Streitschrift verfertigt und vertheidigt werden und da, eine andere medicinische zu schreiben, die Zeit nicht reichte, so ward eine mehr psychologische gewählt, theils weil Schiller in der Psychologie wirklich mit großem Eifer studirt hatte (er hörte sie noch nach Vollendung der meisten medicinischen Collegien zum zweitenmal aus eigenem Antrieb), theils weil er aus diesem Fach eine Materie wählen konnte, die auch Kenntniß des menschlichen Körpers erprobte und in so weit auch zu einer Probeschrift für den medicinae studiosus sich eignete. So entstand der „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ 1780 als Probeschrift des medicinae candidatus.



447. Schiller

Charakter

Taufnam Johann Christoph Friederich

| Maß | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Fuß | 5 | 5 | 5 | 5 | 5 | 5 | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 |
| | Zoll | 5 | 6 | 8 | 8 | 9 | 11 | " | 1 | 2 | 2 | 2 | 3 |
| | Strich | 3 | 2 | " | 3 | 2 | " | " | 2 | " | 2 | 3 | " |
| Alter 11. November 1759 | | 16 | | 17 | | 18 | | 19 | | 20 | | 21 | |

Religion evangelisch

Bestimmung Medicin

Genie recht gut

confirmirt den

Geburtsort Marbach

reversirt 23. September 1774

Vater Johann Kaspar, Hauptmann unter Stain

Mutter Elisabetha Dorothea, née Kodweißin

Stiefvater

Vormund

Zuwachs 17. Januar 1773

Abgang 15. December 1780

Regimentsdoctor zu Augé

14. Dec. 1773 — 1779

Chirurgie

Praktische Medicin

Materia medica.

Schiller verließ die Akademie 1780 und trat nun als Regimentsarzt in die herzoglichen Dienste. Aber als Arzt schien er wenig Glück zu machen; man klagte, daß er theils zuviel auf seine (damals neueste) Theorie vertraue, theils gewöhnlich zu starke Portionen verschreibe. Er kam dadurch mit seinem Vorgesetzten, dem Leibmedicus Elwert, der übrigens seine Talente schätzte und ihn als Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeigenden Widerspruch, was um so mehr erfolgen mußte, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch höchst pünctlicher Mann war.

Mit mehr Neigung widmete er sich auch jetzt wieder seinem Lieblingsfach, der Poesie: besonders arbeitete er nun die „Räuber“ aus, die er schon in der Akademie zu bearbeiten angefangen hatte. Die Idee zu diesem Werk gab ihm theils der Räuberhauptmann Roque im „Don Quixote“, theils die Geschichte des sogenannten Sonnenwirths oder Friedrich Schwans, von dem damals durch ganz Württemberg viel gesprochen wurde und über die er auch mich [Abel] öfters fragte (mein Vater war der Beamte, unter dem Schwan eingefangen und hingerichtet wurde) und die er auch, jedoch mit einigen Abänderungen, in einem eigenen Aufsatz bearbeitet hat. Einige Namen wie einige Charaktere sind aus seinen Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelbergs, nach dem heiligen Lande zu wandern, ist eine Idee, mit der sich einer seiner Cameraden, welchen Schiller als schlecht denkenden Menschen verachtete, oft und lange getragen hatte; daß er Graubünden das Paradies der Jauner nannte, bezog sich auf einen der militärischen Aufseher, dem die Zöglinge abhold waren. Die Sensation, die die „Räuber“ erregten, war selbst über Schillers Erwartung. Besonders war ihm eben so unerwartet als angenehm, was ihm Herr von Dalberg aus Mannheim schrieb. Die Folge davon war, daß er mit

desto größerem Eifer die Fehler des Stücks zu verbessern suchte; noch immer erinnere ich mich eines Spaziergangs, den er mit seinem innigsten Freunde, Bibliothekar Petersen, und mir machte und auf dem die Fehler des Stücks der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verläugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinn spürte er selbst allen Fehlern nach, und ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel seiner Freunde an. Nun dachte er auch auf neue Plane. Die, obwohl gescheiterte, Unternehmung des Fiesco hatte ihn schon lange begeistert. Er war gesonnen, die ganze Kraft seines Geistes auf dieses Drama zu wenden und dasselbe nicht eher bekannt zu machen, bis er die Urtheile eines Lessings, Goethe's, Wielands vernommen, deren Kritik er auf's beste zu benutzen sich vornahm. Einst trat er voll Feuer zu mir in's Zimmer und stellte, durchaus begeistert, den Fiesco vor, wie er vor das Gemählde des Romano tritt und dadurch zu großen Entschlüssen entflammt wird. Indessen blieb doch dieses Stück noch weit von dem Ideal entfernt, das Schillers Geist schon damals, nur dunkler, vorschwebte: die Flucht aus Stuttgart und Zerstreuungen mancher Art, die daraus entstanden, hinderten ihn; auch machte er es, durch äußere Verhältnisse bestimmt, früher bekannt, als seine erste Absicht es gestattete. Jetzt arbeitete er auch in Gesellschaft einiger Freunde an dem „Württembergischen Repertorium" und gab die „Anthologie" (1782) in Druck.

Aber alle diese Arbeiten wurden auf einmal unterbrochen: Geheimrath von Dalberg ließ in Mannheim die „Räuber" aufführen und gab Schillern davon Nachricht; dieser hatte nun keinen größern Wunsch, als der Aufführung beizuwohnen, besonders da er den Nutzen voraussah, den er bei Umarbeitung des Stücks daraus ziehen würde; aber eine abschlägliche Antwort fürchtend, hielt er bei'm Herzog gar nicht um Erlaubniß an, sondern reis'te ohne diese ab. Aber unglücklicherweise bekam dieser sogleich

Nachricht davon, Schiller wurde auf mehrere Tage in Arrest gesetzt und ihm überdieß verboten, Komödien zu schreiben. Daß der damalige Garteninspector Walter mit im Spiel gewesen, wie im „Schwäbischen Museum“ 1. Theil, 227 erzählt wird, habe ich nie gehört; dagegen nahm man als wahrscheinlich an, daß der Herzog auf Schillern deßwegen so sehr zurne, weil dieser, um seinen Obristen zu schonen, durchaus nicht habe eingestehen wollen, daß die Reise mit dessen Wissen und Willen unternommen worden sei. (Ob Schiller selbst auch dieses geglaubt habe, erinnere ich mich nicht mehr.) Wie aber auch dieses sich verhalte, so war Schiller über das Verbot, Komödien zu schreiben, so aufgebracht, daß dieses ihn bestimmte, Stuttgart heimlich zu verlassen, von wo er erst auf die Güter der Wolzogischen Familie floh, nachher aber als Theaterdichter in Mannheim wieder öffentlich auftrat. Der Herzog war über diesen Schritt um so mehr erbittert, je mehr er Schillers Talente schätzte; daher auch alle Versuche, die von sehr geschätzten Fremden gemacht wurden, Schillern die Gnade des Herzogs und die Erlaubniß, auch nur auf Besuch in sein Vaterland zurückzukehren, wieder zu erwerben, vergebens waren. „Er ist ein Undankbarer!“, antwortete Karl zwei deutschen Prinzen, die von dem Ruhm, den Schiller sich erworben, und der Ehre, die er seinem durchlauchtigsten Erzieher mache, zu sprechen anfingen.

Ich setze noch einiges von Schillers Moralität während dieses Zeitraums bei. Die plötzliche Versetzung außer die Akademie und zwar unter Soldaten war in dieser Rücksicht nicht wenig gefährlich. Eingeschlossen in die Mauern der Akademie, hatte er die Menschen meist nur aus Theorien und aus Büchern kennen lernen, besonders da die wenigen, die ihn umgaben, wegen Gleichheit der Verhältnisse sich ziemlich gleich waren; überdieß hatte er bisher, stets durch die akademischen Gesetze und Vorschriften beschränkt und geleitet, seine Freiheit noch gar

nicht gebrauchen lernen. Charakterstärke war ohnehin noch nicht vorhanden. Auch hatte sich wirklich selbst in Stuttgart das Gerücht verbreitet, daß Schiller einigen Arten von Ausschweifungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akademischem Zögling hatte, auch jetzt noch fortdauerte und einer seiner besten Freunde und häufigsten Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Rücksicht vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz, aber doch größtentheils Unrecht gethan wurde.

Zweimal oder dreimal geschah es nämlich, daß der junge, ohnerfahrene, zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft, die ihn dazu aufmunterte und sogar täuschte, zu viel trank; hauptsächlich geschah dieses eihmal, als der General seines Regiments den Officieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, das aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in sein Logis getragen werden mußte. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrinken pflege, allgemein.

In Rücksicht auf eine zweite Art von Ausschweifungen habe ich nicht ein einziges zuverlässiges Factum gehört; allerdings liebte er zwar eine Person, der seine Dichtkunst viel mehr Vorzüge beilegte, als sie wirklich besaß, eben die Laura, welche der Gegenstand mehrerer Gedichte in der „Anthologie" ist, allein sicher ging zwischen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte.

Dagegen ist es allerdings wahr, daß seine Ungewohnheit und Unfähigkeit, mit dem Geld umzugehen, ihn in einige, wiewohl nicht bedeutende Schulden stürzte, die jedoch nicht unbezahlt blieben.

Endlich entschuldigte er seine Entweichung dadurch, daß das Verbot, ferner zu schreiben, ihn der Mittel, theils dem Publicum nützlich zu sein, theils sein geringes Einkommen zu vermehren, beraube.

## 59. „Fiesco“.

Schiller hatte schon während seines Aufenthaltes zu Stuttgart den „Fiesco“ zu bearbeiten angefangen; Geist und Herz war voll von diesem Gegenstand. Einst stürzte er in das Zimmer eines Freundes. „Hören Sie, hören Sie!“, rief er und declamirte mit Begeisterung und frohem Selbstgefühl den siebzehnten Auftritt, in welchem Verrina und einige der Verschworenen mit dem Mahler Romano bei Fiesco erscheinen. Noch sehe und höre ich [Abel] ihn, wie er, das Gemählde an der Wand des Zimmers und sich selbst als Fiesco träumend, im Zimmer auf und ab rannte und voll Begeisterung jene berühmten Worte sprach: „Tritt her, Mahler“ u. s. w. Überhaupt lag ihm die Ausarbeitung dieses Stücks sehr am Herzen; es sollte sich — das war sein Vorsatz — der Vollendung möglichst nähern und durch keinen von den Fehlern befleckt werden, die er selbst in den „Räubern“ fand; kurz, auf dieses Drama sollte sich sein Ruf als dramatischer Schriftsteller gründen. Auch war er entschlossen, das Manuscript vor dem Druck Lessing zuzusenden und diesen um strenge Beurtheilung zu bitten; an Wieland und Goethe mochte er sich nicht wenden, weil der erstere in einem Brief an Werthes, der ihm auf Schillers Bitten die „Räuber“ zugeschickt hatte, kein ganz günstiges Urtheil über diese gefällt und Goethe's Urtheil noch weniger günstig geschildert hatte. Allein Lessing starb, bevor er ihm das Manuscript zusenden konnte, und Schiller, aus seinem Vaterlande entflohen und dadurch in vielerlei Verlegenheiten, Sorgen und Zerstreuungen gestürzt, auch nicht selten mit Geldnoth ringend, überließ das Stück dem Druck früher, als es diejenige Vollendung erhalten hatte, welche ihm zu geben sein Vorsatz gewesen war.

## 60. Schiller sich selbst überlassen, während seines Aufenthalts in Stuttgart.

Schillers langersehnte Erlösung aus dem akademischen Kerker erfolgte den 15. December 1780. Die äußere Lage, in die er in Stuttgart kam, war indessen nicht die erwünschteste. Zwar ward er dem Geschäft und der Benennung nach Regimentsarzt, aber er erhielt nur den Gehalt eines Regimentswundarztes, monatlich dreiundzwanzig Gulden, durfte auch nicht die Officierskleidung, sondern mußte den Feldscherersrock tragen. Diese Kleinigkeit, die er, freilich nur dann und wann, als eine beschämende Hintansetzung betrachtete, wurmte stärker in ihm, als man glauben sollte. ... Doch dauerte diese Verdrossenheit keineswegs lange, sie machte der heitersten Munterkeit und einer sehr oft ausgelassenen Frohlaunigkeit Platz. . . .

Seiner Kunst und Fürsorge wurde ein Regiment Grenadiere anvertraut, das aus ungefähr zweihundertvierzig meist gebrechlichen und abgelebten Leuten bestand. Dieses Anvertrauen geschah indeß mit Vorsicht und Beschränkung. Herzog Karl hatte Schillern ausdrücklich befohlen, sich in bedeutenden Fällen an den Leibarzt Elwert zu halten. Elwert, sein Vorgesetzter, verlangte dasselbe von ihm. Vergebens! Dazu war Schiller zu stolz. Er that das Befohlene niemals. Um nun sich keiner Pflichtversäumniß schuldig zu machen, in keine Verlegenheit zu kommen und zugleich Schillern nicht zu demüthigen, traf der Leibarzt eine feinschonende Auskunft. Er befahl den Feldwundärzten, ihm die nöthigen Berichte zu erstatten, und änderte dann nach Befund der Umstände stillschweigend Schillers Recepte. Wirklich war das auch oft höchst nöthig. Schiller verordnete zum Beispiel Mischtränke, die, nach seiner Vorschrift zubereitet, zu keinem geraumen Glase hätten herausfließen können. Bemerkenswerth hiebei ist, daß er seine Schwäche als ausübender Arzt gar wohl fühlte, daß er über sich selbst, als Heilkünstler be-

trachtet, treffend scherzte. . . . Schiller trug sich schon frühe mit dem Gedanken, die ausübende Heilkunst aufzugeben und Lehrer der Menschennaturkunde und anderer theoretischer Theile der Arzneiwissenschaft zu werden. Doch hat er nie wirklich ernstliche Vorbereitungsanstalten hiezu gemacht, hat sich auch während jenes ganzen Aufenthalts in Stuttgart nur eine einzige unbedeutende Schrift aus seinem Fache angeschafft: den Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781.

61. Schiller war in dieser Zeit [1782] in der frohesten Laune. Dichterische Entwürfe und angefangene Werke beschäftigten ihn ganz, als unvermuthet ein bedeutender Sturm sich gegen ihn erhob. Er ließ in seinen „Räubern" den Spiegelberg sagen: „Graubünden ist das Athen der Räuber". Bei dieser Stelle hatte der Dichter sicher kein Arges dabei. . . . Indessen erregte sie die Galle und Rachsucht einiger Schweizer, und Schiller ward deßwegen bei Herzog Karl förmlich verklagt. Karl, ganz ohne Sinn für Dichterwerth, . . . ließ ihn sogleich zu sich auf seinen Landsitz kommen, fuhr ihn auf das heftigste an, schalt ihn auf das derbste aus und schloß mit den Worten: „Ich sage, bei Strafe der Cassation schreibt Er keine Komödien mehr!" Unmittelbar nach diesem Auftritt ging Schiller in den von ihm gewöhnlich besuchten Garten und kegelte, anscheinend gelassen, ja heiter. . . .

* * *

Kein Sinn für körperliche Schönheit. Seine Liebe mit der Vischerin, einem wie an Geist so an Gestalt gänzlich verwahrlos'ten Weibe, einer wahren Mumie. Dieß die Laura, die er in der „Anthologie" besang.

* * *

Sein Fourierschütz Kronenbitter, den er sich als Regimentsmedicus unter seinen zweihundertundvierzig Grenadiers als Aufwärter aussuchte, eine seltsame groteske Gestalt.

* * *

Sommers alle Abende Kegelspiel, Winters Manille, ein leichtes Kartenspiel.

* * *

Schiller ging oft um Mitternacht ganz allein durch den stundenlangen Solitudenwald.

* * *

Ein Schnupfer wie Schiller war nicht leicht zu finden. Hatte er bisweilen gerade keinen Tabak, so kitzelte er seine Geruchsnerven mit Staub.

Kratzende Weine, schlechter Schnupftabak, garstige Weiber waren Beweise für mangelndes Feingefühl im Sinnlichen.

* * *

Reise nach Mannheim im Januar 1782 zur Aufführung der „Räuber". Ein schmuckes Kellermädchen in Schwetzingen beschäftigte sie (Schiller und Petersen) so angenehm, daß sie zu spät nach Mannheim kamen.

* * *

Um diese Zeit [1776 ff.] waren beinahe alle besseren Köpfe der Akademie in Parteien getheilt: einige wahre Anhänger der Engländer, die meisten dagegen Freunde der Amerikaner. Schiller

kümmerte sich um diese Völkersache im geringsten nicht, er las gar keine Zeitung.

* * *

Einem Spiel mit schön gesagten Gegensätzen opferte er die Wahrheit auf.

* * *

Bei Schiller reinigte, stärkte die Lust am Schönen und Erhabenen die sittlichen Gefühle, was selten vorkommt.

* * *

Eine dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn als der Anblick in der Natur selbst.

* * *

Noch keine Begeisterung mit Besonnenheit unter der Zucht des Schönheitsgefühls, sondern eine Fülle von wildem Feuer, brausender Kraft.

* * *

Schiller liebte in seiner Jugend vorzüglich Schinken. Hätte er Schinken von Estremadura, abgekocht in rothem spanischem Wein, einmal zu essen bekommen, er würde ein Loblied auf diesen Leckerbissen gedichtet haben.

* * *

Als Schiller und ich [Petersen], von Abel verleitet, im Jahre 1781 oder 82 Spittler besuchten, schwatzte er von nichts als dem Werth der Geschichte und der Empfehlenswürdigkeit dieses Stu-

diums, lauter längst abgedroschene Sachen: er glaubte Schüler vor sich zu haben.

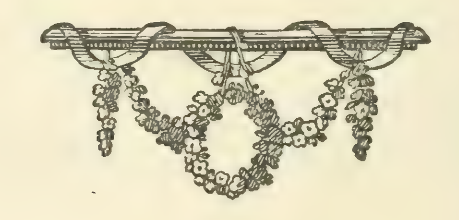
* * *

In den Jahren 1781 und 82, wo Schiller doch das Jünglingsalter zurückgelegt, hatte sein Gesicht ganz nichts Ausgezeichnetes. Seine Nase war eingedrückt, und den Ordensstern des Genius trug er, mit Lavater zu reden, nicht im Auge. Wie ganz anders erschien er seinen Freunden in Stuttgart im Jahr 1794! Während jener Zwischenzeit schien sein Geist gleichsam aus dem Innern herausgequollen zu sein, sich in die ernsten Gesichtszüge ergossen und denselben eine andere Wölbung und Gestalt gegeben zu haben. Jetzt hatte seine Nase die Adlersform, und aus allen seinen Zügen leuchteten Tiefgefühl, Dichtergeist, Forschungskraft, Großheit und insonderheit Seelenadel auf das sprechendste hervor.



2. Man hat gesagt, Schiller habe gern getrunken; das ist nichts, wenigstens so lange wir [Scharffenstein und Schiller] mit einander lebten. Ein paar Räusche, die er gehabt haben mag, bekam er durch gesellschaftliche Verführung. Zu Hause hielt er sich meistens etwas von Likör, aber mehr für seinen damals schon schwachen Magen; es kann sein, daß dieß ihn mehr verdarb. Schiller war, so lange ich mit ihm lebte, nicht sinnlich und liebte die Weiber im Grunde nicht. Er be-

hauptete, das dümmste Weib könne perfider und für den scharfsichtigsten Mann unerforschlicher sein als der verstockteste Bösewicht. Er kannte nur die Extreme: Excentricität oder thierischen Genuß. Dieses war scharf abgesondert und schmolz zu einer die Hauptangelegenheit seiner Existenz machenden Leidenschaft; seine göttlichsten erotischen Schilderungen sind Divinationen seines Busens. Außer ein paar Sprüngen mit Soldatenweibern, auch en compagnie, weiß ich keine Debauche von ihm.



## Einiges über Schiller.

Schiller hatte bereits die Akademie verlassen, lebte in Stuttgart, als Regimentsarzt bei einem Grenadierbataillon angestellt, und hatte schon seine „Räuber" in den Druck gegeben, als der Verfasser dieser wenigen Blätter [Conz], drei Jahre jünger, als Schiller damals war, mit ihm bekannt wurde oder eigentlich eine vorübergehende Jugend- oder Knabenbekanntschaft mit ihm erneuerte; denn da Schiller, in Marbach geboren, mit seinem Vater, der, früher bei dem Geniecorps angestellt, den Ort seines Aufenthalts nach der Bestimmung seines Dienstamtes öfter zu verändern hatte, auch einmal einige Zeit in dem Orte, wo der Verfasser dieses geboren ward*), sich aufhielt, so erinnere ich mich aus dieser Periode noch dunkel seines Bildes und einiger weniger bedeutenden, mit ihm durchlebten Knabenscenen.

Jetzt, als Schillers Ruhm aufzublühen begann und ich selbst in engerer, von der Natur mir gezogenen Sphäre für die Musenkunst und ihre Lorbeern nicht ohne jugendlichen Enthusiasmus glühte, brachte mich verwandter Trieb wieder in seine Nähe. Ich hatte damals mehrere Gedichte theils in das schwäbische, vom Professor Haug besorgte „Magazin", in das Schiller früher von der Akademie aus verschiedne Poesien lieferte, deren einige ihrer genialen Merkwürdigkeit halber dem größern Publicum, ich glaube in dem „Morgenblatte", mitgetheilt worden sind, theils in den ersten Jahrgang des schwäbischen „Musenalmanachs", dem Schiller ebenfalls eines seiner Gedichte, „An Laura"**), ein-

*) Lorch.

**) Gelegentlich bemerke ich, daß der Verfasser der neuesten Nachricht über Schiller, Herr Dr. Döring, in seiner sonst interessanten Schrift irrt, wenn er sagt, die Laura-Gedichte seien in Mannheim verfertigt worden und veranlaßt durch eine Liebe Schillers für eine Demoiselle Schwan. Dieß möchte höchstens von der Ode „Resignation. An Laura" der Fall sein. Die übrigen alle, die feurigsten, wie das oben genannte, sind in Stuttgart componirt worden, wie dieses der Umstand schon beweis't, daß sie alle in der bei Metzler im Jahr 1782 er-

verleibt hatte, bereits einrücken lassen. Er würdigte sie seines Beifalls, auch öffentlich in einer für das Ganze des Instituts, da er bald nach der Erscheinung des Almanachs mit dem Herausgeber, von dem er sich, ich weiß nicht mehr wodurch, gekränkt glaubte, zerfallen war, eben nicht günstigen Anzeige. Ich besuchte ihn öfter von Tübingen aus in den Ferien, und der schüchterne jüngere Freund der Musen genoß von dem gereifteren kühnstrebenden jungen Manne viele Aufmunterung.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, lange von ihm ein Stammbuchblatt aufbewahrt zu haben, um das ich bei der nachmaligen öftern Veränderung meines Aufenthaltes endlich doch kam, nicht ohne daß ich mich noch manchmal wie über andere ähnliche Fälle einer Nachlässigkeit darüber anklage, in das er mir aus Sallust, seinem damaligen Lieblingsschriftsteller folgende Sentenz geschrieben hatte:

„Animi imperio, corporis servitio magis utimur. Quo mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere et, quoniam vita ipsa, qua fruimur,

schienenen „Anthologie" gedruckt sind. Schiller hat nur einige davon seiner spätern Sammlung von Gedichten einverleibt. Ob sie veranlaßt worden sind durch eine jugendliche Leidenschaft für irgend ein Frauenzimmer, wage ich nicht zu bestimmen. Man wollte im Publicum eine junge geistvolle Officierswitwe angeben, die mit Schiller im nämlichen Hause damals wohnte und wenigstens in Bekanntschaft mit ihm stand. Allein es ist so gewöhnlich, daß man dergleichen Producten, die oft bloß Erzeugnisse der Dichterphantasie sind, im Urtheile eine wirkliche Veranlassung durch ein Liebesverhältniß unterlegt. Man sieht, Petrarca hatte ihn damals begeistert, und die Gluth des Italiäners, an der, wie man weiß, die Phantasie auch noch mehr Antheil hatte denn das Herz, hatte auf dem Focus seiner kühnen Einbildungskraft eigenthümlich gezündet. In jedem Falle hat an den Laura-Gedichten, worin schon wie in spätern die Macht des Idealistischen, nur auf eine ungezügeltere Weise, sich regt, nach Feuer, Farbe und Ton die Phantasie bei weitem mehr Antheil als die Empfindung.

brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere."

Lebhaft schwebt mir noch das kleine Zimmerchen vor der Phantasie, worin Schiller damals wirthschaftete. Er bewohnte es eine Zeitlang in Gesellschaft mit einem Akademiefreunde und Jugendgenossen, dem Lieutenant Kapf, einem jungen Manne von Talent, heftig und aufbrausend, wie Schiller selbst damals war, im Professor Haug'schen Hause.

Einst, als ich von der Straße aus, wo ich Schillern getroffen hatte, mit ihm nach seinem Logis ging, Kapf aber nicht zu Hause war und Schiller seinen Schlüssel zu sich zu stecken vergessen hatte, stieß er in der Ungeduld, um die Mühe, bei'm Eigenthümer des Hauses einen Schlüssel zu holen, so sich zu ersparen, ohne Umstände geradezu mit dem Fuße die Thüre auf Einen Ansprung ein.

Einmal traf ich auf seinem Schreibetisch — er hatte meist wenige Bücher um sich her — Klopstocks Oden an, den Karlsruher Nachdruck. Als ich sie eröffnete, fand ich mit Befremdung, daß eine nicht gar unbeträchtliche Anzahl mit großen, quer in's Kreuz gezogenen derben Tintenzügen rein durchstrichen war. Als ich ihn lächelnd fragte, was dieß zu bedeuten habe, sagte er: „Diese gefallen mir nicht."

Ich blätterte nach und freute mich, daß meine Lieblingsoden: „Der Zürcher See", die an Cidli, an Fanny, an Ebert, „Wingolf" u. a. von dieser strengen Kritik waren verschont geblieben und sie doch meist nur diejenigen getroffen hatte, worin der Geist der Reflexion und eine oft grammatisch-wissenschaftliche Tendenz vor der eigentlich begeistert-lyrischen voranherrscht.

Als ich einst seines Gedichtes, das er einige Jahre früher schon in das „Schwäbische Magazin" gegeben hatte, „Der Eroberer", gegen ihn mit Theilnahme erwähnte, sagte er: „O! damals war ich noch ein Sklave von Klopstock." Es war mir

auffallend; denn nicht sowohl Klopstockische, als schon Shakespeare'sche Nachbildung schien mir darin zu herrschen. Nur in der Idee des Ganzen und einigen Bildern schien er mir von Klopstocks Gericht über die Könige in der „Messiade" ausgegangen zu sein. . . .

Aus jener Periode erinnere ich mich ebenfalls lebhaft, wie mir Schiller öfter erzählte, daß er anfänglich dem geistlichen Stande gewidmet gewesen sei, es freue ihn aber, daß sein Schicksal nun diese Wendung genommen, er würde die langsame Klosterlaufbahn, wie die württembergischen Theologen sie gewöhnlich machen, eine Bahn, die in der Regel an die neun Jahre dauert, haben durchlaufen müssen; so sei er nun fertig, ausgerüstet für die Welt. „Was wäre ich jetzt?", setzte er hinzu, „Ein Tübingisches Magisterchen!" Ich war es selbst damals noch nicht, und so konnte die Rede, übrigens mit vieler Gutmüthigkeit hingeworfen, für mich nichts Beleidigendes haben. Später, wo überhaupt Schillers ganze innere und äußere Natur eine durchgreifende Umwälzung erfahren hatte, wie ich zu meiner Verwunderung fand, als ich in Jena wieder mit ihm jene frühere, durch seine bald eingetretene Flucht aus Stuttgart unterbrochene Bekanntschaft zu erneuern das Glück hatte, sprach er mir doch mehrere Male von seinem oft bei ihm rückkehrenden Wunsche vor, der Laufbahn eines Predigers nicht entzogen worden zu sein*). Vor einer versammelten Gemeine über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhebendes vor; und gewiß — Schiller, mit diesem tiefen Gefühl, diesem ernsten Sinn für alles der

*) Die mehrmalen bekannt gemachte Anekdote, Schiller habe die geistliche Laufbahn darum aufgegeben, weil er bei einer der öffentlichen Prüfungen, die ehemals fünf Jahre durch, vom zehnten Jahre bis in's vierzehnte, in Stuttgart mit Candidaten der Theologie angestellt wurden, als unfähig sei bezeichnet oder doch monirt worden, ist nicht verbürgt.

Menschheit Wichtige, dieser glühenden Einbildungskraft, dieser hinreißenden Darstellungsgabe, würde auch von der Kanzel herab mächtig auf das Volk gewirkt haben . . . .

* * *

Ich erlaube mir hier noch einige einzelne zerstreute Bemerkungen, wie meine Erinnerung sie mir anbietet, mitzutheilen, und werde in der Folge vielleicht noch mehrere nachliefern.

Von kleineren, in Einzelnheiten gehenden Untersuchungen, selbst eines Lessings u. a., konnte Schiller wohl öfter, nicht hämisch, aber doch mit einem Lächeln, welches dieselben als unbedeutend herunterzusetzen schien, reden. Er hatte hierin Unrecht, und Recht; Unrecht, weil wir solchen scharfsinnigen Forschungen feinbegabter Männer, für die aber oft gerade das umfassendere Genie minder geschaffen ist, so vieles danken; Recht, weil er den Naturberuf in sich fühlte, den ich mit den Worten der Kleopatra gegen Antonius möchte ausdrücken, als sie ihn fischen sah, und durch Taucher, die unter dem Wasser gedörrte Fische an die Angel ihm hefteten, hinterlistig täuschen ließ: „Beherrsche du Königreiche, und überlasse das Fischen mit der Angel uns kleineren Gebietern deiner Provinzen." —

* * *

Die Anekdote, die sich im Konversations-Lexikon über Schiller findet, daß sein erstes Trauerspiel, ein sehr jugendlicher Versuch, den Titel gehabt hätte: Der Student von Nassau, ist nicht ungegründet. Döring, der neueste Biograph Schillers, übergeht sie, und der Recensent der Döring'schen Biographie (Hall. Lit. Zeit. Monat Jul. 1822) vermißt die Aufführung derselben. Vielleicht bezweifelt Döring ihre Echtheit. Aber der Verfasser dieser Blätter erinnert sich genau, sie mehreremals aus Schillers Munde selbst gehört zu haben: und er war es auch, der sie zu-

erst im Morgenblatte bekannt machte. Das Thema war das ganz einfache: Eine Zeitung erzählte den Selbstmord eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Dies erhitzte die jugendliche Phantasie des Dichters so, daß er es als willkommnen Stoff zu einer Tragödie ergriff. Er selbst äußerte, er wünschte nur das unreife, jugendliche Produkt, um einiger gelungenen Scenen willen, noch zu besitzen, die er vielleicht anderwärts noch benutzen könnte.

„Mein letztes Hemde auf dem Leibe", konnte er oft sagen, „hätte ich in jenen Tagen oft hingegeben um einen dankbaren tragischen Stoff, meinen jugendlich-aufstrebenden Geist daran zu üben." Auch von einer frühe verstorbenen geistreichen Schwester erzählte er, daß sie viel Lust und Anlage zum Drama gehabt, und manche Versuche in den abgelegensten Plätzen des Hauses aus Furcht vor dem Vater, der eine solche Beschäftigung nach seinen strengen Grundsätzen für Mädchen zu unzweckmäßig hielt, als daß er sie an der eigenen Tochter hätte dulden können, scenenweise komponirte oder niederschrieb.

Ueberhaupt scheint es mehr die Mutter Schillers*) gewesen zu sein, von der, wenn eine gewisse Vererbung der geistigen Anlagen angenommen werden kann, zu behaupten sein dürfte, daß ihr zarter, gefühlvoller Sinn auf Schillers dichterischen Geist möchte Einfluß gehabt haben. Der Vater war ein rechtlicher, in seinem Fache sehr verständiger Mann, und besonders ein sehr guter Kenner der Landwirthschaft, — in welchem Felde er später noch Schriften, die mit Beifall aufgenommen wurden, herausgab, dabei fruchtbar an allerlei weitaussehenden Entwürfen, wie diejenigen, die ihn genauer kannten, von ihm versichern; die Mutter, ohne besondere Bildung, voll natürlich-glücklicher Anlagen, und,

*) Daß Schillers Mutter nicht, wie das Konversations-Lexikon angibt, aus Kodweis gebürtig, sondern eine geborne Kodweis gewesen, ist anderwärts schon (S. F. Weissers nicht poet. und poet. Werke. III. Th. S. 61), als Berichtigung bemerkt worden.

wie alle die sie kannten behaupten, voll Milde, Güte und zarten, auch religiösen Sinnes. Schiller selbst erzählte mir einmal, sein erstes lyrisches Gedicht sey mittelbar auf ihre Ermahnung hin entstanden, und ein — religiöses Gedicht gewesen. Den Tag vor der Konfirmationshandlung, als sie ihn sorglos nach Knabenweise auf der Straße umherschlendern sah, rief sie ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Leichtsinnes, und indem sie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgenden Tages vorstellte, war die Frucht davon bei'm gerührten Sohne ein frommes Gedicht.



Es ist eine Frage, die er im späteren Leben oft an sich selbst that, ob er im freieren bürgerlichen Verhältniß sich nicht der Medicin mit Eifer und Glück für immer würde gewidmet haben? In verschiedenen Lebensepochen entstand diese Idee wieder in ihm, und immer behielt er große Vorliebe für diese Wissenschaft. Ein geschärfter Blick in die menschliche Natur, ein feines Auffassen aller individuellen Zustände, blieb ihm immer als Gewinn dieses frühern Studiums. Er fürchtete oft, die Liebe zur Wissenschaft hätte ihn als praktischen Arzt zu allzukühnen Fragen an die Natur verleiten können. Aber sein Herz und seine Sympathie mit jedem menschlichen Leiden hätten ihn sicher vor jedem Uebermaße geschützt.

Seine Dienstgeschäfte veranlaßten natürlich eine Pause in seinen dichterischen Arbeiten; er legte sich selbst ein strenges Gelübde auf, den Lockungen der Muse zu widerstehen. Seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Lange konnte diese Entsagung bei einem so mächtigen Talente nicht dauern. Mehrere kleine Gedichte entstanden, die Kindesmörderin, die an Laura und verschiedene andre, die zum Teil nicht öffentlich bekannt wurden. Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen. Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch, nach der so lang entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und

wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellte das Gleichmaß wieder her. Auch erhielt im Umgang mit aufstrebenden Jugendfreunden, zu denen sich Haug und Petersen gesellten, die Geistigkeit immer die Obergewalt über das sinnliche Leben. Er entschloß sich zur Herausgabe der Anthologie, wovon nur ein einziges Bändchen (auf das Jahr 1782) erschienen ist.

Der Herzog blieb immer aufmerksam auf Schillers emporstrebendes Talent. Einige Gedichte, besonders eines auf den Tod eines Officiers, das ihm verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz zu verletzen schien, erregte sein Mißfallen. Ob es ihm gleich schmeichelte, auch einen Dichter aus seiner Pflanzschule hervorgehen zu sehen, so sollte dennoch die Art der Dichtung in eine ihm gefällige Form gegossen seyn, und freie Gesinnung lag außer der Sphäre dieses Herrschersinnes. Bemerkenswerth ist es immer, wie jede Aeußerung des Geistes seinen hellen Verstand ansprach und seine Neigung gewann. Schiller bemerkte, daß in mehreren kleinen Handschreiben des Herzogs, die dessen Verhältniß zu ihm veranlaßte, dieser sogar seine damalige Schreibart, in der oft Gedankenstriche vorkamen, nachahmte.



## 65. Boas nach Emilie v. Gleichen.

Zu diesem Kreise gesellte sich, durch Schiller's Vermittlung, die Wittwe des im Jahre 1779 verstorbenen Hauptmanns und Regimentsquartiermeisters Vischer. Der Dichter wohnte zur Miethe bei ihr, und es entstand ein Verhältniß zwischen ihnen, welches in seiner seltsamen Mischung aus Freundschaft und liebevoller Neigung, von vielen nicht begriffen, und deshalb vollkommen mißdeutet wurde. Luise Dorothea Vischer, geborene Andreä aus Stuttgart, war eine magere Blondine mit blauen, schwimmenden Augen. Man konnte sie durchaus nicht schön nennen, auch war sie acht Jahre älter als Schiller*), doch besaß sie, vielleicht eben für jüngere Männer, etwas Anziehendes und Pikantes. Weder durch Geist, noch durch Talente zeichnete sie sich besonders aus; dagegen wurde ihre Herzensgüte allgemein gerühmt. Sie war musikalisch, und obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltirten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung „Laura am Klavier" kundgiebt. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter; diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling, dessen Gemüth sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er Abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen**).

Auf solche Weise entwickelte sich ein traulicher Verkehr zwischen Schiller und seiner Nachbarin. Er bedurfte des weiblichen Umgangs, und wie hätte er eine Frau zurückstoßen können, die ihm mit tausend Gefälligkeiten entgegenkam. Willig übertrug er sogar die Vorzüge ihres Gemüths auf ihre äußere Erscheinung, und idealisierte sich, was andere unschön fanden. So lebten

---

*) Sie wurde geboren am 24. August 1751.

**) Diese Mittheilungen empfing ich [Boas] zum großen Theil durch Schiller's Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, welche sie nach den Erzählungen der Tante Reinwald gab, „der die alten Zeiten noch wie gestern und heute vorschwebten."

denn beide gar bald in einem Freundschaftsbündniß, welches möglicher Weise auch einen sinnlichen Anflug haben mochte, ohne jedoch irgend die Grenzen der guten Sitte zu überschreiten.

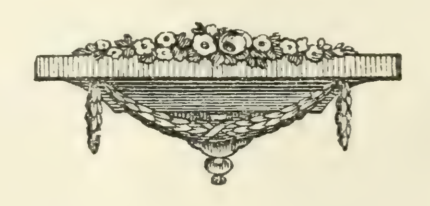


## Friedrich Förster nach Minna Körners Erzählung.

66. Als ich einmal Veranlassung fand, die verehrte Freundin über Schillers „Entzückung an Laura“ und andere Liebesverhältnisse zu befragen, erfuhr ich darüber Folgendes: „Wenn Schiller, was öfter vorkam, von einem wunderschönen Mädchen erzählte, deren nähere Bekanntschaft er machen müsse, von deren Clavierspiel er entzückt sei und was dergleichen ihm sehr geläufige Redensarten mehr waren, dann erinnerten wir ihn an seine „Entzückungen“ und an „Laura am Clavier“. Als wir ihn nun auch wieder einmal damit neckten, machte er uns darüber ein Geständniß, das ich nimmer für Wahrheit gehalten haben würde, wenn Schiller nicht eine so grundehrliche Seele gewesen wäre. „Jene Laura“, sagte er, „als deren Petrarka ich mich erklärt hatte, war eine Hauptmannswittwe, bei der ich in Mannheim [lies Stuttgart] wohnte, und die mich weit mehr durch ihre Gutmüthigkeit, als durch ihren Geist, am wenigsten aber durch ihre Schönheit anzog. Sie spielte sehr gut Clavier und verstand es, ein vortreffliches Glas Punsch zu machen. Sie selbst hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß ich sie zu meiner „Laura“ erwählt und in Entzückungen sie besungen. Meine Ansicht war schon damals, daß

der Dichter nur in einer idealen Welt leben müsse, und wenn ich in jenen Tagen noch einer Brücke bedurft hätte, um aus der armseligen Wirklichkeit da hinüber in das Reich der Ideale zu gelangen, so würde meine gute Frau Hauswirthin eine sehr bedenkliche Himmelsleiter abgegeben haben. Ich dächte aber, man hätte es meinen Gedichten auch anmerken müssen, daß es mit ihnen nicht so ernstlich gemeint gewesen sei, denn mit solchen „Ueberschwenglichkeiten" — dies war sein Ausdruck — würde mich kein vernünftiges Mädchen und am allerwenigsten eine Schwäbin angehört haben*).

*) Hiermit stimmt nicht ganz überein, was ich in späteren Jahren von zwei, Schiller nahestehenden Freundinnen, der Frau von Wolzogen in Jena und der Frau von Kalb in Berlin vernahm, welche beide das traurige Schicksal betroffen, in ihrem hohen Alter zu erblinden. Frau von Wolzogen erzählte mir — und hat es ja auch drucken lassen: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverhältniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Ergebniß eines, ihm bis dahin unbekannten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen." Frau von Kalb versicherte: so viel sie sich erinnere von Schiller noch in Mannheim gehört zu haben, sei Laura die talentvolle Tochter eines Concertmeisters gewesen, die weder schön noch jung war, an deren Clavierspiel Schiller, der mit ihr in demselben Hause gewohnt, große Freude gehabt.



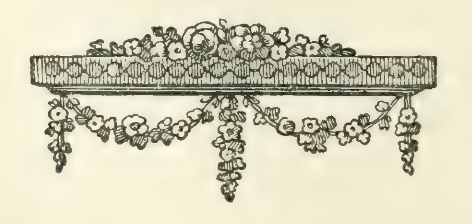
## 67. Schiller, Reinhard und die arabischen Dichter.

Wie Schiller für Alles, was ihm neu war, die regste Empfänglichkeit hatte, wie Alles in seiner hohen Phantasie sogleich mächtig zündete, so konnte es nicht fehlen: das Eigenthümliche, Kriegerischrauhe, und dann wieder doch in die zartesten Empfindungen der tiefsten Gefühle, der Liebe, der Schwermuth Eingehende, wie das einsame Nomadenleben sie oft nährt, der arabischen Dichter mußte ihm, als er das erste Mal zufällig mit denselben bekannt wurde, ungemein zusagen. Ich [Conz] erinnere mich, Zeuge davon gewesen zu sein. Er hatte die Akademie vor kurzer Zeit erst verlassen, und lebte als Arzt bei einem Grenadierbataillon angestellt, in Stuttgart, in der ersten Blüthe seines Ruhms. Seine Räuber waren bereits erschienen, die Ausarbeitung seines Fiesko, von dem er mir um dieselbe Zeit einmal sagte: „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko wird leben!" beschäftigte ihn so eben. Ich besuchte ihn mit einem meiner ältesten Universitätsfreunde: es war der durch seine Talente, seine Schicksale, vor allem seinen trefflichen Charakter so achtungswürdige Graf Reinhard, der damals noch in Tübingen, wenige Jahre älter als ich, die Theologie studirte. Reinhard, von echt dichterischen Anlagen, keiner Kenntnis fremd, durch frühe Schulfreundschaft schon und frühe Liebe zu den Musen mit mir verbunden, hatte auf der Universität Tübingen, unter des trefflichen Orientalisten Schnurrers Anleitung, sich dem Studium der orientalischen Sprachen vorzüglich zugewendet, und bei der Leichtigkeit seines Kopfes, womit er alles erfaßte, sehr schnelle Fortschritte darin gemacht. Er, damals schon Verfasser einer für ihre Zeit glücklichen Übersetzung Tibulls, die später noch der verewigte Wolf, als Werk eines jungen Mannes zumal, mit seine Lobsprüchen krönte, hatte sich an das Wagestück gegeben, eine nicht unbeträchtliche Anzahl Liebeselegien und andere Gedichte der Araber, wie sie die damals uns jungen Männern zugänglichen Anthologien anboten, metrisch zu verdeutschen. Proben

davon theilte er Schillern mit und las sie ihm vor, der ihn sehr aufmunterte, auf dieser Laufbahn, auf der er gewiß, wie auch auf der begonnenen dichterischen, Lorbeern pflücken würde, fortzufahren. Ich erinnere mich, wie Schillers Angesicht voll Glut wurde, wie er sich in eine ganz neue Welt versetzt fühlte, und uns gestand, daß eine neue ihm hier eröffnet sey, als R. ihm seine Nachbildungen arabischer Poesien vorlas . . . .

## 68. Aus Reinhards Aufzeichnungen.

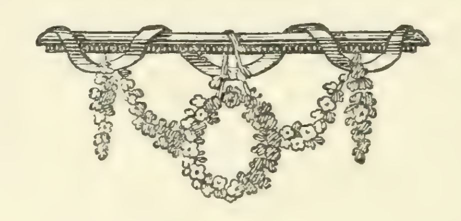
Damals [1781] sahe ich zum ersten- und letztenmale nur drei Tage lang Schillern, der so eben die Karls-Akademie verlassen hatte. Eine hohe hagere Figur, mit hochblondem Haar, blasser Farbe und militärischem Schritt, nicht Haltung; so erschien er mir damals. Meine metrischen Übersetzungen aus dem Arabischen und aus Tibull gefielen ihm. Er faßte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat. Bei einer Fehde, die aus jugendlichem Übermuth und aus Rivalität sich entspann zwischen dem Herausgeber der Anthologie und dem Herausgeber des Schwäbischen Almanachs gab er mir Beweise davon und nach seinem Tode fand ich andere mir wichtig und werth gewordene in Weimar.



# 69. Aus F. W. v. Hoven's Autobiographie.

So wurde ich nun bald näher mit ihm [General Rieger] bekannt, und so oft ich ihn besuchte, lud er mich nicht nur wieder aufs neue ein, sondern er bat mich auch, von meinen Freunden mitzubringen, welche ich wollte, besonders aber wünschte er Schillern, den Verfasser der Räuber, von welchem er wußte, daß er mich öfters von Stuttgart aus besuche, persönlich kennen zu lernen. Ich versprach, daß dies gleich bei seinem nächsten Besuch geschehen solle, und der General, um sich den Besuch Schillers zu einem Fest zu machen, forderte Schubart, der Schillern auch noch nicht persönlich kannte, zu einer Recension der Räuber auf, welche er ihm, als einem Fremden, vorlesen sollte. Schubart war mit seiner Recension fertig, Schiller kam, wir begaben uns auf die Festung, der General, hoch erfreut über den Besuch Schillers, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden wir zu Schubart geführt. Abgeredeter Maßen wurde diesem Schiller unter dem Namen eines Doktor Fischer vorgestellt, und sobald die erste Begrüßung vorbei war, von dem General das Gespräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Doktor Fischer sagte, daß er den Verfasser genau kenne, und sehr wünschte, das Urtheil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: „Sie haben ja, sagte er, sich zu Schubart wendend, eine Recension der Räuber verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?“ Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der Räuber vor ihm stehe, die Recension vor, und als er am Schlusse der Recension den Wunsch äußerte, daß er den großen Dichter persönlich kennen möchte, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Ihr Wunsch ist erfüllt, hier steht er vor Ihnen“. „Ist es möglich? rief Schubart frohlockend aus, das ist also der Verfasser der Räuber!“ Dies gesagt, fiel er Schillern um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen. Rieger war hoch erfreut über das Gelingen der Ueber=

raschung, welche er Schubart bereitet hatte. Schiller und ich verließen vergnügt die Festung, und gedachten in der Folge noch oft dieser Scene.



## 70. Aus den Erinnerungen von K. A. Göritz.

Als das Schauspiel „die Räuber" bekannt wurde, sollte es auch in Mannheim gegeben werden, wo damals unter der Direktion des Barons v. Dalberg, Bruders des Fürsten Primas, sich die besten Schauspieler von Deutschland versammelt hatten. Dalberg, der sich für das Stück und den Verfasser lebhaft interessierte, schrieb an Schiller und lud ihn ein, der ersten Aufführung seines Schauspiels beizuwohnen. Dazu fühlte er in sich eine große Neigung, aber er war (die näheren Umstände mögen ehemaligen Zöglingen der Akademie und seinen Freunden besser als mir bekannt seyn) fest überzeugt, daß Herzog Karl es nicht erlauben, ja, daß schon das Gesuch als ein Vergehen geahndet werden würde. In welchem näheren Verhältniß er mit dem Obristen v. Rau, dem damaligen Commandeur des Grenadierregiments v. Augé gewesen seyn mag, weiß ich nicht; kurz, er erhielt von diesem die Erlaubniß, die Reise in Civilkleidern machen und sich krank melden lassen zu dürfen, unter der Voraussetzung, daß er ihn nicht compromittiren werde. Er reiste also, und er wurde in Mannheim so gut aufgenommen, daß er diese heimliche Reise nachher mehrere Male unter der nämlichen

Begünstigung und Voraussetzung wiederholte. Herzog Karl erfuhr es endlich, und als Schiller von einer solchen Reise zurückgekommen war, schickte er ihm ein Pferd aus dem Marstall und den Befehl, sogleich nach Hohenheim zu ihm zu kommen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. — Als Schiller in Hohenheim ankam, empfing ihn der Herzog sehr freundlich und liebreich, erzählte ihm von seinen Anlagen und zeigte ihm einige, erkundigte sich nach seinen Umständen, und endlich sagte er rasch zu ihm: „Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß Alles; ich sage, Sein Obrister weiß darum". Schiller bekannte, daß er in Mannheim gewesen sey, leugnete aber schlechterdings, daß Rau etwas davon wisse, und so beharrlich, daß der Herzog vergeblich Bitten und Drohungen anwandte, vergebens drohte, ihn auf die Festung bringen zu lassen und seinen Vater außer Brod zu setzen. Schiller beharrte auf seinem Leugnen; er wurde sehr ungnädig vom Herzog entlassen („es werde nachkommen") und mußte zu Fuß wieder nach Stuttgart zurückkehren. Die Sache war in Stuttgart sogleich bekannt. Der General Augé stellte auf der Parade Schillern zur Rede, warum er zum Herzog gegangen sey, ohne sich zu melden, und zog sich auf die Antwort Schillers: „es sey des Herzogs Befehl gewesen", furchtsam zurück. Obrist v. Rau war in großer Angst, und getraute sich weder öffentlich auf der Parade mit Schiller zu sprechen, noch zu ihm in's Haus zu gehen oder ihn zu sich kommen zu lassen, weil dem Herzog jede Zusammenkunft konnte verrathen werden. Schiller wohnte damals in dem ehemaligen Hause meines Vaters, dem Haugschen Hause auf dem kleinen Graben. Das Haugsche Haus stand durch einen Gang mit dem Elsäßerschen in Verbindung, und in diesem war, da es auf der Stadtmauer stand, eine Thüre durchgebrochen, wodurch man in den Garten kommen konnte. Am Seelthor ging ein anderer Eingang in den Garten; da kamen v. Rau und Schiller bei Nacht zusammen, und ersterer wurde

beruhigt. — Ich erzähle diese Geschichte weitläufig, weil Schiller sie immer mit großer Behaglichkeit in vertraulichen Stunden mittheilte.



## 71. Aus Petersens Papieren.

Nach beendigter Vorstellung speiste Schiller mit seinem Reisegefährten Petersen in Gesellschaft aller Schauspieler, welche das Stück gespielt hatten. Die Tischgespräche enthielten viel Erfreuliches und Erhebendes, aber auch viel leeres Kunstgeschwätz.

## 72. Aus den Akten des Mannheimer Theaters.

Die Reisekosten, welche dem Verfasser der Räuber von Studtgart nach Mannheim bewilliget worden sind, und welche Hr. Hofkammerrath Schwan vorgeschoßen hat, sind demselben von der Theater-Cassa zu ersetzen, und in Rechnung zu bringen.

Mannheim, den 26. Jenner 1782.

Frh. v. Dalberg.

Den Betrag der dem Hrn. Verfaßer der Räuber, laut der darüber dem Herrn Baron von Dalberg überlieferten Original-Quittung, bezahlten Vier Carolin von der Theatercaße richtig restituirt bekommen.

Mannheim, den 27. Janr. 1782.

C. F. Schwan.

# 73. Rechnung des Ochsenwirtes Brodhag.

Stuttgardt. d: 13ten May. 1782.

**Herr Doctor Schiller und Herr Bibliotarius Petersinn,**
**Belieben güttigst wie folgt**

| Datum | | Posten | Fl | Kr |
|---|---|---|---|---|
| d: 13ten | May | = H: Doctor Schiller 3/4 Mß Wein schuncken u Brodt . | = — | = 34. |
| d: 15ten | | = H: D: u H: B: Petersinn 1 Maaß Wein . . . | = — | = 32. |
| | | = Vor Schuncken u Salat u Brodt . . . . . . | = — | = 26. |
| d: 19ten | | = H: D: Schiller 1 Deller Schuncken abhohlen Lassen | = — | = 12. |
| d: 23ten | | = H: D: Schiller 2 1/2 Schoppen Wein schuncken u Br | = — | = 24. |
| d: 7ten | Junj | = H: D: Schiller 1 1/2 Maaß Wein . . . . . . . | = — | = 48. |
| | | = Vor Schuncken Butter Redig u Br . . . . . . | = — | = 22. |
| d: 8ten | | = H: D: Schiller vor dessen Theil Lauth Rechnung | = — | = 44. |
| d: 10ten | | = H: D: 1 Maaß Wein schuncken u Br . . . . . | = — | = 42. |
| dito | | = H: B: Petersin 1/2 Maaß Wein u Br . . . . . | = — | = 18. |
| d: 11ten | | = Beede Herrn 1 1/2 Maaß Wein u Br . . . . . . | = — | = 52. |
| d: 12ten | | = Beede Herrn 3/4 Mß Wein u Br . . . . . . . | = — | = 26. |
| d: 14ten | | = Beede Herrn 3/4 Mß Wein schuncken u Br . . . | = — | = 35. |
| d: 15ten | | = H: B: Petersin 1/2 Maaß Wein schuncken u Br . | = — | = 26. |
| d: 17ten | = | = Beede Herren 1/2 Mß Wein u Br . . . . . . . | = — | = 18. |
| d: 18ten | = | = Beede Herren 1/2 Mß Wein 3 Persohnen Salat u Br | = — | = 36. |
| d: 19ten | = | = H: D: Schiller 1/2 Maaß Wein schuncken u Br . | = — | = 21. |
| d: 20ten | = | = H: D: Schiller 1/2 Mß Wein, u schuncken u Br . | = — | = 25. |
| dito | = | = H: B: Petersin 1/4 Mß Wein u Br . . . . . . | = — | = 9. |
| d: 21ten | = | = H: D: Schiller 1/2 Mß Wein Schuncken u Br . | = — | = 33. |
| dito | | = H: Petersin 1/2 Mß Wein schuncken u Br . . . | = — | = 21. |
| d: 22ten | | = H: D: Schiller 1/2 Mß Wein schunck u Br u 1 Pfeifen | = — | = 23. |
| d: 24ten | = | = H: D: Schiller 1 Mß Wein u Br . . . . . . | = — | = 34. |
| d: 26ten | = | = H: Petersin 3/4 Mß Wein u Br . . . . . . . | = — | = 25. |
| d: 27ten | = | = H: D: Schiller u H Petersin. 3/4 Mß Wein Salat u Br | = — | = 38. |
| d: 12ten | July | = H: D: Schiller u H Petersin. 3/4 Mß Wein u Br | = — | = 26. |
| d: 13ten | | = H: Petersin 1/4 Mß Wein u Br . . . . . . . | = — | = 9. |
| d: 16ten | | = H: D: Schiller u H Petersin 3/4 Mß Wein Schuncken Salat selbander . . . . . . . . . . . . | = — | = 42. |
| d: 18ten | | = H: Petersin 1/4 Mß Wein u Br . . . . . . . | = — | = 9. |
| d: 19ten | Julj | = H: Petersin 1/4 Mß Wein u Br . . . . . . . | = — | = 9. |
| | | | S: 13 Fl | 39 Kr |

Stuttgardt. d: 1ten Aug. 1782.

T: Johannes Brodhag. ochßenwirth.

An Uxkull.

6. Juli 1813.

Wir zwei werden es [das fiat lux des Lessingschen Laokoon] wohl seinerzeit in seiner siegenden Kraft gefühlt und fürs übrige denkende Leben genug daran gehabt haben, um uns bei jeder Anschauung zurechtzufinden. Wenigstens ist's bei mir eine sehr markierte Epoque, ich war ein ganz junger Mensch, Schiller war wie eines Triumphs voll, als er das erstemal von dem Buch sprach, er nannte es eine Bibel für den Künstler. Ja, es ist mit jenem Buch viel wie mit der Bibel: man stolziert und sublimiert mit eigen sein sollender Weisheit und vergißt der Quelle, aus welcher im Grunde alles herstammt. —

An Uxkull.

20. Juli 1813.

Die heroischen Gestalten des Altertums weckten und nährten Schillers energischen Genius, Plutarch war seine erste entscheidende Lektüre; die Stoa war Lempps erste Schule. Lesen Sie, was Montesquieu, dieser kraftvolle Geist, der auch aus dem Altertum seine Härtung erhielt, von der stoischen Sekte sagt. Auch in mich ging ein zündbarer Funke dieses hehren Geistes der Alten über, und zwar durch das Medium der Freundschaft, wie ich überhaupt alles, was für das bessere Leben Gehalt hatte, nur durch Freunde erhielt. Schiller, als er wegging, hinterließ mir nebst seinem Plutarch ausdrücklich seinen Freund Lempp, den ich damalen nur dem Namen nach kannte. Ich war schon empfänglich für die Bedeutung des Vermächtnisses, für mich war und blieb es ein Feengeschenk.

An Lempp.

30. November 1815.

Ich habe mich immer einer Äußerung Schillers aus dem Umgang unserer Jugend, bei passender Gelegenheit gesprochen, er-

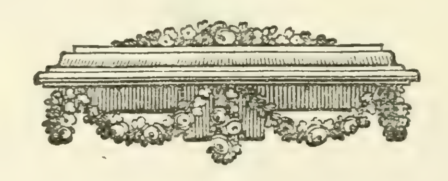
innert: man müsse die Jugend nicht immer in abstracto, sondern in concreto nehmen. Ich glaube, der Fall, wo dies am meisten gelten kann, ist gegen einen inkorrigiblen Tyrannen, ja gegen den ists vielleicht erlaubt, die pünktlichen Regeln der Moral zu vergessen, um das Recht zu retten!



## 75. Aus Scharffensteins Lebenserinnerungen.

Endlich ging Schillers Sonne auf. Der Buchhändler Schwan, durch Dalberg veranlaßt, machte ihm die schmeichelhafte und hinsichtlich des Lukrativen besonders in Schillers Lage vorteilhafte schriftliche Proposition, die Räuber für die Mannheimer Bühne umzuarbeiten. Schiller war entzückt und machte sich frisch an die Arbeit. Nach der Einsendung erhielt er eine dringende Einladung, selbst nach Mannheim zur Probe und Aufführung des Stücks zu reisen. Dieses konnte nicht anders als heimlich geschehen. Er fingierte eine Unpäßlichkeit und ging. Er kam zurück mit Versprechungen und Hoffnungen, die ihn exaltierten und glücklich machten. Wegen Fiesko war schon Akkord gemacht, und dieses Stück wurde mit Feuer ausgearbeitet. Inzwischen war es bekannt geworden, daß Schiller ohne Urlaub außer Landes gewesen sei. Die Räuber hatten ohnehin keinen guten Geruch bei den Schergen der Form verbreitet. Der Herzog, wahrscheinlich durch einseitige Berichte über Schillers Zeitverwendung präokkupiert, verbot ihm strenge, etwas drucken zu lassen. Das war freilich ein Stoß durchs Herz seiner geistigen Existenz und seiner

hohen Ansprüche. Doch wer weiß, wie lange Schiller diesen Zwang noch getragen hätte? Vielleicht würde sich sein reicher Geist eine andere, unangefochtene Tätigkeit gewählt haben; aber dieses Verboth war außerdem vorzüglich weder mit den neuen, bestimmten Engagements und reizenden Hoffnungen, noch mit den sich vermehrenden Bedürfnissen und einigen Schulden Schillers verträglich. Er sagte kurz: ich kann so unmöglich leben; ich muß gehen. Er ging, und so wurde er eigentlich in seine nachherige glänzende Laufbahn verstoßen.



## 76. Beitrag zu einem schwäbischen Martyrologium.

Friedrich Schiller, der Verfasser der Schauspiele: die Räuber, die Verschwöhrung des Fiesko, Kabale und Liebe war weiland Zögling der Karls Hohenschule in Stuttgardt, und nachher Arzt bey einem wirtembergischen Feldregiment. Er schrieb die Räuber, unstreitig das Genievollste seiner Schauspiele, bey allen Auswüchsen einer luxuriosen Einbildungskraft, zu einer Zeit, wo er zwischen den akademischen Pallisaden, Welt und Menschen nur durch die Brille des Ideals sah, sehen konnte und sehen durfte. — Er mußte also — eine natürliche Folge seiner Erziehung — nach Extremen hintaumeln, entweder Engel oder Teufel mahlen, im Fach der Menschenkunde manchen unlogikalischen Schlußsprung machen, und hie und da an Klippen scheitern, denen ein Welt und Menschenkundiger sehr leicht ausgewichen wäre. Die Räuber würckten bey allen Verstößen dieser

Art mit der Allgewalt des Genies von Stuttgardt bis — Graubündten. Eine Stelle des dritten Auftrittes im zweyten Akt machte bey einigen warmen Köpfen dieser Republik große Sensation. Spiegelberg sagt daselbst: „zu einem Spizbuben will's Grüz. — Auch gehört darzu ein eigenes Nationalgenie, ein gewißes, daß ich so sage, Spizbuben Klima, und da rath ich dir: Reis du in's Graubündtner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner!" — Und diese Stelle kostete Sch. — durch Kabale eines Manns, den wir bald näher kennen werden — Familie, Stellen, Vaterland. Die Sache war diese. Herr Wredow, Gouvernör einiger Herren von Salis aus Chur ließ zuerst in den Hamburger Korrespondenten eine Apologie von Bündten gegen den Verfaßer der Räuber einrücken, die hernach mit sehr beißenden und — wenigsagenden Anmerckungen des Herrn D. Amsteins im Sammler, einer in Chur herauskommenden Wochenschrift wieder abgedruckt wurde. Herr Wredow ward zur Belohnung für seine, mit vieler Delikateße und Mäßigung geschriebne Apologie mit dem übrigens höchstunbedeutenden Bürgerrecht von Bündten belohnt. Nun erhielt auch ein Korrespondent der B. ökonomischen Gesellschaft in Stuttgardt den Auftrag, Sch. zu einem Wiederruf jener harten Stelle zu bewegen — und dieser Korrespondent war ein gewisser Garteninspektor Walter in Ludwigsburg. Dieß zur Einleitung. Und nun soll Herr W. in eigener Person erzälen, durch welche Schleichwege er einen der grösten Köpfe Wirtembergs seinem Vaterland und einer edlen, liebenswürdigen Familie stahl. Seine Orginalbriefe liegen vor mir. Ich schreibe sie bis auf die Orthographie ab.

Ludwigsburg den 2 September 1782.

— — Der Comedienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unsrer Akademie. Ich hatte nicht sobald ihre Apologie vor Bündten gelesen, so machte ich so gleich Anstalt, daß es auch mein Sou-

verän*) bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich ruffen, weschte solchen über die Massen, bedeutete ihm bey der grösten Ungnad, Niemals mehr weder Comedien noch sonst was zu schreiben! sondern allein bey seiner Medizin zu bleiben. Hier hat es niemals Beyfall gefunden, deßwegen hat er solche vor die Mannheimer Bühne suchen einzurichten, hat aber zur Strafe schon damals 14 Tage im Arrest sizen müssen**). Er kann zwar nicht läugnen, daß er einen Brief aus Bündten erhalten, schämet sich aber, daß er so mit seinen Räubern angelauffen, so, daß weiter dermalen aus Ihme nichts heraus zubringen, und da Er nicht nur die Apologie selbsten zu lesen bekommen, sondern Ich solche überall ausgebreitet, so weiß er, daß dieses Ihm von Mir gespielt worden, und ich muß also noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann.

### Schiller muste sein Vaterland verlassen.

Ludwigsburg 7 Oktober 1782.

Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comedienschreiber hat noch die Satisfaktion vor Bündten vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfaßer der Räuber hat sich einfallen laßen, (vielleicht Orginale wo ander zu seinen Comedien zu suchen, weil es ihme so hart mit Bündten gieng) eine unbe-

*) Wäre Herr Garteninspektor Walter nicht — Herr Garteninspektor Walter gewesen, so hätt' er diese Privatsache, als Privatsache behandelt, und Sch. wäre noch unser! Aber der gute Mann wollte am Verfasser der Räuber zum Ritter, und wie wir hernach hören werden — Bündtnerbürger, Republikaner! werden — vermuthlich weil er nicht ahnete, daß seine Handlung von der Fackel der Publicität gelegentlich dürfte beleuchtet werden!

Der Einsender.

**) Leider sind alle diese Fakta nur allzuwahr. Kyrie Eleison!

stimte Reise zu unternehmen, kurz zu sagen, er ist desertirt und hat damit vollends jedermänniglich gezeigt, wer er ist. Ohngeachtet nicht das geringste Intereße die Triebfeder dieser Handlung war, da Ich mit Vergnügen gern Jedermann so viel meine Kräfte es zulaßen, dienen so machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes Versammlung zu einem Bündner (Bürger) annehmen würde!"

Selbst in Bündten ärgerte man sich über die Hirnlosigkeit des Korrespondenten und bedauerte den Verfaßer der Räuber. Herr W. erhielt zur Ehre des Bündtnerschen Freystaates das Bürgerrecht nicht; das Ende war folgendes:

1783 den $\frac{10}{21}$ Merz.

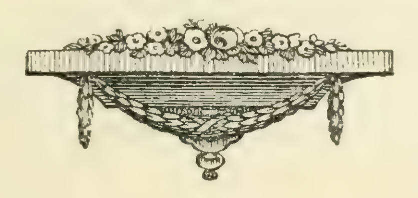
Vor

Löblich großer Congreßualversammlung wurde beliebt, wann durch ein Originalschreiben, dasjenige, was der Herr Inspektor Walter gemeldet haben soll, das in Betreff des Doctor Schillers als Authoren der Komedie wegen den Räubern*) vorgegangen seyn solle, sich besteifen und erhärten würde, daß sodann durch den Actuarium ebenfalls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Standes dem Herrn Inspektor Walter gedankt werden soll.

In fidem Hercules de Pestalluz
Faed^is Cathed^is Cancell^s.

*) Das ist verdollmetschet: — des Doctor Schillers, als Autor des Schauspiels: Die Räuber. D. E.

Der Verfasser dieses Aufsatzes wird sich nennen, sobald es begehrt wird. Y. Z.



# Mannheim und Oggersheim (1782).

## 77. Schwans Erinnerungen.

Kurze Nachrichten aus meinem Leben.

In diesen Zeitraum, nämlich in die 80ger Jahre, fällt auch die erste öffentliche durch mich veranlaßte Erscheinung Schillers. Ich habe dem Herrn Appellationsrath Körner in Dresden auf sein Verlangen, weil er von Cotta in Tübingen aufgefordert worden, Schillers Leben zu schreiben, welches der neuen Auflage seiner sämmtlichen Werke vorgedruckt werden soll, das was mir während seines Aufenthaltes in Mannheim bei mir bekannt geworden, mitgetheilt.

Körner an Schwan.

Dresden am 3. Juni 1811.

Ew. Wohlgeb.

würde ich nicht ganz unbekannt seyn, wenn Sie sich an eine Reise erinnern wollten, die Sie in dem Jahre 1786, wenn ich nicht irre, da Schiller mit mir zusammen lebte, nach Dresden unternahmen. Ich besinne mich sehr wohl damals die Ehre gehabt zu haben, Sie in meine Wohnung zu sehen. Auf jedenfall entschuldigen Sie gewiß um der Sache willen, einige Anfragen, selbst wenn sie von einem ganz Unbekannten geschehen. Ich habe Auftrag über Schillers Leben einen Aufsatz zu fertigen, der bei der Herausgabe seiner Werke gebraucht werden soll. Aus dem Zeitraum vor 1785 fehlen mir noch einige Nachrichten, die ich von Niemand besser als von Ew. Wohlgeb. erlangen kann. Sie waren es, der zuerst im Auslande Schillers poetische Thätigkeit aufgemuntert hatte, indem Sie ihn zu einer 2ten Ausgabe der Räuber für die Mannheimer Bühne auffoderten. Schiller war dafür sehr dankbar, und während seines Aufenthalts in Mannheim mit Ihnen in sehr freundschaftlichen Verhältnißen. Es kann Ihnen also wohl nicht unbekannt seyn,

(1) was Schillern veranlaßte nach seiner Flucht aus Stuttgard sich wieder öffentlich in Mannheim zu zeigen. Ich weiß das S. den Herrn von Dalberg in Mannheim gebeten hatte, seine Entlassung in Stuttgard zu bewürken. Dieß verzog sich, und S. flüchtete, ohne es abzuwarten, unter einem fremden Namen nach Franken. Wißen Sie nicht, ob alsdann Schritte vom Herrn von Dalberg geschehen sind, die S.'n es möglich machten, sich mit Sicherheit wieder in Mannheim zu zeigen?

(2) Wurde S. damals bey dem Mannheimer Theater ordentlich angestellt, und auf welche Art?

(3) Wie wurde S. am Hofe zu Darmstadt bekannt, wo er im Jahre 85 den Anfang des Carlos vorlas und den Herzog von Weimar zum erstenmal sah?

(4) Sind in der Zeitschrift die Schreibtafel, die damals in Mannheim erschien, vielleicht Aufsätze oder Gedichte von S.?

Dieß sind die Fragen, um deren gütige Beantwortung ich Ew. Wohlgeb. ersuche . . .

Schwan an Körner.

Heidelberg d. 14ten Jul. 1811.

Wohl erinnere ich mich noch mit Vergnügen der angenehmen Tage, die ich im Jahre 1786 in Dreßden zubrachte, und der freundschaftlichen Aufnahme, die ich und meine beiden Töchter vorzüglich auch in dem Zirkel Ihrer Familie genossen. Die Gelegenheit, die Ew. W. mir geben, diese Erinnerung in mir lebhaft zu erneuern, ist mir auch deßhalb um so schätzbarer, da sie ein Beweis ist, daß auch mein Andenken bey Ihnen nicht ganz verloschen ist.

Es ist so eine eigene Sache das Leben eines merkwürdigen Mannes zu schreiben, den man nur unter gewissen Verhältnissen gekannt hat, und Sie haben Recht, wenn Sie vorher data dazu sammeln, und zwar von Menschen, die mit dem Helden der Ge-

schichte in einer genauen Verbindung gestanden. Wie unvollkommen und sogar unwahr im entgegengesetzten Falle dergleichen Lebens Beschreibungen ausfallen, davon ist unter andern Lessings und Schubarts der Welt mitgetheiltes Leben ein Beweis. Es entstehn dadurch gewöhnlich Lücken, wodurch einzelne in die Geschichte verwebte Auftritte und Ereignisse dunkel und unerklärbar bleiben.

Von der frühern Existenz Schillers in der sogenannten Carls-Schule in Stutgardt bis zu seiner Flucht nach Mannheim ist niemand besser unterrichtet, als der Bibliothekar Petersen in Stutgardt, der sein Mitschüler und vertrauter Freund war, und der ihn auch, als er das erste Mal heimlich und ohne Erlaubniß des Herzogs nach Mannheim kam, um die erste Vorstellung der Räuber zu sehen, dahin begleitete. Mit diesem Schauspiele hat es übrigens folgende Bewandniß.

Schiller hatte dieses noch in der Carlsschule geschriebene Stück ins geheim bey einem Buchdrucker in Stutgardt drucken lassen. Öffentlich durfte es dort um so weniger erscheinen, da mehrere Hauptrollen darin unverkennbare Characterzüge von einigen Vorgesetzten und Aufsehern in dieser Anstalt enthielten. Durch die von mir schon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu welcher Schiller nie Beyträge geliefert, so wie auch dadurch, daß ich, wie es allgemein bekannt war, mit dem Mannheimer Deutschen Theater, zu dessen Errichtung ich zufälliger Weise die erste Veranlassung gegeben, wie nicht minder dadurch, daß mich der Kurfürst Karl Theodor nach Braunschweig sandte, um mich mit Lessing über die künftige Einrichtung desselben zu besprechen, war ich vermuthlich Schillern bekant geworden. Er sandte mir daher ein gedrucktes Exemplar von seinen Räubern, mit der Anfrage, ob ich die ganze Auflage nicht als einen Handlungs-Artikel käuflich übernehmen wolle? Ich fand bey Durchlesung desselben so viel innern Gehalt für die Schaubühne,

daß ich wünschte, es auf die Mannheimer Bühne zu bringen. Da es aber, so wie ich es aus seinen Händen erhielt, einem neugebornen Kinde glich, daß noch nicht von dem ihm von seinem bisherigen Aufenthalte noch anklebenden Schmutze gesäubert ist, und mitunter auch Scenen enthielt, die ich als Buchhändler dem ehrsamen und gesitteten Publikum verkäuflich anzubieten, für unschicklich hielt, so lehnte ich die käufliche Übernahme von mir ab, schrieb ihm aber dabey, daß ich dieses Stück nicht nur dem Hn. von Dalberg, damaligen Intendanten des Mannheimer Theaters und dem Hn. Otto von Gemmingen, Verfasser des deutschen Hausvaters vorgelesen, sondern wir auch das Urtheil unserer vorzüglichsten Schauspieler, eines Iffland, Böck, u. s. w. darüber vernommen, welches einstimmig dahin ausgefallen, daß die Räuber, wenn sie vom Schmutze gereinigt, und mit einigen Veränderungen, die das Theater-Costüm nothwendig machte, aufgeführt würden, eine große Wirkung machen müßten. Er antwortete mir unverzüglich, daß er, mit den Regeln der Dramaturgie unbekannt, dazu willig und bereit sey; ich möchte nur die Stellen unterstreichen, die uns anstößig wären, und ihm einen Fingerzeig geben, wie gewisse Auftritte für das Costüm des Theaters sowohl, als den Regeln der Schauspielkunst gemäß zu verändern und einzurichten wären. Dieses geschah nun mit Zuziehung der vorhin genannten Personen, und so erhielt dieses Stück die Form und Gestalt, in welcher es in Mannheim zum ersten Male mit dem grösten Beyfall des Publikums aufgeführt wurde. Schwerlich ist es auch je auf irgend einem Theater so gegeben worden, denn besser war damals kein Theater besetzt, als das unsrige. Selbst Schröder sagte, als er auf einer Reise von Wien nach Hamburg sich einige Tage bey uns aufhielt: — „Ich kenne alle deutsche Schaubühnen, habe auf jeder einzelne vorzüglich gute Subjecte gefunden; aber das Ganze (l'Ensemble) welches ich in Mannheim finde, trifft man nirgends an."

Als alles zur ersten Aufführung bereit war, lud ich Schillern ein, wenn er irgend abkommen könne, der Vorstellung persönlich beyzuwohnen. Er kam in Begleitung seines Freundes Petersen und stieg bey mir ab. Er war heimlich, ohne Erlaubniß des Herzogs abgereiset, in der Hoffnung, daß seine Abwesenheit durch die Vorkehrungen, die er getroffen, verschwiegen bleiben werde. Man räumte ihm eine eigene Loge ein, wo er unbemerkt und unerkannt sehen und fühlen könne, was sein Stück auf der Bühne für Wirkung thue. Da er aber die Unvorsichtigkeit begangen, bey seiner Ankunft seinen Namen am Thore anzugeben, so ward es gleich in der ganzen Stadt bekannt, Schiller, der Verfasser der Räuber sey selbst da. Wie konnte das nun in Stutgardt verschwiegen bleiben? Die Folge davon war ein derber Verweis und ein strenges Verbot nichts mehr zu dichten oder für das Theater zu schreiben, nebst dem Befehl, sich bloß dem Studium der Arzeneiwissenschaft zu widmen, worin er schon rühmliche Fortschritte gemacht.

Dieses Verboth empörte unsern Dichter. Er verließ Stutgardt zum zweiten Male heimlich und kam zu mir. Durch einen wirtembergischen Offizier, der sich in Mannheim sehen ließ, in Furcht gesetzt, entfernte er sich, wie Ew. W. von ihm selbst gehört. Was es indessen mit der unerwarteten Erscheinung des wirtembergischen Offiziers für eine Bewandniß gehabt, und wie der Herzog die Sache genommen, werden Sie am besten aus beyliegendem Briefe seines Vaters an mich, ersehen.

Als er wieder nach Mannheim zurück kam, miethete er sich ein eigenes Quartier und vollendete seinen bereits angefangenen Fiesko, seine Cabale und Liebe und schrieb das erste Heft seiner Thalia. Ob und mit welchem Erfolge sich der H. v. Dalberg bey dem Herzog für ihn verwendet, davon ist mir nichts bekannt geworden, ob ich gleich damals den H. v. Dalberg täglich sahe und sprach.

Im Jahre 1785 ging Schiller endlich nach Leipzig. Ich hatte

ihm immer gerathen, die Medicin nicht ganz bey Seite zu setzen, sondern diese als ein sicheres Brotstudium nun weiter zu cultiviren, die Dichtkunst aber nur nebenher zur Erholung und als eine Nebenbeschäftigung des Geistes zu treiben. Geßner, Hagedorn, Kleist u. a. m., sagte ich, hatten Ämter, welche sie ernährten, und waren berühmte Dichter dabey. Ich legte ihm das Dat Galenus opes ans Herz und er versprach mir zu folgen. Er schrieb mir aus Leipzig unterm 24ten April 1785:

„Hier bin ich Willens sehr fleissig zu seyn, an dem Carlos und „an der Thalia zu arbeiten, und was Ihnen vielleicht das „Angenehmste zu hören seyn wird, unvermerkt mich wieder „zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach „dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet „und entschieden seyn werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung „bloß zum Vergnügen nachhängen kann. Überdem habe ich ja „die Medicin ehemals cum amore studiert. Sollte ich das jetzt „nicht um so mehr können?"

Was ihn in seinem Vorsatz wankend gemacht, weiß ich nicht. Von nun an beginnt eine Epoche seines Lebens, die Sie wahrscheinlich besser kennen als ich.

Bey dem Mannheimer Theater ist Schiller nie angestellt gewesen, wohl aber war man damals Willens ihn bey der deutschen Gesellschaft als beständigen Sekretär mit einer anständigen Besoldung anzustellen, welches auch geschehen wäre, wenn nicht der Exjesuit, nachheriger Titulargeheimerath und sogenannter Ritter von Klein gegen ihn cabalirt hätte, welchem auszuweichen Schiller ihm aus dem Wege ging.

In Darmstadt wurde er gelegentlich einer Reise von Mannheim nach Frankfurt bekannt. Dort hat er den Herzog von Weimar zum ersten Male gesehn. Da Göthe damals der beständige Gefährte des jungen Herzogs war, so würde dieser am besten über die Art der Bekanntschaft Auskunft geben können.

Dieses ist es, was ich Ew. W. in der Kürze von Schillern sagen kann, und es freut mich dadurch Gelegenheit erhalten zu haben, mich Ihrer ferneren Gewogenheit bestens zu empfehlen — — —



## 78. Zwei Aufsätze von K. Geib.

### Berichtigung der Aufsätze über Schiller im Morgenblatte.

Der Verfasser der in dem Morgenblatt enthaltenen trefflichen Aufsätze über den verewigten Schiller sagt in Nr. 181 des verflossenen Jahrgangs dieses Journals: „daß Schiller als Eleve der herzogl. Akademie Solitüde bey Stuttgart, wohin er Anno 1773 gekommen, anfänglich in keiner Sprache und Wissenschaft, außer in dem Lateinischen, Fortschritte gemacht habe." Ferner in Nro. 186: „daß ihm während seines dortigen Aufenthalts nie etwas von den wegen Leibesübungen, Sprachen, Künsten und Wissenschaften gegebenen Preisen zu Theile geworden sey." Dies bedarf einer Berichtigung. Denn es ist gewiß, daß Schiller folgende Preise erhielt:

Einen auf der Militär-Akademie Solitüde im Jahr 1773 wegen seiner Kenntniß der griechischen Sprache;

Dann drey auf der Akademie zu Stuttgart im Jahr 1779 wegen seiner erprobten Geschicklichkeit in der Chirurgie, praktischen Medizin und materia medica.

Die Patente über diese Preise sind alle auf Pergament ausgefertigt, mit dem Siegel der herzogl. Akademie versehen, und

von dem damaligen Intendanten derselben, Herrn Obersten und General-Adjutanten Christoph Dionysius Seeger, unterschrieben. Auch ist dem Patent vom Jahr 1773 die Unterschrift des Professors M. Johann Friedrich Jahn, und jenen von 1779 die des Professors Dr. Consbruch beygesetzt.

Schiller verließ bald darauf dieses Institut, weil er, wie man sagt, keine Lust mehr hatte, sich der Heilkunde zu widmen, und kam, in Begleitung eines jungen, sehr talentvollen Musikers, Namens Streicher, nach Mannheim. Er nahm auf kurze Zeit seinen Aufenthalt in Oggersheim, einem auf dem linken Rheinufer, eine Stunde von Mannheim gelegenen Städtchen, wo er sein Trauerspiel Fiesko für die Mannheimer Bühne schrieb, bey welcher man ihn hierauf als Theaterdichter anstellte. Als er von Mannheim abging, ließ er die genannten Patente bey einem seiner in Oggersheim wohnenden Bekannten in Verwahrung, ohne sich jemals wieder darnach zu erkundigen. Derselbe besitzt solche noch, und hat sie dem Einsender der gegenwärtigen Bemerkung, als einem warmen Verehrer der Schillerschen Muse, mitgetheilt.

Die Nachricht von diesen Belegen zur Jugendgeschichte des unsterblichen Dichters wird für das deutsche Publikum, so wie für seine spezielleren Landsleute, nicht ohne Interesse seyn. Auch ist es nicht unmerkwürdig, zu sehen, wie er, der allein für die Kunst geschaffen schien, worin sein Genius schon frühe manchen herrlichen, aber wilden Aufflug genommen, bis er sich zu dem Gipfel ihrer höchsten und reinsten Vollendung emporschwang, sich auch einst in ganz heterogenen Wissenschaften, wie Chirurgie, praktische Medizin &c., wenn er gewollt, auszeichnen konnte.

## Beitrag zu Schillers Jugendgeschichte.

Schiller wohnte, nachdem er im Anfange der 1780er Jahre sich von Stuttgart entfernt hatte, bekanntlich eine Zeitlang in Mannheim, wo er für die Bühne wirkte u. seine Rheinische Thalia herausgab. Doch war sein gewöhnlicher Aufenthalt das nahe gelegene Städtchen Oggersheim. Als er diese Gegend verließ, gab er einem dortigen Bekannten, dem jetzt verlebten Hn. Derheim, einige Diplome, die er als Zögling der Stuttgarter Militärakademie erhalten hatte, in Verwahrung, ohne sich jemals wieder danach zu erkundigen. Nach Schiller's Tode sah der Unterzeichnete diese Aktenstücke bei genanntem Hn. D., dem Freunde seines Vaters, u. der gute Mann überließ sie ihm, als einem warmen Verehrer der Schiller'schen Muse, zum Geschenk, welches er nunmehr als eine köstliche, zur Lebensgeschichte des unsterblichen Dichters gehörige, Reliquie bewahrt.

Der Preisstücke sind vier, wörtlich und buchstäblich mit folgenden Aufschriften:

Patent für den Eleve der Herzogl. Militär-Akademie auf der Solitude, Johann Christoph Friedrich Schiller, vor den Preiß in der Griech. Sprache, ad Annum 1773. —

Patent für den Eleve Johann Christoph Friederich Schiller, bei der Herzogl. Militär-Akademie zu Stuttgard, vor den Preiß in der Chirurgie, ad Annum 1779. —

Patent für den Eleve Johann Christoph Friedrich Schiller, bei der Herzogl. Militär-Akademie zu Stuttgard, vor den Preiß in der Materia medica, ad Annum 1779. —

Patent für den Eleve Johann Christoph Friedrich Schiller, bei der Herzogl. Militär-Akademie zu Stuttgard, vor den Preiß in der praktischen Medicin, ad Annum 1779. —

Sämmtliche, mit dem Siegel der Akademie versehene, Patente sind auf Pergament ausgefertigt, das erste vom 14. Dec. 1773, unterschrieben von dem Intendanten der Herzogl. Militär-Aka-

demie, Obristwachtmeister u. Flügel-Adjutant, Christoph Dionysius Seeger, dem M. Johann Friedrich Jahn, Prof., u. dem Bau- u. Herzogl. Militärakademie-Kassier, qua Actuarius, Wilhelm Andreas Ergenzinger; die drei letzten vom 14. December 1779, unterschrieben von dem gedachten Intendanten C. D. Seeger, als Obersten u. General-Adjutanten, des St. Karl Militär-Ordens Ritter, dem Prof. D. Consbruch, u. dem Rentkammer- u. Militärakademie-Sekretarius J. G. Seeger. —

Obgleich Schreiber dieses bereits vor mehren Jahren von dem vorliegenden Gegenstande eine Anzeige in dem Morgenblatte gegeben hat, so hält er es doch für zweckmäßig u. sogar für seine Pflicht, das Andenken desselben in gegenwärtiger Zeitschrift, die namentlich dem Fortgange rein-wissenschaftlicher Bildung gewidmet ist, zu erneuen. Denn man erkennt daraus, wie Deutschland's großer Genius schon frühe durch sein Talent Lohn u. Beifall ärndtete, u. man wird sich zugleich wundern, daß der später so ganz u. ausschließlich im Reiche der Poesie u. der ästhetischen Kunst Lebende sich auch einst in sehr verschiedenen Wissenschaften, wie Medicin u. Chirurgie, auszuzeichnen vermochte. —

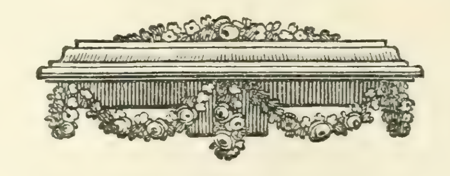
---

79. Der ehemalige Viehhof [in Oggersheim], dessen Schild längst eingezogen, ist das drittletzte Haus in der Speyerer Straße, und zwar rechter Hand, wenn man dem Ausgange des Städtchens zuschreitet . . . Rechts der Thorfahrt hat es drei, links zwei, im obern Geschosse acht Fenster, und die Stube, in welcher Schiller als Dr. Schmidt mit seinem getreuen Streicher hauste, ist die obere Eckstube. Da ist indeß keine Spur mehr von der ehemaligen Einrichtung, kein Gegenstand, der an den großen Dichter erinnerte. Von der Familie des damaligen Viehhofwirths Schick wohnt niemand mehr in Oggersheim; dessen Tochter, eine

Wittwe Schumann, aber lebt noch in Germersheim und bewahrt als einzige Reliquie von Schiller ein blaues Bändchen.

* * *

Ich habe inzwischen Gelegenheit gehabt, die noch lebende Tochter des damaligen Viehhofwirths Schuhmann zu sprechen. Sie hat mir erzählt von dem Bande, das Schiller von einem Gange nach Frankenthal nicht ihr, sondern ihrer älteren Schwester mitgebracht hatte, und das so geschmacklos gewesen seyn soll, daß man sich höchlich darüber wunderte, wie ein so ästhetisch gebildeter Mann, ein so großer Dichter ein derartiges Geschenk kaufen konnte. Dagegen, daß es in Schillers Zimmer so ausgesehen habe, wie Rank es beschreibt, wehrt sich die alte Frau ganz entschieden, da in ihrem Vaterhause von zerbrochenen Fensterscheiben, die durch Papierbogen ersetzt werden mußten, und von einem Haufen Kartoffeln im Zimmer eben so wenig die Rede seyn könne, als von einem Tische, dem zwei Beine gefehlt haben sollen.



# Bauerbach (1783).

80. Schwan an Wieland.

Anfang 1783.

Schiller hält sich seit einem Monat in Bauerbach, in der Gegend von Meinungen auf. Der Herzog verbot ihm das Schreiben und drohte ihm mit dem Aschberg, wenn er noch etwas ohne sein Wissen drucken ließe. Das konnte Schiller nicht ertragen; weil er noch vieles im Kopfe hatte, das er der Welt mitzutheilen sich berufen hielt. Er machte also linksum, entfloh heimlich aus Stuttgart und dürfte wohl, so lange der Herzog lebt, ohne Gefahr nicht dahin zurückgehen. Er hat sich vorgenommen Sie im Frühjahr in Weimar zu besuchen. Ich habe ihn so viel möglich abgemahnt, sich fürs erste weiter in das Feld der Dramaturgie und Dichtkunst zu wagen, sondern sich vielmehr seinem Hauptstudio, der Medicin, worin er wirklich sehr gute Progressen gemacht haben soll, ganz zu widmen. Ich glaube aber nicht, daß er meinem Rathe folgen werde. Ich habe ein neues Trauerspiel von ihm unter der Presse, das ich ihm abgekauft, um ihm Reisegeld zu verschaffen.



81. Aus Charlotte v. Kalbs Erinnerungen.

Nicht lange waren wir in Meiningen, als eine Hinrichtung in einem nahen Gerichtsbezirk stattfand .... Einst ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man sagte, der Mord geschehen war, einige Buchen durchkreuzen den Pfad; ich ging

allein, sagte er, heftig bewegten sich die Aeste; wie Klage und Aechzen war das Rauschen der Zweige umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieser hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: „Hier lag Martin erschlagen!"

## 82. Aus Reinwalds Tagebuch.

Heute schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller — der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt habe, es müßte denn Alles mich trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehn, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühn und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen. F[leischmann] ist derselben Meinung. Auch er ahnt den kostbaren Schatz, den der Neid mit seinen Schlacken zu begraben trachtete; aber das Genie bricht sich Bahn und sollten alle Leiden der Welt es überfluthen! —

## 83. Reinwald an Christophine Schiller.

Meiningen den 24. May 1783.

Vielleicht kann ich Ihnen oder Ihren lieben Eltern auch manche Unruhe benemen, die ihnen über die Situazion Ihres Herrn Bruders aufsteigt, und ich werde gerade seyn und nie schmeicheln, weil mich auch die glänzendste Frucht der Schmeichelei nicht verfüren würde, und weil ich überhaupt nicht sonderlich viel von der Zukunft hoffe. Warum sollt ich nicht um recht zu thun, meinen Gang gehn? —

Sie finden unter andern Räthsel in dem Bezeigen der Fr. v. W[olzogen] — Ich kenne diese Dame einigermaßen von verschiedenen Jaren her: aber ganz wird man sie nicht leicht faßen, denn sie ist unbeständig in vielen Dingen und schwach; doch auch gut, und hat schon vielen Menschen gedient, viele froh und manche glücklich gemacht. Niemand ist mer geneigt, allen Zwang, um des Vergnügens willen, zu verschmähen: aber nach meiner Einsicht hat sie oft für das Hergebrachte nicht Achtung genug, läßt oft den Wolstand seitwärts liegen, und schilt die, so sich dran ärgern, als bösartig oder schadenfroh, trennt sich von ihnen und flieht aufs Land, wo sie dann von der Neugierde noch ungestümer verfolgt wird .... Der, den ich liebe, kann zwar Freundschaft, Menschenliebe und Gutthätigkeit bei der Fr. v. W. lernen, aber Ordnung und Beständigkeit lern er woanders!

Mir ist es selbst Räthsel, warum sie so ser Verrathung fürchtet, und daß sie auf die Veränderung von unsers Freundes Aufenthalt dringen soll; viele Umstände scheinen dem Letztern zu widersprechen; es müste denn seyn daß sie aus Beweggründen der Sparsamkeit handelte, die sie oft übertrieben anwandelt. Alle Gefaren des Bekanntseyns wären gleich Anfangs vermieden gewesen, wenn man entweder niemanden auswärts geschrieben hätte daß Ihr H. Bruder da wäre wo er ist, sondern nur Meiningen angegeben, oder, wenn er wirklich, wenigstens in dem traurigsten Theile des Jares, hieher gezogen wäre. Hier residiert ein Herzog, den der Ihrige nicht im geringsten deshalb züchtigen kann, wenn er jemand da wonen läßt, dem der Würtenbergische Hof ungünstig ist. Welche Verantwortung kann da der Fr. v. W. auf den Hals fallen?

Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Büne schildern soll, item, er muß sich durch Gespräche über Natur u. Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben

das Mark seines Geistes vertrocknet ist. Die Gegend wo er sich izt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mer der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter Insel; und einen zweiten Winter da zugebracht, wird H. D. S. völlig hypochondrisch machen . . . .

Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wolthäterin gefeßelt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Vielleicht sind ihre Furchtsamkeits-Außerungen und besonders ihre Wünsche, daß er wo anders hingehen möchte, Verstellungen —

Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nemen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine GesundheitsReise thun werde; ich wollte ihn den dasigen zum Theil wichtigen, Gelerten präsentiren, ich wollte ihn wider an die offne Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewönen, die er beinah scheut, und sich allerhand unangenemes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlag war, so ser scheint izt sein Geschmack davon entfernt. Ich werde also das Vergnügen dieser Reise nicht mit ihm theilen können.

Ob ich gleich selbst unendlich dabei verliere, wenn Ihr Herr Bruder einst diese Gegend verlaßen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollt ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten, und künftig großen Mannes aufopfern.

84. Am Vorabend seines Abschiedes von Bauerbach soll Schiller bei den Freunden in Bibra gewesen sein, welche ihn nur als Doctor Ritter kannten, und den alten Pfarrer um seine Meinung in Betreff der Räuber gefragt haben, welcher sie übertrieben fand. Schiller soll darauf erwidert haben: „Sie haben ganz recht, aber die Tendenz ist doch edel und gut.“ Der junge Pfarrer Freißlich soll ihn dann, wie öfter, bei Nacht eine Strecke zurückbegleitet haben. Auf dem Kirchhof bleibt Schiller stehen und citirt, während der Mond über den Gräbern steht, den Anfang der Leichenphantasie. Er fragt seinen Begleiter, ob er das Gedicht kenne? Dieser antwortet: „Ja, aus der Anthologie, es ist von Schiller.“ . . „Ja, es ist von Schiller, und ich selbst — bin Schiller. Leben Sie wohl mit ihrem ganzen Hause und bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken.“

85. Wilh. Christ. Ludw. v. Wurmb an Reinwald.

25. Januar 1784.

Schiller schrieb mir im vergangenen Sommer, und schickte mir seinen Fiesko. Seit der Zeit habe ich aber nichts wieder von ihm gehört. Mehr Erfahrung, dann kälteres Blut, werden ihn hoffentlich zum brauchbaren Manne und stätigeren Freunde machen. Es ist eine Folge unserer gegenwärtig so hoch gepriesenen Erziehung, daß junge Genies, gleich jungen kraftvollen Füllen, in Gefahr sind, Hals und Beine zu brechen, alles um und neben sich zu zertreten und übern Haufen zu werfen, ehe sie Zaum und Gebiß, die doch hienieden unvermeidlich sind, ertragen lernen. Die wohlthätige Seele des erfahrungsvollen Menschen-Freundes findet indessen Wollust in dem Gedanken, durch freundschaftliches Bemühen der Genius der künftigen Zierden der Menschheit zu werden. Alcibiades wäre nie geworden, wenn Sokrates nicht gewesen wäre.“ —

# Mannheim (1783–1785).

86. Charlotte v. Schiller an Prinzessin Luise von Sachsen-Weimar.

Heidelberg, 20. August 1810.

Wie ich da über Schiller trauerte, da ich die Plätze sah, die er mit aller Hoffnung und Kraft des Lebens zuerst betrat! — Aber dort legte er auch den Grund zu seiner Kränklichkeit, weil er da so viel am kalten Fieber litt und sich immer mit China curieren wollte. Den ersten rührenden Eindruck gab mir die Sachsenhäuser Brücke bei Frankfurt. Dort hat er bei seiner Flucht so oft gestanden ohne Freund, ohne Schutz und ohne Rath; und er erzählte mir oft, daß er da die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menschen, die alle so ohne Antheil an ihm vorüber gegangen wären, schmerzlich angeblickt hätte. Dort möchte ich ihm können ein Denkmal stiften! Es ist ein so reicher schöner Anblick den Main da zu sehn und die cultivierten Ufer!

## 87. Gefühl höherer Kraft unter drückenden Umständen.

Bey einem mit dem verstorbenen Staatsrathe Baz, einem Jugendfreunde Schillers, zu Mannheim gemachten Besuch fanden wir Schillern am kalten Fieber krank und durch Krankheit sowohl als durch einige nicht angenehme Verhältnisse gedrückt. Die Räuber und Fiesko waren schon erschienen und hatten einige Celebrität errungen, aber noch lag die Zukunft sehr trüb vor ihm, keine Aussicht eröffnete sich dem Manne, der sein Vaterland verlassen hatte, der aber auch in dem neuen Lande, welches ihn aufgenommen, nicht bleiben zu können glaubte und überdieß seines früheren Erwerbungsmittels, der Ausübung der Medicin, sich selbst beraubt hatte, ob er wohl den Gedancken, diese aufs neue zu studieren und auszuüben, damals immer noch nährte.

Um so mehr war ich [Abel] erfreut und verwundert, als

Schiller (mehrmals waren einst die Plane für seine Zukunft Gegenstände unserer Unterredung gewesen) auf einmal zu mir hintrat und voll Selbstgefühl und hohen Muths mir die Versicherung gab, er wisse, er fühle es, es werde eine Zeit kommen, wo sein Name durch ganz Deutschland mit ausgezeichneter Achtung werde genannt werden und dann werde er auch eine seinen Wünschen entsprechende Lage erhalten.

Mehrmals in m. Leben habe ich ähnliche Voraussagen einer glücklichen Zukunft von jungen sich fülenden Männern gehört, aber nie wurde eine solche Voraussagung auf eine so ausgezeichnete Weise erfüllt wie diese. Denn jene andern flossen nicht aus einer so guten Quelle, dem innigen Gefühl höherer Kraft, die in dem Manne lag und wirkte und die oft gerade zur Zeit schmerzhaft empfundenen Drucks nur um so mächtiger sich zu äußern pflegte.

---

88. Schiller hielt sich, als er eben seine Laufbahn als Schriftsteller begann, in Mannheim auf. Er hatte dort vielen Umgang mit den damaligen Schauspielern der Mannheimer Bühne, dem nachmaligen Hofschauspieler Müller in Wien, mit Iffland, Beck, Böck u. A. Besonders besuchte er oft Müller und brachte dort manchen Abend in der Gesellschaft der oben genannten Schauspieler und der Gattin Müller's zu; wenn die Andern sich aber entfernten, forderte er mehrmals noch Wein, Kaffee, Tinte und Papier und schrieb die Nacht hindurch mehrere Scenen zu seiner Tragödie: „Kabale und Liebe“. Müller fand ihn dann gewöhnlich des Morgens in seinem Zimmer auf einem Lehnsessel, in einer Art von Starrkrampf, so daß er ihn einmal wirklich für todt hielt. Die Gattin des Schauspielers Beck fragte ihn einst: ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht dichte? — „Das ischt nit anders“, antwortete

Schiller, der damals noch ganz den breiten schwäbischen Dialekt sprach; „aber schaun's, wenn die Gedanken ausgehn, da mal ich Rössel." In seinen Manuscripten sind auch wirklich ganze Seiten, auf welchen er nichts als kleine Pferde und Männchen gekritzelt hat. Wenn Madame Beck in der Folge irgend eine Stelle in Schiller's Arbeiten nicht gefiel, so fragte sie ihn scherzend: „da haben Sie wohl Rössel gemalt?"

## 89. Aus Rahbecks Lebenserinnerungen.

Auch Schiller, wie sehr verschieden sein höherer Geistesflug auch war, fand Gefallen an meinem Schauspiele, und wenn ich nicht irre, brachten wir Beide denselben Abend im Pfälzerhof bei einem Glase Wein zu, da Iffland und Beck früh nach Hause gingen. Ohne Zweifel war es auch an diesem Abend, wo, weil die Rede natürlicherweise bald auf seine dramatischen Arbeiten kam, ich mich darauf besann, daß ein wackerer junger Medikus, Feller in Leipzig, Jüngern und mir erzählt hatte, daß Schiller seine Räuber aus einem alten englischen Schauspiele The Life of Charles Moor genommen, welches er in einer physiologischen Abhandlung von Schiller citirt gefunden hätte. — Da ich mich nun wohl bewandert in der englischen Litteratur glaubte, und meines eifrigen Suchens ungeachtet nicht im Stande gewesen war, ein solches Stück aufzufinden, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, indem ich mich nun unter vier Augen mit dem Dichter befand, ihn zu fragen, wo das englische Schauspiel, aus dem er die Idee zu seinen Räubern genommen, zu finden, und von wem es wäre? Schiller schien betroffen. Befürchtend, ihn verletzt zu haben, da ich, ohne Zweifel, besonders durch Iffland einen ziemlich lebhaften Begriff von seiner Empfindlichkeit erhalten hatte, beeilte ich mich, ihn zu bitten, mir doch die Einsicht zuzutrauen, das rohe Erz, wovon ein Kunstwerk

gebildet würde, von dem Kunstwerke selbst unterscheiden zu können, und daß das englische Schauspiel, wenn es größere Vorzüge gehabt hätte, als den, einen Stoff abzugeben, aus dem eine geniale Hand ein effectvolles Drama bilden könnte, kaum so unbekannt sein würde. Zugleich sagte ich, woher ich diese Idee hätte.

Mit sehr freundlicher Gutmüthigkeit erzählte mir nun Schiller, daß er, während er den Kopf von seinen Räubern voll gehabt, eine medicinische Probeschrift in dem Militär-Institute in Stuttgart zum Ausarbeiten bekommen, und dazu einen Gegenstand von dem Zusammenhange zwischen der thierischen und geistigen Natur des Menschen gewählt hätte, der ihm Anlaß gegeben, mehrere Stellen aus dem Schauspiele, womit er schwanger ging, zur Erläuterung anzuführen. Da er indessen diese auf deutsch, oder als Stellen aus einem deutschen Stücke nicht hätte citiren dürfen, damit man ihn nicht beschuldigte, sich mit einer gegen das Reglement streitenden Arbeit befaßt zu haben, so hätte er seine Zuflucht zu der Fiction eines alten englischen Schauspieles, worin sich diese befinden sollten, genommen. Ich hätte indessen nicht geglaubt, sagte er, daß diese Schrift sich weiter als in der Heimath verbreitet haben würde, und daher wurde ich unruhig, als ich sie nennen hörte, weil ich nun in die Verlegenheit gesetzt werden kann, mich öffentlich darüber erklären zu müssen. Dieß that er indessen nicht; und erst nach seinem Tode fand ich, bei der Veranlassung einer Anzeige von obenerwähnter Probeschrift als eine Anekdote, wenn ich nicht irre, in einer Wiener Zeitschrift, mich verpflichtet, in einem dänischen Blatte etwas darüber zu sagen*).

*) Noch muß ich hinzufügen, daß ich beim Durchsehen meines deutschen Briefwechsels zum Gebrauch für die gegenwärtige Arbeit, in einem Briefe, datiert Leipzig, den 2. Aug. 1786, von Schillers enthusiastischem Freund und Bewunderer Jünger, Folgendes gefunden habe:

„Schiller schreibt nun an einem neuen Stücke: Des Räubers Moor letzte Schicksale; es ist bald fertig; denn er hat mir schon zugemuthet, die

. . . . . . Als ich den folgenden Tag Ifflanden Lebewohl sagte, trat Beck ein, um mir eine Entschuldigung von seiner Frau zu bringen, daß sie nicht Abschied von mir nehmen könnte, weil sie schlummerte, und sie dieselbe nicht gerne wecken möchten; wir würden uns ja ohnedieß in wenigen Wochen, nach meiner Rückkehr von Paris, wiedersehen, wo alsdann meine Sophie aufgeführt werden sollte.

Mit diesen Träumen verließ ich den nächsten Tag Mannheim, um nach Strasburg zu gehen. Unterweges besuchte ich Schillern in Schwetzingen, wo er den Sommer über wohnte, um mein Stammbuch zu holen*) und ihm Lebewohl zu sagen. Er fragte mich nun, ob ich wüßte, daß Madame Beck krank sey.

Ich, der ich nichts Böses ahnete, sagte ihm, welche Nachrichten ich hätte; allein er erzählte mir, daß — wenn ich nicht irre, —

---

Revision davon zu unternehmen; doch dieß sey nur sub rosa gesagt, denn wir wollen das Publikum damit überraschen."

Zwar ist nicht zu hoffen, daß jetzt, nach Verlauf von beinahe 40 Jahren, etwas von dieser Schillerschen Dichtung, von der ich mich nicht erinnere, irgendwo eine Spur angetroffen zu haben, sich auffinden ließe; indessen halte ich es für meine Pflicht, diesen flüchtigen Fingerzeig nicht entschlüpfen zu lassen, da doch vielleicht dadurch etwas, z. B. von der verehrten Körnerschen Familie, bei und mit der Schiller zu der Zeit lebte, entdeckt werden könnte.

*) In dieses Stammbuch hatte Schiller folgende Zeilen aus Wieland geschrieben, welche ich, nach langem Durchsuchen, weil ich sie, nach einer so langen Zeit, nicht vollständig im Gedächtniß behalten hatte, endlich wiedergefunden habe:

„Das Liebesbündniß schöner Seelen
Knüpft oft der erste Augenblick,
Wenn Andre, eh' sie Freunde wählen,
Was sich dabei gewinnt, erst emsig überzählen,
Verbindet jene schon ein Wort, ein stiller Blick.
Gleich Spiegeln strahlet eins des Andern Blick zurück,
Sie wählen nicht, sie fühlen sich getrieben,
Und lieben ihren Freund, wie sie sich selber lieben."

mit der Unterschrift: „Der erste Augenblick entscheidet gewöhnlich, und so, glaub' ich, ward unsre Freundschaft entschieden."

seine Schwester, die sich bei ihm aufhielt, den vorigen Abend von Mannheim gekommen wäre, und wissen wollte, daß ihr Zustand bedenklich sey.

---

90. Der Platz unter der Riesenpappel auf der Mühlau-Insel war Schillers Lieblingsaufenthalt; dahin lenkten seine liebsten Spaziergänge! . . . Ein tiefer, sinnender und melancholischer Ernst lag wie ein Schleier über seinem ganzen Wesen, gleich dem dunklen traumhaften Zuge, der die schwarze Pappel umgiebt."

---

91. Eine im Jahre 1788 geborene Nichte der Wirtsleute [Hunzinger] sprach in meiner Gegenwart öfters davon, wie sehr heimisch sich der Dichter bei ihren Verwandten gefühlt; eine Laube im Hofe sei sein Lieblingsplätzchen gewesen, woselbst er bei einem Schoppen zu schreiben pflegte. Das alte Fräulein erzählte ferner, daß Schillern die Pfälzer Weine trefflich gemundet und er die Worte: „E feins Wainle" sehr häufig gebraucht habe.

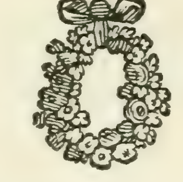
---

92. Schiller wohnte den Proben von Kabale und Liebe bei, und äußerte laut seinen Unwillen über die Derbheit, mit welcher des Musikanten Rolle vorgetragen wurde. — Der Schauspieler (Beil) schwieg. Kurz darauf kam eine Stelle, wo Müllers Frau zu früh abging; der Schauspieler rief ihr nach, er habe noch eine Nüance zu beobachten. „Welche?" fragte sie. — „Ich habe Ihnen noch nach des Verfassers Vorschrift einen Tritt zu geben." — Der jugendliche Autor schwieg.

---

93. Schiller hatte ihr [Katharina Baumann] einen persönlichen Beweis seiner Bewunderung und Liebe zugedacht, und als er sie nach einer Vorstellung von „Kabale und Liebe“ in ihre Wohnung begleitete, steckte er ihr ein kleines Päckchen in die Hand, es war sein Miniaturbild.

Katharina hat dem Regisseur Düringer, welcher sie als die Wittwe des Kapellmeisters Ritter in hohem Alter zu Mannheim kennen lernte, erzählt, daß sie an Schiller die Frage gerichtet: Was soll ich damit? Worauf dieser auf gut schwäbisch sehr verlegen geantwortet habe: „Hm! Ja sehen Sie, i bin a kurioser Kauz, das kann i Ihne nit sage.“ Übrigens sagte sie, habe es sie kindlich gefreut, wenn Schiller ihr den Hof gemacht, aber sie habe durch seine saloppe Erscheinung abgeschreckt, seine Gefühle nicht erwidert. Schillers Liebesbriefe, welche Md. Ritter wie ein Heiligthum aufbewahrte, verbrannte sie einige Tage vor ihrem Tode 1850.



## 94. Aus Scharffensteins Erinnerungen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange Schiller in Mannheim blieb; eine geraume Zeit ging es gut. Dort fing er die Rheinische Thalia an, worin ich in den Briefen an Julius eine Fortsetzung unseres geistigen Verhältnisses wiederfand. Er schrieb mir, ihm Absatz zu verschaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich schon angefangen hatte; denn es war im Werk, daß Schiller eine Tochter des spekulativen Herrn Schwan heiraten sollte. Es wurde nichts, und Schiller ging bald darauf nach Leipzig als Professor der Geschichte.

## 95. Aus einem Briefe von Joh. Wilh. Petersen.

Stuttgart 14. Merz 84:

Schiller heuratet nun des Buchhändlers Schwan Tochter und wird also selbst ein Buchhändler werden. Wie ein Prophetischer Geist sagte er mir schon vor einigen Jahren: wenn alle Strike brächen, so müsse er noch diesen Stand ergreifen. Stäudlin war, wie ich höre, bei der neulichen Vorstellung seiner Räuber und wurde von den vielen Schönheiten so angeregt, daß er gesagt haben soll: er reise nach Mannheim und stifte mit Schillern wieder Freundschaft.

---

## 96. Aussage der Caroline Fecht.

Nach dem Original.

Ich Endesunterschriebene bezeuge hierdurch, daß ich mit Ersuchen des Herrn Hofbuchhändler Fr. Götz, von Heidelberg nach Mannheim gereißt bin, um demselben der Wahrheit gemäß, die verlangte Aufklärung über die Verhältnisse Schillers zur ältesten Tochter des Herrn Hofkammerraths Schwan zu geben, so nach reiner Wahrheit gewissenhaft geschehen ist

Mannheim 26t. July 1829. —

Caroline Fecht.

27 Jahr pflegte ich Herrn Hof Cammer Rath Schwan.

### Notiz

über Schillers Verhältniß zu Hofkammerrath Schwan's ältester Tochter, Margarethe.

Nach der ausführlichen Erzählung der Caroline Fecht, einer braven vernünftigen Person habe ich folgendes darüber wahrheitgemäß aufgezeichnet.

Schiller kam im Spätjahr 1783 nach Mannheim. Er besuchte die Buchhandlung von Schwan und dessen Familienzirkel fast täglich.

Schwan war damals schon Witwer und hatte nur zwei Töchter, eine jüngere mit Namen Louise, 10 Jahr alt, und eine ältere Namens Margarethe damals 17—18 Jahr alt. Margarethe ein sehr schönes Mädchen mit großem ausdrucksvollem Auge, besaß einen äußerst lebhaften Geist, welcher sie mehr zur Welt, Kunst und Literatur, als zur Stille der Häuslichkeit hinzog. In dem gastfreien Hause ihres Vaters, das ein Sammelplatz für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, und machte damit wohl auch Fortschritte in der Kunst zu gefallen. —

Schiller in Schwans Familienzirkel aufgenommen fühlte sich bald zu Margarethen hingezogen, und auch auf Sie machte er Eindruck, so ernst und zurückhaltend er auch sonst war. —

Bei seinen zahlreichen Besuchen geschah die Unterhaltung fast nur in Gegenwart des Vaters. Sie gehörte gewöhnlich einer geistigen Sphäre an; Schiller laß ihr vor die Scenen seiner Trauerspiele, wie sie seiner Feder entsprungen, und recitirte ihr oft mit gesteigertem Affecte poetische Stellen und seine Verse. Auch brachte er ihr oft von seinen Gedichten in von ihm selbst gefertigten Abschriften. — Die gewöhnlichen Vertraulichkeiten zwischen Verliebten fanden indessen zwischen ihnen wohl niemals statt.

Daß Schiller außer der Schwan noch eine andre Herzensneigung in Mannheim gehabt habe, widerspricht die Caroline Fecht gerade zu. — Schiller war sehr ernst und abstrakt. Er lebte ganz seiner Poesie, wenig dem äußern Leben. Nie waren üble Gerüchte über seine sittliche Aufführung im Mannheimer Publicum.

Er war oftmals so sehr in höhere Sphären entrückt, daß er die Fecht, welche vom Hofkammerrath Schwan ihm Billete brachte

und in sein Zimmer eingetreten war, starr anblickte, aber doch nicht eher erkannte, als bis sie ihren Auftrag fast schon zu Ende ausgerichtet hatte. —

Als Schiller im März 1785 Mannheim mit Leipzig vertauschte, erhielt er beim Abschied ein Angedenken von Margarethe, eine von ihr gearbeitete schöne Brieftasche, die ihm viele Freude machte. Zugleich versprachen sie sich öfters einander zu schreiben, und damals hegte die Schwan gegründete Hofnung zu einer alsbaldigen Verbindung mit Schiller.

Noch denselben Monat erhielt sie auch einen Brief von demselben aus Leipzig. Und am 24ten April 1785 schrieb Schiller wirklich auch an Hofkammerrath Schwan und hielt um die Hand seiner Tochter an. — — Dies ist wahr und gewiß. — Schwan aber gab, ohne Margarethen davon etwas zu sagen, eine abschlägliche Antwort und gründete solche auf die besten Motife, indem der Karakter seiner Tochter nicht für Schiller paßte. — Die Zukunft hat es bewiesen, daß Schwan Recht hatte, der als wahrer Biedermann und Freund sich auch hierinn gegen Schiller benahm. Fernere Briefe von Schiller an Margarethen unterblieben, worüber sie, die die Ursache nicht wußte, sich sehr bekümmerte und oft frei deswegen ihren Schmerz äußerte. Die Schwan mochte sich indessen immer noch Hoffnung machen auf Schiller, besonders als sie ein Jahr später mit ihrem Vater nach Leipzig zur Messe reißen durfte, wo sie beide bei Schiller die freundschaftlichste Aufnahme fanden. — Hier hat Schwan Schillern ohne Zweifel die Gründe, welche ihn bestimmten, seine Tochter ihm zur Ehe zu verweigern, auf das genügendste mündlich enthüllt.

So löste sich dies Verhältniß ohne alle Schuld von Seiten Schillers. —

Margarethe heurathete 10 Jahre später einen subalternen Beamten, und starb früh, kaum 36 Jahr alt im Kindbett.

Schreiber dieses ist der Sohn des vor 25 Jahren verstorbenen Hofbuchhändlers Götz, der mit Schwan anfangs associirt, dann später, aber schon vor mehr als 30 Jahren, die Buchhandlung allein übernahm.

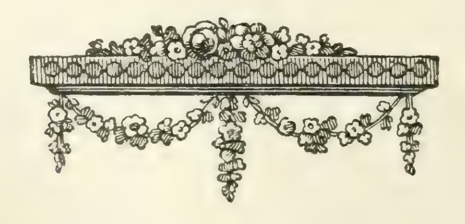
Friedrich Götz.

Als Tante Wolzogen Schillers Leben schrieb, hat sie diese Notiz bekommen, wohl auf Verlangen, um klar über das Verhältniß Schillers zu Margarethen zu werden. Aus ihrem Nachlaß bekam ich das Original, wovon ich Abschrift genommen.

Emilie von Gleichen
geb. von Schiller.

Hieraus geht hervor, daß sich auch keine Briefe an Margarethe von Schiller finden können, wenn es so ist, daß sie nur den einen aus Leipzig bekommen, aber Gedichte von Schillers Handschrift können in ihrem Nachlaß gewesen sein, welche die Schwester Louise nachherige Pistorius in Händen hatte, — man sagt an Friedrich Götz nach ihrem Tod gekommen sind. — Warum brachte er sie wohl nicht als Facsimile in den geliebten Schatten?

Dieselbe.



## 97. Aus Berichten der Luise Pistorius geb. Schwan.

An Emilie v. Gleichen.

Zu der Zeit, als Schiller in Mannheim lebte, waren dort 3 Schauspieler, die damals für die vorzüglichsten in Deutschland galten und in genauem Verhältniß mit Schillern standen. Es war Iffland, Beck und Beil. Die beiden Ersteren zeichneten sich durch eine geordnete Lebensweise aus, was damals unter den Schauspielern nicht gewöhnlich war. Beil, ebenso leichtsinnig als gutmüthig, stand eigentlich unter der Vormundschaft der beiden Anderen. Da Iffland sowohl als Beck meinem Vater besonders empfohlen waren, der durch sein Verhältniß zu Herrn v. Dalberg vielfach zu Theaterangelegenheiten beigezogen wurde und als Mitglied der deutschen gelehrten Gesellschaft den Leseübungen der Schauspieler beiwohnen mußte, so besuchten diese öfter unser Haus, wo sie immer gewiß waren, Schillern zu treffen, — sowie auch Hr. v. Dalberg und mehrere der ersten Häuser ihre Abendzirkel durch sie zu beleben suchten. Früher war es unerhört, daß Schauspieler in Privathäusern Umgang hatten.

Beck war ein schöner und sehr interessanter junger Mann, blond, groß und schlank. Er verliebte sich in die Tochter des Hofkammerrath Ziegler, Caroline, die ebenso schön und ebenso blond als er, seine Neigung erwiederte und eine entschiedene Vorliebe für das Theater hatte, dem sie sich widmen und mit Beck verheirathen wollte. Dieß gab nun einen gewaltigen Lärm. War es schon arg genug in den Augen des Publikums, daß meine Schwester sich in einen Theaterdichter verliebt hatte, so mußte man nun gar erleben, daß ein katholisches Mädchen sich in einen protestantischen Schauspieler verliebte und die zu damaliger Zeit noch excommuniciert waren, — und daß sie gar selbst Schauspielerin werden wolle. Die Pfaffen thaten ihr möglichstes, die Liebenden ihrerseits auch. Während diesen Debatten schrieb Schiller die Rolle der Louise ganz nach ihr, dieser Caroline, und für sie. Er copirte sie eigentlich sammt ihren Ver-

gißmeinichtsaugen, — sowie auch der Musikus Miller eine frappante Copie von Beil war, weßhalb dieser auch die Rolle so vorzüglich spielte, da er eigentlich zu diesem Character gesessen war. Schiller hatte damals das dreitägige Fieber, kam aber immer zwei Abende dazwischen zu meinem Vater und las ihm vor, was wieder entstanden war, oder ließ es meine Schwester vorlesen; den dritten Abend, wo das Fieber kam, schickte er die Aushängebogen, auch nicht selten bekam er das Fieber bei uns. Du kannst Dir denken, wie interessant es war, Kabale und Liebe so nach und nach entstehen zu sehen; aber mein Vater bekam oft Händel mit Schillern, und nannte ihn einen Schinder, einen Folterknecht ꝛc.

... Dalberg war nie ein aufrichtiger Freund von Schiller, sonst hätte sich dessen Schicksal vielleicht ganz anders gestaltet. Dalberg war damals selbst Theaterdichter, übersetzte mehrere Stücke aus dem Englischen und brachte den Julius Cäsar von Shakespeare auf die Bühne, den er mit großer Pracht aus eigenen Mitteln ausstattete und der durch das Zusammenwirken der vorzüglichen Schauspieler seine Wirkung nicht verfehlte. Ich erinnere mich noch vielen Streites über die Austheilung der Rollen, so daß D.'s Kammerdiener oft dreimal im Tage mit Billets an meinen Vater kam, und ich muß noch ein Paquet solcher Theatercorrespondenz von Dalberg besitzen, nur weiß ich es nicht zu finden, da diese Papiere lange Zeit nicht in meinen Händen waren. Es war sehr natürlich, daß Dalberg Schillern mit eifersüchtigen Augen ansah und daß er nichts that, um ihn in seine Nähe zu fesseln.

Schiller wohnte in Mannheim bei sehr braven Leuten, dem Zimmermeister Hölzle, dessen Frau sich mütterlich um ihn und sein verwaistes Weißzeug annahm. Einmal erinnere ich mich, nach einem Spaziergang mit meinem Vater kamen wir an Schillers Wohnung vorbei. Die Läden waren fest verschlossen. Mein

Vater sagte, er wolle doch hineingehen und sehen, was es mit ihm sei. Schon vor der Stubenthüre hörten wir ihn laut peroriren. In dem ganz finstern Zimmer brannten zwei Kerzen, auf dem Tisch stand eine Bouteille Burgunder und ein Glas und Schiller rannte in Hemdärmeln auf und ab. Mein Vater zankte sehr mit ihm und sagte, ob er deßhalb Medicin studirt habe, um sich in seinem fieberhaften Zustand in eine solche Aufregung zu versetzen. Nachdem er ausgeschnauft hatte, sagte er, drum habe er gerade den Mohren am Kragen gehabt, — nämlich im Fiesko — und er könne nicht begeistert werden, wenn das Tageslicht zu ihm hereinscheine.

Die Anspielung auf eine Brieftasche in Cabale und Liebe galt meiner Schwester, die sich getroffen fühlte und damit beeilte. —

---

An Christophine Reinwald.

5. Februar 1847.

— — — Die Karlsschüler haben eine Welt von Gedanken in mir hervorgerufen, obgleich ich dieses Stück bis jezt nur in Bruchstücken kenne. Die damaligen Zeiten, ja der erste Besuch Ihres theuern Bruders bei meinem Vater stehen lebendig vor meiner Seele; — ich wollte ich könnte dieses Bild, das in mir lebt, in den Schauspieler einpfropfen, der die Rolle von Schiller zu geben hat!

Später verlebte er viele Abende in meinem väterlichen Hause, und so unbedeutend ich damals war, so erinnere ich mich doch manchmal in Conflict mit ihm gerathen zu seyn. Wenn er z. B. manchmal in dem Zimmer saß, welches meine Schwester und ich bewohnten, und er dieser gerade etwas vorlesen wolte, so konnte ich unglücklicherweise beschäftigt seyn, Evakathel und Schnudi für mein Marionettentheater einzustudieren; und wenn auch dies nur

halblaut geschah, so fand er sich doch bewogen, mir ganz absonderliche Namen zu geben, um sich Stillschweigen zu verschaffen; — z. B. kleiner Grasteufel, Knipperdolling ꝛc. Späterhin sah ich ihn, leider zum leztenmal, in Dresden in dem Hause des Appellationsrath Körner, wo ich mir eines Concerts bei Kappellmeister Naumann errinnere. Auch führte uns Schiller zu Maler Graff, der gerade an seinem Portrait arbeitete, und auch meinen Vater malte. — — —

## Berichtigung in Menzels Litteraturblatt (17. Juli 1847).

In der Einleitung zu Laube's Karlsschülern findet sich irrigerweise eine Mlle. Baumann, nachherige Gattin des Kapellmeister Ritter, als erste Darstellerin der Louise in Kabale und Liebe angeführt. — Dem war nicht so, sondern Schiller schrieb diese Rolle eigends für die Geliebte seines Freundes, Heinrich Beck, eines damals sehr gefeierten Schauspielers, dem er den Ferdinand bestimmte. Diese war eine Tochter des Hofkammerrath Ziegler in Mannheim, eine schöne Blondine von 18 Jahren, die Schiller ganz von Außen und Innen kopirte, und sie auch der Leonore im Fiesko anpaßte. Sie hatte eine entschiedene Neigung für das Theater und für Beck; beidem aber widersetzten sich ihre Eltern, da sie katholisch waren und Beck Protestant, und damals die Schauspieler noch eigentlich exkommunizirt waren. — Endlich aber siegte die Liebe, und Caroline Ziegler debütirte als Louise und Becks Braut, mit ungeheurem Beifall. Man denke sich in den beiden Rollen zwei junge liebenswürdige Leute, die sich leidenschaftlich liebten, und durch Schiller und Iffland eingeschult waren, und man wird sich den Effekt denken können, sie wäre gewiß unter dieser Leitung und bei ihrem natürlichen Talent eine der ersten Schauspielerinnen geworden, aber ihr glücklicher, schwer errungener Ehestand dauerte kaum ein Jahr,

wo sie, allgemein bedauert, im Wochenbett starb. Schiller litt damals viel für seinen Freund Beck, da es bei dem Begräbniß noch so viele Unannehmlichkeiten mit der katholischen Geistlichkeit gab, wie früher bei der Heirath. Damals sollten weder Schauspieler noch Wöchnerinnen bei andern Christen ruhen, und Caroline Beck wurde endlich ganz in der Stille auf den lutherischen Kirchhof begraben. — Ich habe noch eine dunkle Idee von Versen, die Schiller bei diesem Ereigniß an seinen Freund Beck gedichtet hat, die aber wie ich glaube nicht veröffentlicht wurden. Vielleicht finde ich solche einmal noch in einer Schublade meines Gedächtnisses.

Nach Carolinens Tod erhielt erst die Mlle. Baumann die Rolle der Louise, und da es sehr schwer war, die Nachfolgerin der Beck zu seyn, so nahm sich Schiller so wie auch Iffland sehr um sie an, und suchten sie zu heben, was auch theilweise gelang. Von einer besondern Neigung zu ihr war aber nichts zu bemerken, da er sich damals ausschließlich mit meiner Schwester beschäftigte. Später huldigte er in Dresden der liebenswürdigen Sophie Albrecht, die für dasselbe Rollenfach ganz vorzüglich war.

Schiller las jedesmal, wenn ein Bogen von Kabale und Liebe aus der Druckerei kam, denselben am Abend meinem Vater vor, weßhalb alles was darüber gesprochen und verhandelt wurde, mir noch sehr erinnerlich ist, besonders da Herr von Dalberg meinen Vater immer bei Vertheilung der Rollen zu Rath zog. — Es leben vielleicht in Mannheim wohl noch Menschen aus jener Zeit, aber sicher Niemand, der in den Verhältnissen war, wie ich.

An Christophine Reinwald.

25. Juli 1847.

Schiller bekam eines Abends, wo er wie oft geschah in unserm Familienkreise war, einen Anfall von kaltem Fieber. Er war sehr unwohl, wurde auf ein Bett gelegt, warm zugedeckt, mußte

Chinathee trinken, und als der Frost nachließ, wurde er in einer Portchaise nach Hause gebracht. Den andern Tag ging mein Vater wie gewöhnlich mit mir spazieren und auf dem Heimweg sagte er, er wolle nur noch nach Schiller sehen, wie es mit ihm gehe; ich solle im Saal auf ihn warten, er werde wohl zu Bett liegen. An der Saalthüre angekommen, hörten wir ein arges Geschrei und was sahen wir! Schiller war allein und rannte in Hemdärmeln auf und ab, gestikulirte und krakeelte ganz barbarisch. Zwei brennende Lichter standen auf einem Tisch mit Papieren mitten im Saal, und alle Läden waren geschlossen. Mein Vater rief ihm zu: Aber, lieber Schiller, was treiben Sie denn, daß Sie hausen wie ein Türke und gestern erst das Fieber hatten. Sind denn Sie ein Mediciner und wollen Sie sich mit Gewalt ruiniren? — Schiller athmete tief auf und sagte: Drum hatte ich gerade den Mohren am Kragen. Mein Vater ermahnte ihn sehr, seinem Fieber abzuwarten und alle Mohren laufen zu lassen, was er auch versprach. Den folgenden Abend kam er wieder und brachte diese Scene aus Fiesco mit, die er meinem Vater vorlas. Er hatte meinen Vater recht lieb, dies bewies er unter andern dadurch, daß er bei einer Reise nach Dresden ihm bis Meißen entgegen ritt. Ich sehe ihn noch unter dem Posthof stehen, als wir dort anfuhren und die freudige Ueberraschung meines Vaters. — In Dresden hatten wir sehr vergnügte Tage durch ihn, bei Naumann, Körner, Maler Graff, im Stock'schen Hause 2c. — Mein Vater war aber auch der liebenswürdigste alte Mann, den man sich nur denken kann.

In späterer Zeit traf ich einmal auf einen alten Bürgermeister Iseflamm, der in Marbach mit Schiller in die Schule gegangen war. Er versicherte mich, es gehe ganz kurios in der Welt her. Er sei in der Klasse immer über dem Schiller gewesen und jetzt spreche die ganze Welt von diesem und von ihm spreche niemand.

Haben Sie nicht auch die schöne Lore Franquemont gekannt? Das war die Großmutter der Luisette Lützow. Könnte nicht diese unter der Laura in den Karlsschülern verstanden sein?

---

An Friedrich Götz.

Stuttgard, den 20ten Dez. [1852].

Was bringt man aber nicht alles noch über den guten Schiller ans Tageslicht!! Da lese ich in der Europa einen Artikel von einer verstorbenen Präsidentinn v. Kalb, worüber ich lachen mußte. Ich erinnere mich dieser Pr. v. Kalb und ihrer Schwester, Frl. v. Marschall noch sehr lebhaft. Erstere war sehr klein, u. reichte Schillern kaum an die Westentasche, sehr zart, wie von Wachs, blond, u. unausstehlich empfindsam. Sie muß vor ihrem Lebensende noch die fixe Idee bekommen haben, Schiller sey in sie verliebt gewesen. In Mannheim wurde davon nichts bemerkt. Schiller war zu ernst, und von zu edlen Gefühlen beseelt, als daß er sich bald da bald dort verliebt hätte, am wenigsten aber auf eine Art, die den Präsidenten zu einer Trennung u. Flucht nach Paris veranlaßt haben könnte. —

---

An Friedrich Götz.

Stuttgard den 5ten Juli [1853].

Ihren Wunsch, nähere Nachrichten über meine Schwester zu erhalten, kann ich leider nicht erfüllen. Außer ihrer Liebschaft mit Schiller, was ihre Glanzperiode war, läßt sich nichts von ihr sagen. Sie hat meinem guten Vater viel Verdruß gemacht, ihm sein Alter, u. auch mir meine Jugend verbittert. Mein Vater hat die Verbindung mit Schiller nicht gutheißen wollen, weil er sie dieses reinen edlen Mannes nicht werth hielt.

Sie werden an einem der Briefe eine Andeutung von seiner eigenen Hand über diesen Gegenstand finden. Caroline Fecht hätte Ihnen mehr sagen können als ich. —

## 98. Schwans Randbemerkung zu Schillers Brief vom 24. April 1785.

Laura in Schillers Resignation ist niemand anders als meine älteste Tochter. Ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schillern er möchte sich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben.

Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht gewesen.



## 99. Aus den Erinnerungen von K. A. Göritz.

Was ich von Schillers frühern Verhältnissen im Auslande erfahren habe, zeigt, durch wie mancherlei traurige Erfahrungen und harte Schicksale er geläutert werden mußte, ehe ein freundliches Gestirn ihm eine glücklichere Lage verschaffte. In Mannheim, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß, scheint er, wie schon in Stuttgart, die Beute jedes listigen weiblichen Geschöpfs gewesen zu seyn. Oft dankte er gerührt der Vorsehung, daß er nicht Gatte der Tochter des Buchhändlers S. daselbst ge-

worden sey, was nahe war, da sie seinem Ideal von Weiblichkeit so wenig entsprach. Dies erreichte, so viel es überhaupt möglich ist, seine Gattin vollkommen.

## 100. Förster nach Minna Körners Erzählung.

Schiller's Gretchen war die achtzehnjährige Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim. „Was mir", erzählte Frau Körner, „unser Freund hierüber vertraut hat, war etwa Folgendes: „Margarethe und ich", sagte er, „waren ganz für einander geschaffen, die Eltern wußten um unsere Neigung und der Vater war mir gewogen. Als ich nun aber Ernst machte und ihn um die Einwilligung zur Heirath bat, sagte Herr Schwan: „mein lieber Herr Schiller, ich würde mich nicht eine Sekunde besinnen, Ihnen die Hand meiner Tochter zu geben, aber eine Bedingung muß ich machen: lassen Sie das Versemachen und Komödienschreiben, damit kommt nichts heraus, ich lasse Ihnen freie Wahl: werden Sie, was Ihr Beruf ist, Regiments-Feldscheer, oder meinethalben Doctor, oder treten Sie in mein Geschäft als Commis, Buchhalter, Compagnon, dann sollen Sie meine Tochter haben, aber — und das sehen Sie wohl selbst ein, so als Poet in's Blaue hinein muß man nicht heiraten wollen." —

„Bald nach diesen Erklärungen des Vaters wurde Gretchen, da sich Schiller auf die, ihm gestellten Bedingungen nicht einließ, mit einem Andern verlobt. Schiller gerieth hierüber in Zustände äußerster Verzweiflung, welche ihn bis zu dem entsetzlichen Entschlusse trieb, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Aus dem Briefe an Körner, in welchem er sich entschuldigt, die Zusendung unserer Portraits und die dabei befindlichen Briefe länger als ein halbes Jahr unbeantwortet gelassen zu haben, lernen wir seine damalige Gemüthsstimmung kennen. In ähn-

licher Weise aber, wie Goethe sich von dem trübseligen Entschlusse: seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen, dadurch befreite, daß er die Leiden des jungen Werther schrieb, so bekannte uns Schiller, daß er nicht blos unserer freundschaftlichen Zusendung seine Lebensrettung verdanke, er habe sich außerdem noch durch ein Gedicht, in welchem er die, von dem Himmel auf ihn entsendeten Blitze zurückgeschleudert habe, das Herz erleichtert und sich das Gefühl des Sieges und der Ueberwindung der Schicksalsmächte gegeben. Er hatte diesem verwegenen Gedichte die Ueberschrift: „Freigeisterei der Leidenschaft" gegeben; in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke unter den Gedichten der zweiten Periode Bd. 1, S. 171 führt es die Ueberschrift: „Der Kampf". Um nicht mit der Censur in Conflikt zu gerathen, vielleicht auch um schwachen Gemüthern keinen Anstoß zu geben, wurden fünf Verse nicht mit abgedruckt .... In der Thalia ließ Schiller diese Verse mit abdrucken, fügte jedoch auf wohlgemeintes Zureden meines Mannes eine Erklärung hinzu, in welcher er bat: „der Leser möge die Aufwallung einer Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters ansehen". Wir, die wir von den Leiden und Leidenschaften des Dichters nähere Kenntniß hatten, wußten recht wohl, welche Bewandtniß es mit dem „erdichteten" Liebhaber hatte." —

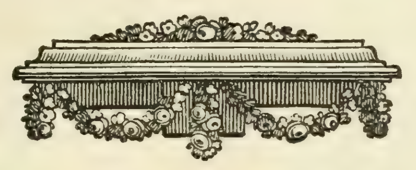
Auch über dieses Liebesverhältniß Schillers finde ich in meinem Notizbüchlein aufgezeichnet, was die beiden oben genannten Freundinnen Schillers mir mitgeteilt. Frau v. Kalb erzählte: „Schiller hatte Gretchen so lieb, daß er sich zuletzt wohl entschlossen haben würde, in die Buchhandlung einzutreten. Dies fürchtete der Compagnon Schwan's Namens Goetz; dieser war es, der die Heirath hintertrieb. Ich habe von Gretchen selbst gehört, wie unglücklich sie darüber war, und als Schiller in seiner Verzweiflung nach Leipzig zu Körner abgereist war, beschwor sie

den Vater, sie mit zur Messe zu nehmen, um von Schiller in aller Freundschaft Abschied zu nehmen. Unterdessen aber hatte der Vater bereits ihre Hand vergeben; über ihr Herz konnte er nicht verfügen. Schiller hatte mir sein ganzes Vertrauen geschenkt, und ich versprach, ihm Nachricht von dem zu geben, was ich über Gretchens Benehmen und Schicksal nach seiner Abreise erfahren würde. Von jeder Poststation, wo die Wagen umgeladen wurden, schrieb er mir und bestürmte mich mit Fragen; mit der Zeit legte sich der Sturm, denn Schiller gehörte zu den Naturen, welche in Herzens-Angelegenheiten sehr schnell in Feuer und Flammen aufgehen, aber er war ein zu genialer Geist, um am gebrochnen Herzen zu sterben.“ —

Die Mittheilungen, welche mir Frau von Wolzogen machte, und die im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was sie in dem von ihr verfaßten Leben Schillers (Bd. 1, S. 206) erzählt, weichen von denen der Frau Körner und Frau v. Kalb darin ab, daß Frau v. Wolzogen bestimmt wissen will: „Schiller habe noch nach seiner Abreise nach Leipzig mit Gretchen im Briefwechsel gestanden und erst von dort aus sich bei dem Vater um ihre Hand beworben. Dieser habe ihm jedoch eine abschlägige Antwort ertheilt und zwar unter dem entschuldigenden Vorwande: „seine Tochter dürfte sich bei der Eigenthümlichkeit ihrer beiderseitigen Charaktere schwerlich zu seiner Gattin eignen“. Als ich Frau von Kalb die Stelle aus dem Leben Schillers von Frau v. Wolzogen einst vorlas, welches sich auf jenes Liebesverhältniß bezieht, bemerkte sie: „Diese Erzählung ist nicht ganz richtig. Schiller wußte schon, bevor er nach Leipzig abreiste, genau, wie es mit Margarethe stand, und wie sehr er sich auch darüber poetisch exaltirte, er hat sich, wenn auch nicht als ein guter Christ, doch als genialischer Dichter und Philosoph in das Unabänderliche zu fügen gewußt. Seinem Herzen war nicht blos die ideale Liebe, sondern auch ein wirkliches, obschon ganz unschuldiges,

Liebesverhältniß ein immerwährendes Bedürfniß. Er schenkte mir damals ein großes Vertrauen; ich kam als kürzlich verheirathete junge Frau mit meinem Manne nach Mannheim; ich war siebenundzwanzig Jahre alt, aber doch schon ebenso determinirt, wie ich es heut noch in meinem achtzigsten Jahre als erblindete Cassandra bin. Dadurch, daß ich mit Schiller öfter über die weiblichen Charaktere in den Räubern und Fiesko sprach, ihm auch nicht vorenthielt, in welcher Hinsicht ich meiner Meinung nach, diesen und jenen Zug für verfehlt halte, mag ich einigen Einfluß auf die Charakterzeichnung der Frauen im Don Carlos gehabt haben. Gegen mich war Schiller in betreff seiner Liebesverhältnisse nie zurückhaltend. Zu derselben Zeit, aber vor der näheren Bekanntschaft mit Gretchen, war er in eine Schauspielerin des Mannheimer Theaters so verliebt, daß er mir einmal sagte: „Könnt ich nur ein einziges Mal diese Göttergestalt im Lilataffetkleid mit dem weißen Schleier in meine Arme schließen, ich wollte von dieser Stelle nicht lebendig wieder aufstehen". Um sie mir näher zu bezeichnen, fügte er hinzu: „heut nennt man sie Amalia". Sie spielte diese Rolle in den Räubern, die ich, was man mir immer nicht glauben will, niemals habe aufführen sehen, ebensowenig Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos. — Hierbei will ich noch eines eigenthümlichen Vorfalls gedenken. Mir ist nicht näher bekannt, wie Schiller dazu gekommen, in Kabale und Liebe einem so niederträchtigen Menschen, wie dem Hofmarschall den Namen „v. Kalb" zu geben. Bald nach meiner und meines Mannes Ankunft kam Schiller zu uns; Kabale und Liebe war für den nächsten Tag angekündigt, es setzte ihn in große Verlegenheit, daß ein Namensvetter meines Mannes eine keineswegs ehrenvolle Rolle in diesem Stücke spiele. Er erbot sich, dafür zu sorgen, daß der Name „Kalb" verändert und nie wieder auf dem Zettel erscheinen werde. Wir überzeugten ihn, daß anstatt die Aufmerksamkeit des Publikums von diesem Namen abzulenken, man

nun um so mehr eine nähere Beziehung unserer Familie mit dem Kalb in Kabale und Liebe vermuthen werde. Schiller sah dies ein, und so blieb seinem Herrn v. Kalb die Unsterblichkeit gesichert." —



101. H. Beck an Rahbeck

Mannheim 6. November 1487.

Schiller arbeitet mit Macht an seinem Journal und verspricht sich viel Vortheil, such ihm doch so sehr als möglich Subscription zu verschaffen! ich komme zwar nicht oft zu ihm, doch bin ich noch der einzige von seinen Freunden, der seit seinem sogenannten Fall an ihm hängt (denn so nimmt man seinen Abschied als Theaterdichter).

## 102. Aus der Berliner Staats- und Gelehrten-Zeitung vom 11. Januar 1785.

Darmstadt 29. Dezember 1784. Am 20. dieses laß Hr D. Schiller, aus Mannheim, auf Veranlaßung des Herzogs von Weimar in Gegenwart unserer durchlauchtigsten Herrschaften und des Hofes, den ersten Aufzug aus einem noch unvollendeten jambischen Trauerspiel, Don Karlos, vor; den anderen Morgen wurde er von dem Herzoge von Weimar durch ein eigenhändiges Schreiben zum Rath ernannt.



Des andern Tages reisten wir über Darmstadt, und kamen spät nach Mannheim. Reinwald und Frau v. Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. — In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mit empfand.

Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: „Ich muß eilends in das Schauspielhaus“. Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszusprechen. — Bald kehrte er wieder, — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.

Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden; allein jene heitere Gelassenheit des Gemüths, — möchte sie immer möglich sein!

* * *

Das Vorhaben, in Mannheim zu wohnen, ward Ende Juli (1784) ausgeführt. Nach einigen Tagen Aufenthalt daselbst ward König Lear aufgeführt, durch wiederholte Lesung schon bekannt. Von Zuschauern gedrängt voll waren Logen und Parquet, und die stille Erwartung bezeugte, daß man Außerordentlichem entgegensah.

Friedrich Schiller fanden wir in der Loge, und bald nachher

trat auch Major Hugo ein; als man Schiller ihm nannte, grüßte er ihn ehrend und sprach: „Erlauben Sie mir einen Vergleich mit dem englischen Dichter und unserm Tragiker. Sein Spottgedicht, durch Rauben veranlaßt, erweckte im Zorn den Eifer des Talents; und Sie, durch die Räuber selbst, haben uns den Beweis gegeben, wie fruchtbar ihr Genius sei." Wechselnd war die Rede.

„Keine Vorstellung kann mir mehr geben, als ich durch Lesen für die Anschauung gewonnen. Selten kann uns Erscheinung und Stimme befriedigen, wenn sie Phantasien darzustellen sucht. Besonders von Shakespeare's Genius; denn eine mächtig offenbarende Erkenntniß bezeugt uns sein prophetischer Geist."

„Welch' eine Bethätigung des Spruchs, bei den Töchtern: Deine Rede sei: Ja, ja, nein, nein!"

„Wer nur Farben zu reiben versteht, hat freilich nicht Kraft, den Kern der Wesenheit zu erwecken. Durch seinen Meißel nur sprühen lichte Funken."

„Zur Würdigung dieses Gedichtes wäre es auch ein Gewinn, die nackte Sage zu kennen."

„Die reine Gluth die wir auch hier erkennen, ist gleich bedeutsam. Da uns die alte Sage nicht bekannt, der Zeit entrückt, wirkt es wie eine Mythe, die ihre verschiedene Auslegung findet."

„Kent, ein so holdseliger Jüngling — welch' Feuer der Treue — der Ehrfurcht, — der Liebe für Cordelia." —

Hugo sagte eilend: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in Jedem ist ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Lässest du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens."

„Wir sollen Alles denken können, — zu dieser Kraft bereitet uns der hohe Dichter."

„Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tausendfachen Vergleichen, ob nicht die Menschheit in diese drei Arten sich theile. Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden, mit List bewaffnet; dann die von Irrthum Bedrängten, von solchen Banden Gefesselten, und endlich der Narr par excellence, oder die Ironie in der Ueberschauung aller Dinge mit scharfem Gleichsinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents ist die Kappe erhöht."

„Du predigst über der Welt Seele."

„Ich predige dir, ja wohl ist in diesem Sermon ein ganzer Orbis pictus."

„Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraschen, nur so entgeht er dem Wahnsinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen."

„O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsetzens! Du demüthigest und erhebest; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantasie leuchtendem Strome hast du geschöpft. Dieser vermag Schranken zu brechen und Zwang zu lösen, denn was aus dem Geiste geboren, kann auch der Geist nur aufnehmen."

„Lear — Cordelia — Kent! — welch' eine Dreifalt der Verklärung."

Wir genossen die Wonne der Wehmuth, der Begeisterung. Vor Allen hatte Kent gefallen. Das gemüthlich Eigenthümliche, was diesem Kent der Schauspieler Beil verlieh, ward durch dessen Individualität zum sprechenden Bilde.

Der Gewinn einer höheren Anschauung geleitete uns, und da wir uns trennten, schien Hugo sehr bewegt und sagte, das Haupt erhoben zu Friedrich: „Bist du ein Geist? — wann bist du gestorben? Du bist ein sel'ger Geist!" Das ist der schönste Gruß.

* * *

Den zweiten Tag nach der Geburt des Kindes war der Vater ferne. In der folgenden Nacht rauschten die Vorhänge um mein Lager; in bloßen Armen und Füßen, mit aufgelöstem Haar, war mir entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, die ich wohl erkannt hatte, riß an Vorhang und Decke; ich wollte sie anrufen, aber die Sprache versagte. Wie lange ich in Ohnmacht gelegen, ist mir unbekannt. Durch solchen Ungestüm erwachten endlich auch Andere, da eilte man zum Arzt. Krampfhaft hatte mich der Schrecken befangen, nach manchen äußern und innern Mitteln konnte ich erst wieder Laute finden; heftiger Schrecken in diesem Zustand soll öfter die Sprachlosigkeit zur Folge haben. Der von Schmerz Gefesselte fühlt das Nagen des Augenblicks, er zählt die Minuten, die in Geistesqual vergehen, ohne Hülfe zu bringen. Tage vergingen, ehe Genesung mich erlöste. Heinrich war dies Ereigniß, welches Aufsehen und Neugierde erregt hatte, sehr unangenehm. Später erfuhr ich, daß Friedrich Schiller den Hülfe bringenden Arzt herbeigeholt. Nachdem ich genesen, begegnete Kalb dem Freunde und sagte mir: „Jener äußert, es sei unverzeihlich, daß man ihn deine Besserung nicht habe wissen lassen. Ich habe ihn ersucht, mit mir zu kommen, damit er sich überzeuge, daß die Gefahr vorüber ist.“ Er führte ihn ein und sprach: „Erkennen Sie selbst, nun ist alles wieder gut — die jugendliche Natur hat überwunden!“

Erfreut durch dieses unverhoffte Wohl, schien er bewegt. Nach so lang entbehrter Mitteilung vernahm ich gern trauliche Rede und ein sanftes Licht ward dem Gemüth sichtbar.

* * *

In der Mittagshelle waren wir auch eines Tags versammelt, Traulichkeit und Scherz waltete bei den Genüssen; da ward durch Fabri das Gespräch unterbrochen; hastig fragte er: „Wollen Sie

den Obersten v. Z. sehen? — sprechen? — Sie haben die Möglichkeit, er ist hier." —

„Hat er Sie ersucht, uns seine Gegenwart anzuzeigen?" —

„Eigentlich nicht, allein ich meine, Ihnen gefällig zu sein."

Die beiden Offiziere folgten seiner Mahnung. Da fragte Friedrich: „Wer ist dieser Mann?" —

„Sollten Sie Fabri, einen pensionirten Offizier, nicht schon gesehen haben? — Er ist ja oft auf Promenaden und im Schauspiel zu finden."

Friedrich. „Wie erinnert er an den lauschenden Sclaven, den auch Sie im Atelier gesehen, so aufhorchend, so starr die Haltung. Er ist gefällig, minutiös, schlau, um seine Absicht zu erreichen."

Charlotte. „Wie schnell haben Sie den Gehalt dieses Wesens erfaßt."

Friedrich. „Dies war wohl leicht, da ich sein Urbild erwogen."

Charlotte. „Da Sie so leicht erkennen, bin ich wohl verlangend, Ihre Meinung über Personen zu hören, die mir nur namentlich bekannt."

Ich sammelte auf diese Weise Portraits, und nach späterem Erkennen fand ich sie zu weich gezeichnet. Zu strenger Unterscheidung werden wir ein Leben hindurch erzogen, und oft wird, was der Jugend verträglich, dem Alter zur Widerwärtigkeit. Früher bleibt unklar Tadel wie Preis.

Charlotte. „Wäre es Ihnen nicht entgegen, so zeigen Sie mir von der weiblichen Gallerie Ihre Bilder." —

Friedrich. „Die Witthöft kennen Sie, eine treffliche Künstlerin, aber leider so wenig anmuthig, daß sie nur durch ein reiches Talent Beachtung auf der Bühne erregen kann."

Charlotte. „Doch wer unter diesen Künstlerinnen hat noch Anmuth neben diesem Talent?"

Friedrich. „Man nennt sie Amalia! Amalia!" — (Wie von einem unwillkürlichen Anruf erröthete er bei diesem Namen.)

Charlotte. „Ein lieblich holdes Wesen, das bis zu Thränen Sie bewegen kann."

Friedrich. „Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick schafft; was uns bewegt, was so reizt, es ist der Stimme süßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzücken sagen? — Wie ist ihr Auge von der dunklen Wimper beschattet. — Ja sie ist schön!"

Charlotte. „Die Macht Ihres Lobes hat auch mich für sie gewonnen, sagen Sie noch mehr von ihr."

Friedrich. „Ihre Frage, ob ich ein anmuthiges Wesen kenne, flammte so schnell mich an, — allein ich vermag nicht auszusprechen, wie ich empfinde und denke; — die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks. Doch sähe ich sie in einem violetten Tafftgewand (Farben haben auch eine Macht), der Locken Schmuck von einem Schleier umflossen, — o welch' edle Erscheinung!"

* * *

„Vergeblich habe ich Sie, wie oft, aufgesucht", sagte Friedrich, „und auch keine Zeile von Ihnen in diesen Tagen erhalten. Wo waren Sie? wie müssen Sie zerstreut gewesen sein?"

Charlotte. „Besuche von reisenden Verwandten, selbst tagelange Excursionen in der Umgegend haben mir Zeit und Muße geraubt; auch ich habe verlangt, Sie wieder zu sprechen."

Friedrich. „Wohl mir, daß ich Sie allein finde, denn ich habe Bedeutsames zu sagen. Meine hiesige Lage scheint sich ändern zu müssen, und daß ich vermuthlich das Geschäft beim Theater aufgeben werde, sollen Sie vor allen von mir erfahren."

Charlotte. „Aufgeben? — meines Bedünkens war es für Sie ein geringfügiges Geschäft, das Ihnen wenig Zeit raubte. Die Direction kann Sie nicht entbehren. Wer wohl würde es mit Talent und Einsicht behandeln können?"

Friedrich. „Ich kann es nicht ändern. Das Verhältniß könnte noch beschränkter werden, und das darf ich nicht zugeben."

Charlotte. „Wohl hat ein doppeltes Mißtrauen sowohl gegen die Behörde, als gegen Sie gewirkt; — solche Andeutungen haben verlautet."

Friedrich. „In diesem Verhältniß ist so Vieles zu schonen, was nicht der Beachtung wert ist."

Charlotte. „Daß solche Erregungen Ihnen widrig sind, ist mir wohl verständlich, doch ich kann diese Aenderung nicht denken, ein Bewohner des Rheinlandes bleiben Sie dennoch. Welche Hoffnungen sind dahin, wenn Sie diese schönen Gefilde verlassen."

Friedrich. „Wenn gleich das Herz sich sträubt — geheime Macht zieht uns dahin. Wer vermag den Stern des Lebens zu deuten?"

Charlotte. „Warum aber wollen Sie neue Fesseln suchen, mit reichem Segen sind Sie ja geschmückt; der Dichtung vollen Köcher, ein Herz, zu fühlen, einen Geist, zu denken, und Kraft, zu bilden, was der Geist zu denken vermag. — Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Ein solches Loos schien mir unbedingt das der Frauen. — Ist es Täuschung? — Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart schien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernst und Milde fand ich den Muth der Freudigkeit."

Friedrich. „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt! Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet? Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt."

Charlotte. „Nein, es darf nicht sein, wollen Sie nur."

Friedrich. „O Sie erscheinen mir ja mit eifriger Huld, gleichsam wie Mutter- und Schwesterliebe."

Charlotte. „Wenn dem also, müssen wir verstehen, das Geschick zu wenden. Sind Sie fern, darf ich Gedanke und Gesinnung nicht fürder aussprechen, und so mich selbst vergessen."

Friedrich. „Lauterkeit, Vertrauen, leiten uns zur Einheit. — Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höheren Harmonie."

Charlotte. „Getrennt bleiben wir nicht, was wir jetzo sind, und wem dürft' ich klagen, sagen von dem Leben, sagen von dem Erlöschen! — Wenn die stille Kerze mir künftig leuchtet, werde ich nicht der Flamme mich erfreuen, es wird dunkel sein um mich. Ja, wenn ich einsam bliebe — aber es ändert sich Alles! — Ich beleidigte Sie und mich, wenn ich in diesem Augenblick an Duldung der Trennung glauben könnte."

Friedrich. „Wie sind Sie erregt! eine solche Stimmung habe ich nie in Ihnen bemerkt, ich beneidete Ihnen die Ruhe, frei von wechselndem Affect." —

Charlotte. „Sie wissen nicht, was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Nur Momente sind uns im reinen Sein vergönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? O wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend — des Friedens vertilgendem Feind."

Friedrich. „Vor Allem weiß ich wohl, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben — sie, die Verklärung der flammenden Seele! — mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst."

Charlotte. „Du sagen Sie, — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel. Es ist dem Geist kein Geheimniß, — doch das Verborgenste! — aber ich will nicht länger diesem Kummer Raum geben. Noch hab' ich Hoffnung zur Erhaltung dieser Gegenwart. Auch Gregor eifert lebhaft dafür."

Friedrich. „In Wahrheit, die Vergeudung des Silbers ver-

armt nicht so, als Mittheilung gegen gleichgültige, in Zerstreuung befangene Wesen. Dem milden Sinn Ihrer Meinung überlasse ich die Entscheidung. Auch ein Anderer rügt gleich heftig diesen Wechsel; — der talentreiche Gregor hegt für mich Pläne und Wünsche, damit ich hier die Heimath finden möge."

Charlotte. „So darf ich hoffen, die Beredsamkeit der Freundschaft werde Sie gewinnen! — O kehren Sie mit verstärkter Sicherheit zurück."

* * *

Kaum war ich wieder in meinem Zimmer, so trat auch Friedrich ein: „In Schwetzingen haben Sie den Tag zugebracht, zwar ist es jetzt nicht an der Zeit, in diesem Park zu wandeln. Es ist nur Eins, was durch diese Jahreszeit nicht verliert."

Charlotte. „Ich rathe wohl — es ist der Vogelkranz, der so heftig bewegt, gleichsam neckend und wüthend in Wasserstrahlen Grimm ausspeit — und der mächtige Habicht, der starke Wassersäulen emporschleudert. Wie ist der Name des Künstlers, der auf diesen Vogelkranz so die Blicke fesselt?"

Friedrich. „Wir rathen — deuten — der Name ist dahin — ein weissagendes Bild mag es wohl sein."

Charlotte. „Ergötzlich ist der kecke Flügelschlag, doch bleibt es ein Bild der Tücke und Ohnmacht. Wir eilten durch den breiten Gang der Buchenwände, deren falbes Laub wie Blut geröthet, die hohen Statuen waren vom Abendnebel umschleiert und wie mit Wunden bedeckt durch das falbe Blatt. Dichte Schleier verhüllten die Gestalten, sie kamen mir vor wie Leichen, die ausgeblutet haben. Bei den Felsen weilten wir auf grauem Moos; verwelkt der Bäume und der Blumen Pracht, — und wie Melancholie sich oft auf die Leier stützt, so war das Haupt des Jünglings auf die Syrinx gebeugt, gleichsam fragend, warum so still? — wo weilen die Sänger? — Den Johannistag werden

wir dort erleben, Frau v. H. will es also, wohl ähnlich jenem Tag!" —

Friedrich. „Nie geleite ich Sie dahin! — Bestimmt ist's nun, ich soll der Sonne Gluth, die Sternenschrift soll ich im Rheinstrom nicht mehr schauen. Wir scheiden nicht — der Freunde Sinn ist vom Geist gebundene Allgegenwart."

Charlotte. „Flüchtige Hoffnung! — Entfernung, Scheiden, fast schmerzliche Schärfe, dichter Nebel umhüllt dann zwiefach die Seele. Mit dem Segen der Dichtung scheiden Sie — die Mannigfalt verscheucht das Angedenken."

Friedrich. „Unmöglich, eine Oede dann in dem Gemüth, die kein Anderes ersetzen kann, kein Erbe für der Seele Bund!" —

Charlotte. „Das Leben beginnt in Denken, sich sehnend nach Mittheilung, nach Erkennen eines zweiten geistigen Lebens; — doch jetzt — ein bahnlos Licht! — o wäre ich geborgen! — einsam weilend in innig reicher Anschauung, in Frieden, sanfter Ruhe der freien Seele, o wär es also! — Heil dann, im Friedenthal dem reichen Inhalt goldner Saiten nachzudenken, dann wäre der Tag schön, wie heute, und schöner." —

Friedrich. „Schmerz ist mir die Trennung, doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihte Stille, Ihnen ist offenbar dies selige Geheimniß, was so wenige erfassen können. — Hoffnung — Glaube! — Wir fühlen Beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie." —

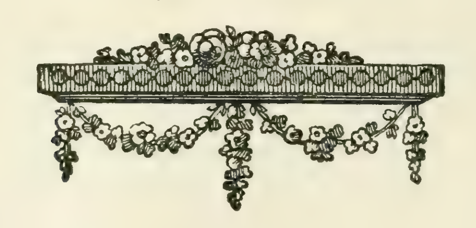
Wir weinten nicht, keine Klage berührte mehr die Lippen. Es fehlt dem Müden selbst zum Klagen der Muth, ein stummer Blick durchirrt die Oede. Jeder zagt, des Andern Wort zu vernehmen.

104. Schwan an Wieland.

Mannheim 23. März 1785.

— Von dem, was der Herzog Ihnen von Schiller und meiner Tochter gesagt, weiß ich kein Wort. Auch bin ich gewiß, daß wenigstens meine Tochter noch nie daran gedacht hat, und wahrscheinlicherweise Herr Schiller auch nicht. Da er aber in meinem Hause aus- und eingeht, so konnte das Publikum, das so gern Heirathen stiftet, leicht auf so eine Vermuthung fallen. Es ist aber sicher nichts daran, wird wohl auch nie etwas daraus werden.

Herr Schiller ist fest entschlossen, mit Herrn Götz nach Leipzig zu reisen, und von da will er nach Weimar.



# Leipzig und Gohlis (1785).

105. Huber an Göschen.

Leipzig 8. März 85.

Aus den beiliegenden Briefen von Körnern, (wovon der eine um einen Posttag ist liegen geblieben) werden Sie sehen, liebster Freund, daß die Sache von der ich Ihnen schrieb, vollkommen richtig und daß nun nichts weiter nöthig ist, als Schillers Antwort, wie ihm das Geld zukommen soll. Sonach ist es ganz gewis, daß er keinen Augenblick mehr säumen wird hieher zu kommen und aus seinen Briefen glaub' ich Ihnen im Voraus versichern zu können daß Sie äußerst zufrieden mit ihm seyn werden, und daß er mit billigen und rechtschafnen Menschen gewis billig und rechtschaffen handelt. Ihren Brief an Körnern besorg ich heute, und auf den Freitag schreib ich an Schillern und schicke ihm Körners Brief der die Sache gänzlich entscheidet und es, glaub ich unnöthig macht, daß Sie vor der Hand wenigstens an ihn schreiben. Finden Sie aber noch Ursache es zu thun, so sorgen Sie nur dafür daß ich den Brief Freitags früh habe. Daß die Sache auch unsern beiderseitigen Freunden geheim bleibt, brauch' ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, ohngeachtet der Grund weswegen ich Sie anfänglich um Stillschweigen bat, jezt weggefallen ist.

---

106. Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Im März des Jahrs 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate

des Sommers zu Golis, einem Dorfe bey Leipzig, in einem fröhlichen Zirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

---

## 107. Förster nach Minna Körners Erzählung.

Die Veranlassung zur Bekanntschaft mit Schiller, welche später ein inniges Freundschaftsverhältniß wurde, war folgende. Zu Anfang der achtziger Jahre (1784) war ich die verlobte Braut Körners, der damals Consistorial-Assessor war, meine Schwester mit dem eine Anstellung als Professor erwartenden Ludwig Ferdinand Huber versprochen. Die Schwärmerei unserer beiden Verlobten für Schiller hatte auch uns zu seinen Verehrern gemacht, wir kannten aus dem Taschenbuche für Damen seine Gedichte, hatten mit Wonne die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe gelesen, und das zuletzt genannte Trauerspiel hatte auf uns, die wir ja auch Töchter eines armen Künstlers waren, einen tiefen Eindruck gemacht. — Meine Schwester, die unternehmender und zu scherzhaften Ueberraschungen aufgelegter als ich war, machte den Vorschlag, unsere vier Portraits, en miniature von ihr gemalt, an Schiller als Zeichen unserer Verehrung zu schicken, ohne ihn unsere Namen wissen zu lassen. Der Vorschlag fand Beifall, Körner fügte das von ihm componirte Lied Amaliens: „Schön wie Engel, von Walhalla's Wonne" aus den Räubern, Huber einen herzlichen Brief hinzu und Alles wurde in eine, von mir mit einer Stickerei, einer Lyra mit goldenen Saiten und grünem Lorbeerkranze, verzierte, seidene Brieftasche gesteckt, wohlverwahrt einem Buchhalter des Buchhändlers Schwan in Mannheim zur Ueberbringung an Schiller anvertraut und ihm das Versprechen abgenommen, uns nicht zu verrathen. Am Schlusse seines Briefes hatte Körner hinzugefügt: „Wann ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum

Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen; jetzt kann es zu nichts helfen."

Dies war nun alles recht schön und unsere Aufträge wurden bestens ausgerichtet, allein wir blieben wohl ein Jahr lang ohne Antwort. Der schadenfrohe Huber, welcher an der abenteuerlichen Absendung ungern Antheil genommen hatte, lachte sich in's Fäustchen und sagte: „Euer poetischer Räuberhauptmann wird wohl bei ‚Laura am Klavier' in Entzückungen schwelgen und sich wenig um die Schäferinnen an der Pleiße kümmern." Es waren damals die jungen Schöngeister Leipzigs zu einem Dichterbunde vereint, welcher den Nürnberger „Schäfern an der Pegnitz" nachgebildet war. Körner war Mitglied und führte darin den Namen „Hilarios"; Huber war nicht eingetreten und wollte von den Schäfern und Schäferinnen nichts wissen. Das Werthers-Leiden-Fieber hatte sich damals schon so ziemlich ausgeschmachtet. Die Studenten zumal schwärmten viel mehr für Karl Moor als für Werther. Der Räuberhauptmann, welcher verrotteten Zuständen des Staates, den Jämmerlichkeiten der Gesellschaft den Krieg erklärte, weckte in der heranwachsenden Jugend ein, bis dahin nicht dagewesenes Freiheitsgefühl. Die Räuber wurden in Mannheim 1782 zum Erstenmale aufgeführt und sind später „ein Prolog zur französischen Revolution" genannt worden, wie sie denn auch in der That in französischer Bearbeitung während der Schreckenszeit in Paris aufgeführt worden sind und mit die Veranlassung wurden, daß der Convent Schillern das Bürgerrecht der französischen Republik ertheilte.

Endlich traf der Brief, auf welchen wir so lange gehofft hatten, ein. Im Eingange klagt sich Schiller selbst „einer unerhörten Nachlässigkeit" an, daß er auf die Briefe und Geschenke, welche so viel Enthusiasmus für ihn bezeugten, sieben Monate habe schweigen können . . . .

Ueber die Ankunft Schillers in Leipzig finde ich in meinen

Aufzeichnungen: „was mir Frau Körner erzählt“ Folgendes: „Es war eines Sonntags Abends, den 17. April, als Schiller mit der ordinären Post in Leipzig ankam. Huber empfing ihn in dem bezeichneten Gasthofe zur goldenen Krone; Körner war bereits der Berufung nach Dresden gefolgt. Am nächsten Tage war Huber in aller Frühe zu dem Freunde geeilt und kündigte uns seinen Besuch im Laufe des Vormittags an. Wir wohnten noch in der Dachwohnung bei Breitkopf als verwaiste Kinder; Vater und Mutter und auch zwei Schwestern waren gestorben; der Stiefbruder führte das Geschäft des Vaters fort und, da er unverheirathet war, besorgten wir ihm die Wirthschaft. Wir waren fast mehr von Furcht, als von Freude bewegt, als Huber uns den Besuch Schillers ankündigte, denn wir konnten uns den Dichter der Räuber, trotz seiner „Entzückung an Laura“ gar nicht anders als im Wesen und Anzug wie einen Karl Moor oder wie einen von dessen Gefährten aus den böhmischen Wäldern vorstellen, mit Kanonenstiefeln und Pfundsporen, den rasselnden Schleppsäbel an der Seite. Wie sehr waren wir überrascht, als uns Huber einen blonden, blauäugigen, schüchternen jungen Mann vorstellte, dem die Thränen in den Augen standen, und der kaum wagte uns anzureden. Doch schon bei diesem ersten Besuch legte sich die Befangenheit, und er konnte uns nicht oft genug wiederholen, wie dankbar er es anerkenne, daß wir ihn zum glücklichsten Menschen unter der Sonne gemacht hätten. Da Körner vor unserer Hochzeit wegen seiner Anstellung im Consistorium nach Dresden zu reisen genöthigt war, mußte er die Sorge für Schiller Huber und dem Buchhändler Göschen überlassen, welcher letztere für eine Sommerwohnung in dem nahe gelegenen Dörfchen Gohlis sorgte, da Schiller wegen seines Don Carlos und der Arbeiten für die Thalia die Stille eines ländlichen Aufenthaltes dem Geräusch des Meßverkehrs der Stadt vorzog.

# Schillers erster Besuch.

Eine Anekdote.

Schiller hatte seit einigen Jahren durch die Räuber, den Fiesko und Kabale und Liebe, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland erregt, besonders aber durch das letzte dieser Trauerspiele uns Weiber, wie Kerzen die Mücken, an sich gezogen und — versengt. Er lebte jetzt in Leipzig, und mich sollte im kurzen eine Reise durch diese Stadt führen. Ich hatte dafür gesorgt, daß man mit ihm von mir gesprochen; ich war versichert worden, er werde mir seine persönliche Bekanntschaft gern gönnen. Ich schrieb ihm den Tag meiner Ankunft, und bat, er möchte mich eine Karte finden lassen, die mir die Stunde bestimmte, wo ich ihn sprechen könnte. Ich kam den Abend an, ich fand die Karte: morgen Nachmittag um sechs Uhr sollt' ich ihn erwarten.

Ich war früh auf, durchlief (ich war damals noch recht jung!) die Hauptscenen jener Schauspiele und was ich etwa dabei gedacht und empfunden hatte. Ich konnte kaum speisen. Nun machte ich meine Toilette, so gut, aber auch so einfach, so bescheiden, vor allem so wenig vornehm, als möglich. Meine Leute konnten kaum genug eilen damit! Schlag vier war ich fertig, und erschrak vor zwei langweiligen Stunden des Wartens, die mir bevorständen. Desto erfreulicher, und schmeichelhaft obendrein, war es mir, daß schon vor fünf der Bediente öffnete: „Herr Doctor Schiller!" —

Wie? diese gefällige, gut genährte, sich vollkommen wohlhabende Gestalt; diese lebhaften und petillanten Augen, mit dem freien, sichern Blick; diesen satyrischen Zug um den Mund; diese elegante, leichte Kleidung; dieses gewandte Benehmen, dieses artige Zuvorkommen, dieses leichte, neckende Wenden des Gesprächs — dieses, dieses alles hat Er? hat Schiller? So rief ich einmal über das andere, als er mich nach einem halben Stündchen verlassen hatte. Himmel, wie hast du dich einmal wieder selbst angeführt! — Gefallen hatt' er mir, recht sehr ge-

fallen: aber doch gar nicht auf die Art, wie er mir hätte gefallen sollen! — Oder sollte er wol gar, fiel mir hernach ein, gegen dich, als ein Frauenzimmer, absichtlich nur den feinen, artigen Gesellschafter haben spielen wollen? Mein Blut wallete lebhafter, meine Wangen brannten von Röthe: da kam der Bediente: „Herr Schiller!" Es ist so! dacht' ich. Nun siehet er sein Unrecht; kömmt zurück, es gutzumachen! —

Ich gehe ihm entgegen: ein ganz anderer, ebenfalls sehr hübscher Mann tritt ein! Eine kaum mittel-lange, etwas untersetzte, kräftige, aber nicht fleischige Gestalt, große offne Augen voll Geist, ernste Miene, ziemlich fester und haftender Blick; anfänglich ein etwas kaltes, abgemessenes, aber durchaus anständiges, gebietendes Betragen; wenig Worte, aber bedeutende; etwas langsame, nachdrückliche, wohlklingende Sprache — — Das, rief es in mir, das ist der wahre Schiller! mit jenem untergeschobenen hat einer deiner Freunde dich geneckt, und das soll sich schon finden!

Nach den ersten Höflichkeiten wendete ich das Gespräch auf Poesie und Kunst. Er ging gern und willig darauf ein; er sprach gedacht und zugleich ungemein einnehmend. Nach gerade fing er an zu kritisiren; je dunkler seine Aussprüche wurden, je heller wurden seine Augen, und so bildete ich mir wenigstens ein, ihn zu verstehen. Nur Eins befremdete mich dabei — gerade an ihm: er redete den Franzosen so lebhaft das Wort! Vielleicht beugt er seine Grundsätze dir zu Gunsten, dacht' ich, und fühlte mich von neuem fein geschmeichelt. Desto unangenehmer war mir, daß er nach einem halben Stündchen schon abbrach, und, meiner Bitten ungeachtet, davon ging, doch mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

So war das Bild, das du dir von ihm entworfen, doch nicht ganz verfehlt! sagte ich. Nur noch strenger, düstrer, rauher, weit weniger gefällig und fein im Benehmen, hast du dir ihn gedacht,

und feuriger, imponirender! Desto besser, daß er anders ist! oder — wie fühl' ichs denn? — auch wol, nicht desto besser! — Indem ich darüber ins Reine kommen will, ist der Bediente wieder da: „Es ist noch ein Herr Schiller draußen und bittet" .... — Wie? was? rief ich erstaunt, und die Geduld riß mir aus. Eben trat herein ein sehr langer, hagerer Mann, von starkem Knochenbau, sehr markirten Zügen, blaßgelber Gesichtsfarbe, tief liegenden, aber durchdringenden Augen, etwas starrem, doch nicht zurückscheuchendem Blick, nicht vortheilhaft gefärbtem und gehaltenem Haar, in etwas nachlässiger Kleidung, mit nicht eben beholfenem Aeußern, und alles, was er, mit tiefer, fast hohler Stimme eintönig hinsagte, war: Ich bin Ihnen Dank schuldig, daß Sie mir selbst Gelegenheit gegeben haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Mein Unwillen stockte vor dem Imposanten der Erscheinung. Ich suchte mich zu sammlen: es gerieth mir nicht sogleich, und er ward verlegen über meine Verlegenheit. Mein Herr, begann ich endlich; es ist hier ein Mißverständnis. Wer Sie auch seyn mögen — —

Ich bin Schiller, sagte er durchaus trocken und kalt. Ich weiß nicht, was mich darin wieder reizen mochte; ich konnte wirklich spitzig antworten:

Ich habe nicht gewußt, daß dieser berühmte Dichter eine so zahlreiche Familie in Leipzig hat, daß Mißverständnisse möglich wären — —

Er wurde erst noch verlegner, sahe mich dann finster an, sagte nicht ein Wort, und brachte mich eben damit fast außer Fassung. Darf ich Sie bitten, fing ich endlich wieder an, eine Rolle abzulegen, die, wie ich sehe, Sie genirt, und die den Scherz, den man vorhaben mag, verderben könnte?

Er schwieg nochmals eine Weile, stand stramm da, sahe mir verdrüßlich ins Gesicht, und erwiederte nun ernst und würdig,

aber ohne alles Beleidigende im Ton: Eine Rolle kann ich nicht ablegen: ich habe keine angenommen. Einen Scherz kann ich leicht verderben: ich bin davon nicht unterrichtet. So will ich mich Ihnen lieber empfehlen — —

Hier bückte er sich ein klein wenig und wollte gehen; indem kam der Bediente: „Die beiden andern Herrn Schiller sind wieder draußen“ —

Wer? sagte der lange Mann sehr befremdet — indem kamen jene beiden herein, auf mich zu, baten um Entschuldigung — — Wie? sagte der ernsthafte Mann nun freundlicher: Sie hier, lieber Jünger? und du, guter Huber?

Ja, liebster Tragiker! antworteten die beiden; wir haben mit deinem Rufe uns hier eine gütige Aufnahme erkaufen wollen! Daß wir diesem so viel zugetrauet, verdient die Erkenntlichkeit, daß Du uns nun entschuldigen hilfst —



## 109. Aus den Erinnerungen von Göritz.

In frühern Zeiten seines Aufenthalts im Auslande scheint ihm sein Vater aus guter Meinung manche trübe Stunde gemacht zu haben. Es wohnte in Leipzig ein Kaufmann, Namens Mohl, gebürtig aus Stuttgart, an den sich der Vater oft muß gewendet, und in Ausdrücken von seinem Sohn gesprochen haben (wie die meisten würtembergischen Väter pflegen), die mit seinem schriftstellerischen Ruf und der Achtung, in welcher er um seines hohen Genies willen stand, einen sonderbaren Contrast bildeten. —

Mohl ist ein guter Mensch, aber ich kenne ihn, er hat keine Ahnung, daß man etwas mehr bedürfe als Geld, um glücklich zu seyn. Von dem Höchsten, was ein Gemüth, wie Schillers, zu erstreben sucht, mag ihm gar nie etwas zu Ohren gekommen seyn. Dieser Mann verfolgte ihn oft, gewaffnet mit Briefen seines Vaters, mit Ermahnungen, sein schwärmerisches Leben zu lassen, die Verzeihung seines Vaters und des Herzogs Karl zu suchen und — eine Suppe mit ihm zu essen; und die Beweggründe müssen sehr materiell gewesen seyn, weil Schiller im Unwillen gegen ihn sein Haus, und, wo er ihn antraf, auch seine Person mied und ihm rund seine Abneigung erklärte. Mohl klagte mir einst, da ich in Leipzig war, er habe es so gut mit Schiller gemeint, dieser aber habe ihn mit Heftigkeit zurückgestoßen. Schiller, mit dem ich nachher darüber sprach, sagte, er sey ein Spion seines Vaters gewesen, dieser habe auf der Solitude alles gewußt, was er in Leipzig gethan und nicht gethan habe, und habe ihm darüber Vorwürfe gemacht wie einem Schulknaben von fünfzehn Jahren.

110. Bei Stock's habe ich auch den bekannten Schiller, Verfasser des Don Carlos, recht genau kennen lernen. Er ist groß und gut gewachsen, roth von Teint und Haar, und hat kleine Augen und eine wahre Künstlernase. Sein Umgang ist natürlich, frei ungezwungen, jedoch etwas zurückweisendes und suffisantes glaube ich an ihm bemerkt zu haben. Er scheint ein Misogyn zu sein, wenigstens denkt er von dem schönen Geschlecht nicht sehr vortheilhaft. Ich bin einige Mal bei ihm gewesen; er wohnte damals gleich neben mir bei Madame Sophie Albrecht aus Erfurt.

111. Schiller, der im damahligen Verhältniße ohne Sorge lebte, und wenn er auch nicht viel hatte, mit dem wenigen vergnügt war, was er besaß, er der Stolz einer jeden heitern Gesellschaft, im engen Zirkel der Freunde ganz das brausende Genie, was er in seinen Schriften war, hat gewiß bey so manchem den schlafenden Geist erweckt, und seinem Funken, den er ohne alle Prätensionen hinwarf, haben wir manches gute Produkt zu verdanken, welches sonst nicht erschienen seyn würde.

Die Bühne in Leipzig, von welcher noch manches Mitglied dort weilt, manches aber entschlafen ist, war damahls eine der bedeutendsten und gewiß eine der musterhaftesten .... Ein unvergeßlicher Reineke, ein kunstvoller Hempel, Schubert — unter denen die nicht mehr sind — ein Thering, Bösenberg, eine zu früh verwelkte Blume der Musen, Mad. Zuker, des leztern Tochter, man erlaube mir auch eine Sophie Albrecht zu nennen, zogen damahls jeden Fremden mit Wonne ins Schauspielhaus, und wie mancher Abend nach dem Schauspiele wurde dann von diesen genannten, in einem Zirkel verbracht, wo Schiller, Jünger und Huber mit zugegen waren, und wo über Kunst, Kunstgefühl und Kunstwahrheit so vieles gesprochen wurde, daß der fremde Anwesende aufmerksam sich dem Tische, wo man versammlet war, näherte, um etwas von diesen Gesprächen zu hören .....

In diesen Zeiten bearbeitete der für Ewigkeiten unsterbliche Schiller seinen Carlos, ein Meisterstück seines Geistes, mit dem er sich an die ersten Dichter der Welt anschließt. Da er vorher schon vieles für die Bühne mit so auffallendem Glücke geschrieben, so war es natürlich, daß man auch dieses auf der Bühne zu sehen wünschte. In dem Gewande aber, in welches er es gekleidet, war es nicht thunlich.

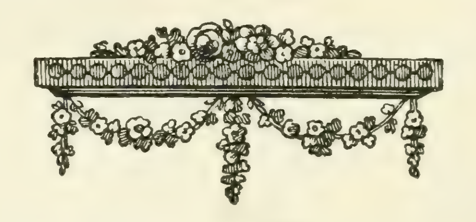
Daß seine eigentliche Arbeit nicht für die Bühne bestimmt war, kann ich [Albrecht] bezeugen, denn oft hat er mir Stellen, die er in der Nacht gedichtet, am Morgen vorgelesen und nie geäußert,

daß es für die Bühne bestimmt seyn sollte; erst, nachdem verschiedene Mitglieder des dortigen Theaters ihn darauf aufmerksam gemacht, erst nachdem er mit einigen von ihnen über Vertheilung und Einrichtung der Rollen sich unterredet, und ihre Meynungen darüber geprüft, gab er den Carlos so für die Bühne, wie er hier jezt erscheinet.

---

112. Während eines frühern Aufenthaltes zu Leipzig sah man Schiller häufig in Gesellschaft der als Schauspielerin und Dichterin zugleich berühmten Madame Albrecht. Einst während der Meßzeit wurde beschlossen, vor das Petersthor zu gehen und eine Komödie von — — Hunden, die daselbst gespielt wurde, in Augenschein zu nehmen. Gesagt, gethan! Madame Albrecht, von Schiller geführt, begab sich mit ihm auf den Weg. Ein lustiger Kopf, der, als dieser Entschluß gefaßt wurde, von der Partie war, benutzte die Zwischenzeit dazu, daß er voraus lief und den Herrn Director der Hundekomödie von der Ehre des vornehmen Besuchs, der ihm bevorstand, auf das vollständigste zu präveniren suchte. Bald darauf erschienen Schiller und Madame Albrecht an der Casse, und der Hundedirector fragte: Wen er die Ehre habe vor sich zu sehen? Schiller nannte seinen Namen, nnd jener erwiederte: Er sei außerordentlich erfreut, den großen Mann in der Nähe kennen zu lernen, den er bis jetzt immer nur in der Entfernung verehrt. Sich nun zu Madame Albrecht wendend, fragte er auch diese um ihren Namen. Als er diesen gehört, erklärte er, daß er nicht minder erfreut sei, einer so edlen Kunstverwandten persönliche Bekanntschaft zu machen. So wurden beide unter vielen Ceremonien becomplimentirt. Zuvor erkundigte sich Schiller noch, was das Entrée kostete. Darauf entgegnete ihm aber der Director gar höflich: er mache sich ein wahres Vergnügen daraus, so hohen Gönnern

und Kunstverwandten nicht nur für jetzt freies Entrée zu verstatten, sondern er nehme sich auch die Freiheit, ihnen für die ganze Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig ein Freibillet anzubieten.



## 113. Schillers Wohnung in Gohlis betreffend.

Der vor mehren Jahren verstorbene .... Kupferstecher Hr. Georg Gustav Endner erzählte ...., daß Schiller in Gohlis bei ihm sich aufgehalten habe, und knüpfte daran folgende Anekdote. Er habe einstmals einen Spaziergang gemacht, an dem Schiller nicht mit Theil genommen. Rückkehrend habe er, durch das Fenster des Parterrelocals schauend, den Dichter auf den Boden hingestreckt gefunden, wobei sein Körper in großer Bewegung gewesen sei. Bestürzt sei er zu ihm getreten und habe ihn gefragt, ob ihm etwas zugestoßen sei? Schiller habe bloß ausgerufen: Lassen sie mich! Nach einiger Zeit sei der Dichter erschöpft zu ihm gekommen und habe ihm mitgetheilt, daß er so eben den Plan zu einer Scene im Don Carlos gefaßt habe. So weit erzählte Endner und der Einsender findet keinen Grund, die Wahrheitsliebe dieses ihm immer als ein Redlicher bekannt gewesenen Mannes noch über seinem Grabe in Zweifel zu ziehen, eben so wenig wie die Glaubwürdigkeit Anderer, welche etwa noch leben sollten und in einem höhern Alter, als Endner erreichte, ihr Zeugniß ablegen. Vielleicht haben beide Theile Recht, und Schiller hielt sich zuweilen in verschiedenen Wohnungen auf. Aufklärung, so weit sie möglich ist, wird gewiß in diesen Tagen

werden. Nur die Bemerkung stehe noch hier, daß Endner mit der Körner'schen, Schillern so befreundeten Familie sehr nahe verwandt war. Daher hielt sich auch später Theodor Körner während seiner Universitätsjahre im Endner'schen Hause in Gohlis sehr häufig auf und oft begeisterten den Jüngling die Mittheilungen, die ihm sein Verwandter über Schiller machte. Endner wußte auch von dem jungen Körner so Manches zu erzählen. Nach dem Vorstehenden mag es nicht befremden, wenn bis jetzt das Endnersche Haus auch den Fremden als Schillers Wohnung gezeigt wurde. Doch Ehre dem bessern, auf wichtigere Gründe gestützten Wissen! Z.

Die Redaction hat nun erläuterungsweise zu vorstehenden Zeilen Folgendes hinzuzufügen. Das, was dem sel. Herrn Endner in den Mund gelegt wird, hat sie selbst von ihm ebenfalls mehrmals erzählen hören. Die Scene, welche Schiller in jener von Endner erwähnten Lage gedichtet haben soll, ist nach des Letztern von der Redaktion früher vernommenen Mittheilung die zwischen der Eboli und dem Don Karlos gewesen; nur weiß ich mich nicht mehr genau zu erinnern, ob Endner sagte, Schiller habe die Idee zu dieser Scene auf erwähnte Weise gefaßt, oder die schon entworfene im Detail ausgeführt. — Daß Schiller mit Endnern in einem Hause zusammengewohnt, ist eben so wahr, als daß ein Gleiches mit ihm und Göschen stattgefunden hat. Nur muß man sich nicht unter dem Endner'schen Hause dasjenige denken, welches der würdige Künstler bis zu seinem Tode bewohnte, und welches jetzt das Mitweyd'sche genannt wird. Hätte aber Endner auch dieses Häuschen wirklich als Schillers Wohnung bezeichnet, so hätte er theilweise, und mit Rücksicht auf die früheren Verhältnisse des Grundstücks Nr. 28 in Gohlis so unrecht nicht gehabt. Das Grundstück Nr. 28, zuerst einem gewissen Möbius gehörig, war ursprünglich viel größer und das

nachherige Endner'sche, jetzt Mitweyd'sche Haus, welches nach dem Felde zu liegt, oder vielmehr der Grund und Boden, worauf es steht, war mit dem Erstern bis zum Jahre 1778 verbunden. Da wurde das nachherige Endnersche Haus von dem übrigen Grundbesitz, welcher damals einem gewissen Schneider zustand, getrennt und Besitzerin jener Wohnung wurde die Frau D. Kießling. Von dieser kaufte es Endner erst am 26. September 1785, also nach dem Schillersommer in Gohlis. Vor diesem Kaufe wohnte aber Endner ebenso wie Göschen zur Miethe in dem auf die Dorfgasse herausliegenden Theile des Grundstücks Nr. 28 und beide also in der Nähe Schillers. Die Wohnungseintheilung war so, daß links vom Eingange im Parterre Göschen, eine Treppe hoch Schiller wohnte, rechts aber weilte Endner, der später den zu dem von ihm bewohnten Grundstückchen früher gehörenden Theil erwarb*). So konnte Endner sehr wohl den genauesten Umgang mit Schiller haben.



## 114. Schiller am Frühmorgen in Gohlis.

Aus dem Leben großer und berühmter Männer interessiren uns auch Kleinigkeiten. Bemerkenswerthe Data hat R. Heller gesammelt, die von den betheiligten Personen selbst vor Gericht niedergelegt wurden. Von dem entscheidendsten Gewichte dabei waren die Angaben eines Leipziger Bürgers, Schneider mit

*) Andern von Mitgliedern der Endnerschen Familie selbst erhaltenen Nachrichten zufolge war das Haus rechts vom Eingange noch gar nicht erbaut und

Namen, der sich recht wohl erinnerte, als zwölfjähriger Knabe Schiller in Gohlis bedient zu haben. „Schiller" — erzält der Mann — „stand damals sehr frühzeitig auf, schon um drei oder vier Uhr, und pflegte dann in das Freie weit hinaus in die Felder zu gehen; dabei mußte ich ihm mit der Wasserflasche und dem Glase folgen. Um fünf oder sechs Uhr kehrte er gewöhnlich nach Hause zurück, und theilte oft seine Ideen dem Buchhändler Göschen mit, worüber sich dann zuweilen Beide stritten. Bei diesen frühen Spaziergängen war Schiller leicht angezogen, mit dem Schlafrocke bekleidet, mit unbedecktem Halse. Sein Weg führte ihn gewöhnlich in die Felder nach der Halleschen Straße zu, in denen er kreuz und quer umherirrte. Schiller war stets freundlich und human; er sah blaß von Gesicht aus, hatte viele Sommersprossen, röthliches Haar und war sehr lang." Das kleine Zimmer, das der Dichter bewohnte, enthielt wenig Geräthe und war nur weiß bekalkt. Nach den Beobachtungen Schneiders warf Schiller vielerlei Papiere darin umher, die oft den Fußboden ganz bedeckten. Er rauchte nicht, aber schnupfte stark. Wein habe er zu Hause nie getrunken, wol aber will Schneider gehört haben, daß er bei Gastmählern mit dem Becher hinter Andern nicht zurückgeblieben sei. — Eine Frau erinnert sich, als 16 jährige Nachbarin den Dichter an schönen Tagen in der Laube, den Kopf auf die Hand gestützt und die Feder hinter dem Ohre, gesehen zu haben, doch ist ihr von seiner Persönlichkeit nur das Haar und die feine Wäsche, namentlich der schöne Halskragen, in der Erinnerung geblieben.

Endner wohnte in seinem nachherigen Grundstücke bei der Fr. D. Kießling zur Miethe, aber auch in diesem Falle unmittelbar neben Schiller.

## 115. Schiller in Gohlis.

Der Ortsrichter in Gohlis war (jedenfalls im Auftrage der Landstube des Leipziger Raths) angewiesen worden, ein Verzeichniß derjenigen Personen aufzunehmen, welche Gohlis zum Sommeraufenthalt des laufenden Jahres gewählt hatten. Er geht von Haus zu Haus, um Namen und Stand in seine Liste einzutragen und kommt auch auf Schillers Stube, wo derselbe in tiefem Nachdenken versunken am Schreibpulte sitzt. Nachdem er seine Worte angebracht, wendet sich S. kurz angebunden und verdrießlich mit den Worten „Rath Schiller" zu ihm und fährt fort zu arbeiten, ohne ihn einer weiteren Beachtung zu würdigen. Der Richter geht brummend fort, froh, seiner Meinung nach, wenigstens die Hauptsache, den Namen, erlangt zu haben, schreibt in die erste Rubrik seiner Liste „Rattschiller" und macht sich um so weniger ein Bedenken, in die zweite „Kaufmannsdiener" zu setzen, da die meisten der jungen Leute, welche in Gohlis Sommerwohnungen innehatten, zu den „Herren von der Handlung" gehörten.

## 116. Schiller in Gohlis noch einmal.

Im Jahre 1785 und später wohnte unter Andern auch der Leipziger Buchhändler Göschen in Gohlis, welcher in Gemeinschaft mit noch einem Herrn, dessen Name mir entfallen ist, und zweier Candidaten, die den Gottesdienst in der dortigen Capelle besorgten, öfters „Musike machten". Zu diesen musikalischen Unterhaltungen hatte der damalige Ortsrichter Möbius seine große Unterstube hergegeben und es ging da „manchmal recht munter zu". Schiller, nur wenige Schritte davon wohnend, nahm öfters Theil — wohl nur als Zuhörer. Deshalb und weil Schiller öfters in den Grase- und Obstgarten des Richters kam, um in der Laube daselbst zu arbeiten, war er dem Ortsrichter persönlich und namentlich bekannt; daß er auch dessen Beschäf-

tigung kannte, geht aus Nachstehendem hervor. Die Töchter des Richters fanden, um auf ihr Feld zu gelangen, einen nähern Weg durch den Grasegarten, aber es „genirte" sie „als solche halbschürige Mädchen" an der Laube vorüber zu gehen, in welcher Schiller öfters saß. Auf ihre Beschwerde deshalb entgegnete ihnen ihr Vater: „Laßt den Mann nur ruhig sitzen; der ist ein Dichter und bekümmert sich nicht um Euch."

Das Dorf Gohlis gehörte zu jener Zeit dem Hofrath Böhme, welcher es dem Rathe zu Leipzig später testamentarisch vermachte; es hatte also eigne Jurisdiction, auch ist nicht wohl anzunehmen, daß damals das Institut der Aufenthaltskarten so cultivirt war, wie jetzt.

Vorstehendes ist nebst vielem Andern seiner Zeit an Gerichtsstelle zu Gohlis actenmäßig aufgenommen worden. Der Schauplatz der in Nr. 310 des Tageblattes enthaltenen Anekdote muß demnach ein anderer sein.

---

117. Aeltere Leute, die man seinerzeit nach Schiller und seinem Aeußeren befragte, sagten aus: „i, was kümmerten wir uns um den rothaarigen langen Mann, mit dem langen Rocke und den großen Taschen darin, der ewig mit einem Buche unterm Arme, hinter dem Dorfe herumspazierte."

---

118. Auch auf seinen Spaziergängen im Rosenthal, oder auf dem „Poetenweg", wie man Schiller zu Ehren einen auf der östlichen Seite des Dorfes, zwischen diesem und dem Rosenthal, an der Wasserschenke und dem Schloßparke vorüberführenden Weg genannt hat, ferner in dem lauschigen Garten der Wasserschenke und selbst in dem, im Parterre des Schlosses gelegenen, freundlichen Salon, soll Schiller gearbeitet haben.

In Bezug auf letzteren Ort, wurde mir freundlichst mitgetheilt, daß Schiller mit dem damaligen Schloßbesitzer, Hofrath Hetzer, befreundet gewesen und oft mit und bei demselben verkehrt habe. Die Stille des Schlosses und die überaus hübsche Aussicht vom Salon nach dem Rosenthale habe Schiller sehr angeheimelt und ihn veranlaßt, von der Einladung „öfter hier zu weilen" Gebrauch zu machen, und sind bei dieser Gelegenheit um jede Störung von dem Dichter fern zu halten, vom Hofrath Hetzer stets die naheliegenden Thüren fest verschlossen worden. Auch dem „Spiel mit den hölzernen neun Musen", dem Kegelschieben, soll auf der heute noch stehenden aber verödeten Bahn im Schloßparke, oft von Schiller und seinem Wirth ein Stündchen gewidmet worden sein.

119. Reinhard an Göschen.

Rom 7. Maj 1808.

Denken Sie auch zuweilen der glücklichen Tage die wir in Goliz mit Reineke, Schiller u. Jünger, drei auserwählten Menschen verlebten? wo ich mit meinem Posthorn, wenn auch nicht wie Amfion Fels und Wald bewegte, doch gewiß die Galle meiner Nachbarn in steter Bewegung erhielt. Für mich lieber Freund werden jene Tage ewig unvergeßlich bleiben, so wie die Menschen mit denen ich in Verhältniß und Freundschaft stand.

## 120. Aus Klischniggs Erinnerungen an Anton Reiser (K. Ph. Moritz).

Spät gegen Abend kamen wir nach Leipzig . . . . . Herr Göschen holte uns aber ab, und nahm uns mit heraus in seine Sommerwohnung nach Golitz, wo wir die beiden beliebten Schriftsteller Herrn Schiller und Jünger trafen und in ihrer Gesellschaft eine herrliche Nacht zubrachten.

Reiser und Schiller sahen sich hier zum ersten Mahle. Schiller hatte sich durch die harten Reiserschen Anzeigen von seinen beiden dramatischen Stücken, die Räuber und Kabale und Liebe, beleidigt gefunden und stellte ihn also darüber zur Rede. Moritz sagte ihm seine Gründe, warum er die Aufführung solcher Stücke für schädlich halte und brachte es bald so weit, daß Schiller ihm in den meisten Punkten Recht geben mußte.

Er gestand beiden Werken große Schönheiten zu, und führte selbst Stellen an, die eines Shakespears würdig wären, zeigte aber auch große Fehler und solche Auswüchse des Genies in ihnen, die offenbar einen schädlichen Einfluß auf die Sittlichkeit machen müßten.

Männer wie Reiser und Schiller vereinigen sich bald, wenn sie sich erst näher über diejenigen Punkte erklärt haben, worin sie von einander abgehn.

Die Freuden des Mahls erhöhten das gesellschaftliche Vergnügen und die schönste Sommernacht versiegelte den hier geschloßnen Bund der Freundschaft.

Schiller las uns am andern Morgen Stellen aus seinem Don Karlos und der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande vor, woran er eben arbeitete, und Jünger führte uns in's Schauspiel, wo ein neues Stück von ihm gegeben wurde.

---

121. Göschen an Bertuch.

Leipzig 28. Febr. 1786.

Sie sind ein Freund Schillers, Ihnen kann ich also ein Wort von der Lage dieses Mannes sagen. Sein ganzes Einkommen nimmt er einzig aus der Thalia, er hat also der Sorgen genug. Er strebt darnach, nur soviel zu gewinnen, daß er die Medizin mit Eifer studiren kann. Können Sie, theuerster Freund, so

unterstützen Sie ihn durch eine Anzeige im Merkur, welche das Publikum für sein Journal einnimmt und es auf diese Weise eine Quelle des würklichen Verdienstes wird. Oft hat er sich bitter gegen mich beklagt, daß man dem ersten Heft nirgends eine Kritik gegönnet hat. Tadel wäre ihm willkommen gewesen, aber die bloßen trocknen Anzeigen des Inhalts, ohne ein Wort über Werth und Unwerth haben ihm sehr wehe gethan. ‚Ich bin mir bewußt, daß ich mit Anstrengung des Geistes arbeite', hat er oft geklagt, ‚ich fühle, daß ich nicht unter den Troß von jungen Schmierern gehöre, aber wie behandelt man mich!' — Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt, und er hat mir die zärtlichste Achtung und Freundschaft eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Cirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes ein großes Räthsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Critik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wieviel Hang er zum anhaltenden Denken hat. Er wußte, daß Moritz ihn hämisch in der Berliner Zeitung recensirt hatte, demohngeachtet empfing er Moritz, bey seinem Hiersein mit einer Achtung und mit so gefälliger Zuvorkommenheit, daß ihn Moritz, beim Weggehn in seine Arme schloß und ihm ewige Freundschaft versicherte. Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, künftigen Legationssekretär in Madrid, den Oberconsistorialrath Körner, anjetzt in Dresden, Jünger, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredtsamkeit, mit Thränen in den Augen ermuntert, ja alle unsere Kräfte, ein jeder in seinem Fache, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd ich mich seiner mit Freude erinnern. Verzeihen Sie der Freundschaft, wenn sie zuviel geplaudert hat und lassen Sie nichts von dem Allen, vor-

züglich nichts von der Lage seiner Finanzen bekannt werden, denn er ist in diesem Punkt äußerst delikat.

---

122. Jünger an Dalberg.

Leipzig d. 20. Septbr. 1785.

Rath Schiller, mit dem ich einen der vergnügtesten Sommer meines Lebens auf dem Lande zugebracht habe, ist vor 8 Tagen von hier nach Dreßden gegangen, wo er sich den Winter über aufhalten wird. Sein Verlust ist mir um so viel empfindlicher, da mich gewisse Umstände nöthigen, für dießmal den Winter in Leipzig zu bleiben.



# Dresden, Loschwitz, Tharandt (1785–87).

123. Damals war es, daß, gröstentheils auf Veranlassung von dem kleinen Kreis von Hubers Freunden, Schiller nach Dresden kam. Die beiden jungen Männer wohnten lange in einem Zimmer, hatten gemeinsame Wirthschaft. Umstände vielleicht und Irrthum hatten sie späterhin getrennt, aber immer noch bis auf der letzten Zeile, die Huber von Schiller las, loderte eine schöne Erinnerung der Jugendtage über sein seelenvolles Gesicht, und er gedachte froh, daß dieser Dichter einst sein Gefährte gewesen, daß er der große Mann geworden sey, und fühlte mit erhabnem Selbstgefühle, daß er, als Mensch und Bürger, des Jugend-Freundes würdig, neben ihm stehen dürfe.

---

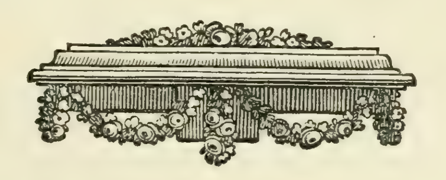
## 124. Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schillers Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit

zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem zweyten. Zur Behandlung dieses Stoffs fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst etwas mit enthält.

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabey zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publikum auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.



125. Luise Pistorius an ihre Tochter Emilie.

Die Briefe von Körner aus Dresden brachten mir die ganze Reise dorthin wieder vor die Seele und es fiel mir dabei auf, wie wenig Schwab das Verhältniß zwischen Schiller und meinem Vater kannte. Man hat es Schillern von Leipzig aus geschrieben, daß wir nach Dresden kommen würden und als wir in Meißen

am Posthause anfuhren, wer stand unter dem Thorweg? Schiller in einem mausfarben Rock mit Stahlknöpfen. Ich sehe ihn noch vor mir. Das war denn eine große Freude und er begleitete uns alsdann aufs Schloß und in die Porcellanfabrik. Hier muß ich einschalten, daß Meißen eine große Aehnlichkeit mit Burleswagen hat, die auch unserm Rubensd., der dort als Soldat im Quartier lag, schon auffiel. Weiter nun kamen wir mit Schillern, der geritten war, nach Dresden; ich glaube fast erst am andern Tag. Dort hatte mein Vater viele Bekannte und Schiller führte uns zu Körners, zu Stocks und zum Kapellmeister Naumann, wo wir zu einem Concert eingeladen wurden, in welchem Körner mit seiner Minna sang. Zu einem berühmten Maler, Graff, giengen wir auch miteinander. Schillers Portrait stand auf der Staffelei noch unvollendet. Ich sehe das ganze Atelier noch vor mir; — an der Wand lehnte ein großes Bild in ganzer Lebensgröße von einem Gr. Stolberg. Ich machte ihm mein Compliment und wurde sehr ausgelacht. Ein Portrait von der berühmten Sophie Albrecht, auch einer Liebschaft von Schiller, war sehr schön. Mein Vater hatte von Leipzig einen Brief an Graff; als dieser ihn gelesen, sagte er, es stehe darin, er solle ihn nicht aus Dresden hinauslassen, ohne ihn gemalt zu haben und er solle nur jetzt gleich sitzen, damit er ihn scizziren könne. Mein Vater protestirte sehr, aber er drohte mit Thürenschließen. Schiller mußte von der Staffelei herunter und eine neue Blendrahme wurde aufgestellt. Solange die Sitzung dauerte, führte Schiller meine Schwester und mich auf der Brühl'schen Terrasse spazieren. Das Bild gerieth sehr schön und ähnlich und kam, als es fertig war, in eine Sammlung nach Leipzig. Schillers Betragen war so herzlich und gerade wie eines Sohns und Bruders, nachdem das nähere Verhältniß gegen meine Schwester schon längst aufgehört hatte, daß ich gar nicht begreife, wie Schwab zu den Ausdrücken: „unwürdige Leidenschaft" u. dgl. kommen konnte.

Ich habe die Biographie zwar mit großem Vergnügen gelesen und freute mich, daß dieser Achill seinen Homer fand; aber ich habe dennoch Ursache über Manches recht ärgerlich zu sein und könnte Vieles berichtigen z. B. was Streichern betrifft. Dieß möchte ich Dir aber nur sagen und nicht schreiben.

## 126. Graff im Gespräch mit Friedr. Förster.

Die größte Noth, zuletzt auch die größte Freude hat mir aber doch das Portrait Schillers gemacht; das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie Oelgötzen regungslos dasitzen, oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe doch zu weit; ich war genöthigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht still hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er sitzt bequem und nachdenklich, den zur linken Seite geneigten Kopf auf den Arm stützend; ich meine den Dichter des Don Carlos, aus welchem er mir während der Sitzungen vordeklamierte, in einem glücklichen Momente aufgefaßt zu haben. Nun, Sie werden ja das Bild sehen und daneben die Portraits des Körnerschen Ehepaares und der Herzogin von Curland, der von aller Welt hochgefeierten Schönheit; allein es wird wohl heißen: „ils sont passés ses jours de beauté“.

127. Körner an Car. v. Wolzogen.

5. Juni 1829.

Über Schillers Kunstansichten in Dresden würde Ihnen der dortige Direktor der Kunst-Akademie, Hartmann, der auch die Feder zu führen versteht, Auskunft geben können. Ich weiß nur, daß S. mit Hartmann oft Streit hatte, weil dieser, wie S. sagte, „immer die alten Lumpen bewunderte".

## 128. Aus G. Partheys Jugenderinnerungen.

In den Sommermonaten wohnte Schiller bei der Körnerschen Familie auf dem Weinberge zu Loschwitz in einem mehr als bescheidenen Dachkämmerchen. Unablässig mit seinen geistigen Arbeiten beschäftigt überließ er gern den Frauen des Hauses die Sorge für alles andere. Marie Körner erzählte mir, daß er schon damals die üble Gewohnheit gehabt, nach Tische, und manchmal sogar Abends auf dem Sopha einzuschlafen, ohne die Kniegürtel aufzulösen; dadurch sei das Blut in's Stocken gerathen, und es sei gar keinem Zweifel unterworfen, daß dies mit zu seinem frühzeitigen Tode beigetragen.

## 129. Friedr. Förster nach Minna Körners Erzählung.

Wie viele heitere Frühlings-, Sommer- und Herbsttage haben wir in unserem bescheidenen Weinberghause mit ihm verlebt! wie viele genußreiche Stunden verdanken wir ihm! So oft wir an dem Frühstückstische hier unter dem Nußbaume sitzen, feiern wir das Andenken an den, allzufrüh von uns geschiedenen, Freund."

Die Mutter gab jetzt Emma einen Wink, worauf diese vier kleine silberne Becher, welche auf einem Gestell von Ebenholz mitten auf dem Tische standen, mit Wein füllte. „Mit diesen

Bechern," erzählte nun Frau Körner, „hat es eine eigene Bewandtniß. Als Schiller mit uns am ersten Morgen hier in Loschwitz unter dem Nußbaum an unserem Frühstückstische saß, brachte er eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke sprang. Der Rothwein floß über das, zum ersten Male aufgelegte Damasttuch zu meinem Schreck. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus." Körner und Doris folgten Schiller's Beispiel; darauf nahm dieser die geleerten Gläser und warf sie, daß sie sämmtlich in Stücke sprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung! keiner allein! sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden!" Er hielt meinen Schreckensruf über die unvertilgbaren Rothweinflecke im Tischtuche für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochenen Glases." — „Auch mir, ich will es nicht leugnen", sagte Frl. Doris, „mag er es wohl angesehen haben, daß mich das Zerspringen Deines Glases mit banger Ahnung erfüllte. Dies war auch ganz natürlich, denn Du hattest als jung verheirathete Frau wohl Ursache, der nächsten Zukunft nicht ohne Besorgniß entgegen zu sehen."

„Nach dem Frühstück," erzählte Frau Körner weiter, „fuhr ich mit Körner nach der Stadt; während er sich in seine Sitzung begab, ging ich in einen Goldschmiedsladen und kaufte vier kleine silberne Becher, und ließ sie durch die Buchstaben S. K. M. D. für uns viere: Schiller, Körner, Minna, Doris bezeichnen. Am nächsten Morgen standen an Stelle der vier Gläser die vier Becher, und so war dafür gesorgt, daß bei dem Gesundheitstrinken kein Unglück mehr geschah. Schiller hat seinen Becher damals zurückgelassen, damit er bei seiner Wiederkehr mit uns anstoßen könne, ohne Schaden anzurichten."

Schillern hatte in früher Jugend der strenge dogmatische Religionsunterricht empört; die seichte Heuchelei der Heuchler ekelte ihn an, wie die Seichtigkeit der Moralisten. Aber der Gottessinn war ihm ungetrübt geblieben, und immer blieb die Sehnsucht nach dem Ewigen. Die Wirkung großer Kräfte zog ihn an, und dies trieb ihn sie darzustellen; dadurch kam vielleicht viel Falsches in seine frühesten Produkte. Als ein milderes Leben in seinem Busen den Gedanken aufkommen ließ, daß nur die guten Kräfte die wahren sind, fand er nach Verirrungen sich wieder. Was ihn früher hielt, war die reine Wahrheitsliebe, ein edler Stolz, sich selbst treu zu sein und gegen die Masse des Kleinen und Unwürdigen fest zu stehen, in Freiheit, im Sonnenglanz der Erkenntnis, in der Wahrheit. Sein Gedicht an die Freude, voll Gottessinn, ist in der schönsten Stimmung gedichtet.



131. Wichtig für die poetische Ausbildung des Dramatikers war auch Schiller's Umgang mit mehreren Mitgliedern der damaligen Dresdner Theaterwelt. Am meisten wurde von ihm die geistreiche und liebenswürdige Schauspielerin Sophie Albrecht ausgezeichnet. Sie war auch die Vertraute Schiller's in seinem Liebesverhältnisse zu Fräulein von A . . ., einer der ersten damaligen Schönheiten der Hauptstadt. Die Mutter des Fräuleins fühlte sich durch diese Eroberung des gefeierten jungen Dichters geschmeichelt; doch war Alles bei ihr nur auf den erhöhten Glanz der Tochter, keineswegs aber auf das dauernde Lebensglück der

beiden Liebenden abgesehen. Die Tochter hatte Schiller's Neigung anfangs wirklich mit Gegenliebe erwidert; als sich aber begüterte aristokratische Bewerber fanden, mußte sich das Mädchen in das Intriguenspiel der Mutter willig fügen, und der arglose Dichter wurde plötzlich durch bittere Enttäuschung aus seinem geträumten Paradiese geschleudert. Fräulein A . . . hat jedoch, wie Referent aus sicherer Quelle weiß, Schiller nie vergessen, sein Bild und seine Briefe treu bewahrt. Erst im höheren Alter hat sie letztere verbrannt, fürchtend, daß sie nach ihrem Tode zur Publicität gelangen und sie und die Mutter compromittiren dürften. Ein unersetzlicher Verlust für Schiller's Seelengemälde!

## 132. Schiller und das Fräulein von Arnim.

(Aus Ostpreußen eingesendet.)

Eine noch immer nicht aufgeklärte Episode aus Schiller's Leben spielt nach Preußen hinüber.

Wie seine Biographen Hoffmeister und Döring nach den Mittheilungen der Frau v. Wollzogen berichten, sah Schiller bei seinem Aufenthalte in Dresden im Winter 1786 auf einer Maskerade zum ersten Male ein Fräulein v. A., eine ausgezeichnete Schönheit; er faßte leidenschaftliche Liebe zu ihr . . . . .

Wir dürfen diese Dame, die schon oft genannt ist und demnach schon der Geschichte angehört, näher bezeichnen. Es war Fräulein Marie Henriette Elisabeth v. Arnim, welche später den Grafen Erhard Alexander von Kunheim, einen reichen würdigen Mann heirathete und mit ihm nach Preußen zog, wo er das schöne Rittergut Koschenen bei Friedland an der Alle besaß. Bei seinem 1815 erfolgten Tode vererbte er den Nießbrauch dieses Gutes vermöge Testaments auf seine Wittwe, die mit ihm in glücklicher Ehe gelebt hatte, aus welcher aber keine Kinder nach-

blieben. Sie wohnte daselbst noch Jahre lang, zog nachher wieder nach Dresden, wo sie erst im Jahre 1847 den 12. Januar gestorben.

Ich habe Gelegenheit gehabt, diese in hoher Achtung stehende Frau auf ihrem reizenden Landsitze kennen zu lernen. Seit jener Redoute waren 34 Jahre verflossen und sie mußte die Funfziger überschritten haben. Ihre Züge waren classisch schön, ihr Auge unter dunkeln Haaren feurig und überaus geistreich, ihr Wesen mit Hoheit und Anmut gepaart, ihre Gestalt mehr voll als schlank; man durfte die ihr in ihrer Jugend beigelegte Bezeichnung einer außerordentlichen Schönheit noch in vorgeschrittenen Jahren bestätigt finden. Schiller's Bild hing in ihrem Schlafzimmer. Ob ein Abdruck davon in ihrem Herzen geblieben, wer wollte es bezweifeln! Denn schon das Bewußtsein, von dem Dichter geliebt worden zu sein, muß unauslöschbare Züge in ihr Herz geprägt haben. Bei uns hier erzählte man, daß die Unvermögenheit der Familie neben der eigenen Mittellosigkeit Schiller's die Verbindung nicht gestattet habe. Die Ursache der Trennung mag dahin gestellt bleiben; gewiß ist es, daß dies Verhältniß von bedeutendem Einflusse auf Schiller gewesen ist. Er war damals eben mit seinem „Geisterseher" beschäftigt, und indem er sich selbst in der Person des Prinzen schilderte, wie seine Biographen einstimmig annehmen, gab ihm Fräulein von Arnim das Bild zur schönen Griechin, zu welcher der Prinz, als er sie zum ersten Male in der Kirche erblickte, leidenschaftliche Liebe faßte, in welcher Schiller seinen eigenen Seelenzustand darstellte. Das Gedicht:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat Dich zur Freundin mir gegeben ꝛc.

ist dem Fräulein v. Arnim zugeschrieben vom 2. Mai 1787.

## 133. Friedr. Förster nach Minna Körners Erzählung.

Dieselbe Erfahrung, wie Frau v. Kalb, daß Schiller für die Phantasie seines Herzens immer eines Gegenstandes in der wirklichen Welt bedurfte, hatte bereits während des Aufenthaltes in Loschwitz und Dresden Frau Körner gemacht. „Es ist lächerlich,“ äußerte sie einmal, „wenn man geglaubt hat, Schiller habe jemals für mich ein anderes Gefühl als das der aufrichtigsten Freundschaft gehabt, von einer Schwärmerei für mich, oder Einmischung von Leidenschaft in unser Verhältniß war nie die geringste Spur vorhanden. Sein liebebedürftiges Herz suchte und fand damals Befriedigung außerhalb unseres Hauses. — Im Winter 1787, als Schiller bei uns in Dresden wohnte, bat ich meinen Mann, mich auf die Faschings-Redoute zu führen. Ich hatte so etwas noch nie mitgemacht und hatte doch so viel von den Dresdener Maskeraden gehört. Schiller und Huber unterstützten meine Bitte lebhaft, und meine Schwester brannte noch mehr darauf, als ich. Mein Mann als Consistorialrath Hochwürden und Sohn eines Superintendenten machte anfänglich einige Schwierigkeiten, willigte aber denn doch zuletzt ein. — Unter dem tobenden Lärm und Geschwirr der hier aus allen Ländern und Völkern versammelten, ausgelassenen Narrenwelt wurde mir ganz unheimlich zu Muthe; ich ließ den Arm meines Mannes nicht los, Huber führte Dorchen, und so war Schiller auf sich und sein gutes Glück angewiesen. Nach einigen Stunden verließ ich mit Körner und meiner Schwester den Redoutensaal, und wir fuhren nach Haus. Schiller und Huber blieben noch da und von letzterem erfuhr ich, daß Freund Schiller von der Maskenfreiheit sehr ungenirten Gebrauch und eine, ihm sehr zusagende Bekanntschaft gemacht habe. — Auf diesem Maskenballe befand sich Frau von Arnim, Garde-Dame der Hofdamen, mit ihren drei Töchtern, von denen die zweite für ausgezeichnet schön und — kokett galt. Sie hatte die Maske einer Zigeunerin gewählt; dies gab ihr die Freiheit, einem jeden ihre

Künste und Dienste als Wahrsagerin anzubieten. Sobald Frau von Arnim davon Kenntniß erhalten hatte, daß Schiller, der berühmte Dichter der Räuber, sich gegenwärtig befinde, veranlaßte sie ihre schöne Tochter Natalie, ihm allerhand schmeichelhafte Prophezeihungen zu sagen. Schiller nahm dies sehr wohl auf und blieb die ganze Ballnacht hindurch ihr unzertrennlicher Gefährte. Von jetzt an fehlte Schiller jeden Abend an unserem Theetische; ich dachte mir es gleich, wo er seine Abende zubringe und sagte es ihm auf den Kopf zu. Er machte kein Geheimniß daraus, gestand mir sogar zu, daß er sich in allem Ernste um die Hand der zweiten Tochter, der schönen Natalie, bewerbe. Da mir die Leichtfertigkeit der Mutter und ihrer Tochter nicht unbekannt war, ließ ich es an Warnungen nicht fehlen; es war vergeblich. Unser Freund war ganz toll und blind verliebt, und selbst nachdem ich ihm die Ueberzeugung verschafft hatte, daß er nicht der Alleinbegünstigte in jener Familie sei, ließ er sich nicht abwendig machen. — Als er einige Abende sich wieder an unserem Theetisch einfand und ganz verdrießlich mit dem Ausrufe: „habe schon wieder Niemand zu Haus gefunden!“ in das Zimmer trat, gab ich ihm den, ihm sehr unerwünschten, ihn jedoch von seiner Leidenschaft keineswegs heilenden Aufschluß, daß Frau v. Arnim und ihre Fräulein für ihren Freund Schiller nicht zu Haus seien, weil entweder der splendide Graf Waldstein aus Dux, oder der jüdische Banquier — ich glaube Eppsteiner hieß er — die an diesem Abend Begünstigten waren . . . .

Mittlerweile machte Frau v. Arnim und ihre schöne Natalie uns noch vielerlei Sorge. Schiller war in einem Zustande leidenschaftlichster Aufregung, so daß er ganz offen gestand, daß ihn die Ungewißheit, ob er auf Erfüllung seiner Wünsche hoffen dürfe, oder sie aufzugeben gezwungen sei, unfähig zu jeder Arbeit mache. Da bewährte mein guter Körner sich wieder als wahrhafter

Freund. In Dresden durfte Schiller jetzt nicht bleiben, und da das Wetter noch zu rauh war, um in das Weinberghaus nach Loschwitz zu ziehen, schlug mein Mann dem Freunde vor, auf einen Monat nach Tharandt zu ziehen. Schiller erkannte, wenn auch mit schwerem Herzen, die Nothwendigkeit an, aus den Umgarnungen, in welchen die verführerische Armide ihn gefangen hielt, sich dadurch zu befreien, daß er Dresden auf einige Zeit verlasse. Der Koffer wurde gepackt, und um sicher zu sein, daß er nicht etwa auf halbem Wege wieder umkehren möchte, brachten wir ihn selbst nach Tharandt und sorgten dort für ein leidliches Unterkommen. Die ersten Briefe, die er uns von da schrieb, lauteten nicht sehr erbaulich" . . . .

Eben so wenig, wie Schiller, hatte Frau v. Arnim die Hoffnung auf die Fortdauer des Liebesverhältnisses aufgegeben. Aus einem Briefe Schiller's erfahren wir, daß der kleine Arnim im Auftrage seiner Mutter nach Tharandt kam und Schiller davon Kenntniß gab, er könne in Dresden ein Reitpferd täglich für 6 Groschen, außer dem Futter und Stallung, bekommen, wobei es wohl vornehmlich auf eine Gelegenheit zu Spazierritten nach Dresden abgesehen sein mochte. Da dies nicht zur Ausführung kam, traf Frau v. Arnim Anstalten, mit ihren Töchtern eine Sommerwohnung in Tharandt zu beziehen.

„Es geschah," erzählte mir Frau Körner, „auf meine Veranlassung, daß mein Mann Schillern, der so sehr nach Lectüre verlangte, das damals viel gelesene Buch: „les liaisons dangereuses" schickte. Er mochte wohl die Anspielung verstehen, doch ließ er dies unberücksichtigt, und wir wurden immer besorgter für ihn. Tharandt war ferner nicht der Ort, in welchem Schiller ungestört hätte arbeiten können. Er selbst sah dies ein, gab dem wohlgemeinten Rathe meines Mannes Gehör und richtete ein Schreiben an den Coadjutor Freiherrn v. Dalberg, worin er

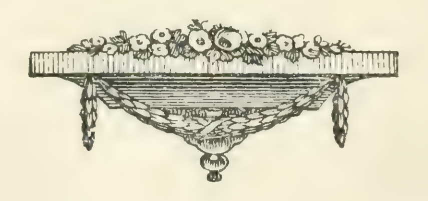
dessen Verwendung bei dem Herzoge Karl August von Weimar zu einer Einladung nach dem gefeierten Musensitze nachsuchte. Diese erfolgte im Juni oder Juli 1787, und wie schmerzlich es uns auch war, unsern, durch herzliche Freundschaft so innig mit uns verbundenen Freund von uns scheiden zu sehen, so hatten wir doch die Beruhigung, ihn aus den „liaisons dangereuses" befreit, und einer hoffnungsreichen und ehrenvollen Zukunft entgegengehen zu sehen."

---

### 134. Göschen an Wieland.

Leipzig, 11. Januar 1787.

Schiller lebt immer noch in Dresden. Ich hoffe noch viel Gutes von ihm, weil er in der That ringet nach Vervollkommnung. Sie werden Sich unendlich ihm verpflichten, wenn Sie ihn Ihrer Beurtheilung würdigen. Schiller ist im Umgang ein stiller, sanfter Mann, ganz und gar das Gegentheil, was man von seinem Temperament und Charakter denkt, wenn man seine Schriften gelesen hat, ohne ihn gesehen zu haben.



## Weimar, Rudolstadt (1787–88).

135. Göschen an Bertuch.

Leipzig, 5. Sept. 1787.

Ich glaube nicht, daß Schiller Pläne auf Weimarische Dienste macht. Er wird, glaube ich, eine Zeit lang bei Ihnen privatisiren. Mir kam es vor, als wenn ihn irgend eine Bekanntschaft dahin zöge. Gott gebe ihm übrigens Neigung zu einem Amt oder zu einem Herrn, welcher ihn ohne Amt bezahlt.

---

136. Einsiedel an Böttiger.

Weimar, 23. Mai 1805.

Heut nur ein paar Worte auf Ihre liebe Zuschrift v. 19., um Ihnen zu sagen, was ich über unsers Schiller's Ankunft zu Weimar weiß. Als er in die Ungnade des Herzogs Karl fiel und sich nicht wieder nach Stuttgart wagte, suchte er einen verborgenen Aufenthalt und fand ihn in Bauerbach bei Meiningen (dieser Ort ist ein Wollzogisches Gut). Dort hat er die Bekanntschaft der nachherigen Majorin von Kalb gemacht, die eine Marschallin ist, die Niece des Kais. Kammerhrn. v. Stein zu Nordhausen (dieses Gut liegt in der Nähe von Bauerbach, seiner damaligen Retraite). Als diese Majorin v. Kalb verheirathet nach Weimar kam, etablierte er sich in Weimar, und vermuthlich ist diese Ursache, daß er Weimar wählte. Sie war in den ersten Zeiten seine einzige Bekanntschaft hier. Dies ist aus meiner Erinnerung geschrieben; wenn Fr. v. Wollzogen hier wäre, so würde ich durch dieselbe besser unterrichtet seyn.

## 137. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Schiller begab sich im Frühling 1787 nach Weimar, wohin ihn seine Freundin F. v. K[alb] längst eingeladen hatte. Wielands Anträge, Mitarbeiter am deutschen Merkur zu werden, kamen ihm freundlich entgegen, und den Ort, wo dieser, Goethe und Herder lebten, wo die größten Geister Deutschlands begünstigt, in schöner Freiheit wirkten, mußte er in jedem Sinn kennen lernen.

Goethe war damals in Italien; von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend; aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte in einem noch höhern Grade auf seine Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben; Wieland ist jung, wenn er liebt."

Dieses traulichere Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer dauernden Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde; wie denn die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, für Wieland sehr erfreulich war. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen; er lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze, für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehören, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichnen.

Die Weimarische Welt wirkte im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr abweichend als entgegenkommend. Von rheinländischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden. Im Hause der Herzogin Amalia, wo man sonst jede neue Erscheinung freundlich begrüßte, war man mit Studien und Zurüstungen zur italienischen Reise beschäftigt. Der Herzog, viel

abwesend, scheint damals keinen besondern Antheil an Schiller bezeigt zu haben, und der eigentliche Hofcirkel war abgeschlossen. Die vorzüglichsten Geister übten so großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenstand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geschwatzt, als gedacht, und das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um sich heiter zu entfalten, fehlte.

Seine Stimmung war trübe, und vielleicht aus eigner Schuld, oder weil kein glücklich mitwirkender Zufall eintrat, fühlte er sich sehr isoliert; nur bei Wieland und F. von K. war ihm wohl, und mit Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen, und Schulz, dem Verfasser einiger Romane und Reisebeschreibungen, hatte er zuweilen einen heitern Abend. Ein Club, der sich wöchentlich versammelte, erhielt ihn in Verbindung mit der guten Gesellschaft; Bode, Bertuch, Corona Schröder und mehrere gebildete Familien fanden sich da zusammen. Schiller unterhielt sich mit einer Partie Whist. Auch wissen wir von ihm, daß er mit dem Geheimen Rath Schmidt, der viel Antheil an der Literatur nahm, und früher in Verbindung mit Klopstock gestanden, oft interessante Gespräche über Richardsons Clarisse, die dieser, wie Schiller selbst, sehr hoch hielt, geführt habe. Das Theater beschäftigte damals seinen Geist wenig.

Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt. Am Ende des Oktober 1787 machte er eine Reise nach Meinungen zu seiner, dort an seinen Freund Reinwald verheiratheten ältesten Schwester, und der treuen Freundin, Frau von Wolzogen, die sich eben der Anwesenheit ihres Sohnes erfreute. Diese Reise führte ihn in neue Verhältnisse.

* * *

Schiller erwähnt in einem Briefe an seine Freundin vom Mai 1784 flüchtig seiner ersten Bekanntschaft mit der Familie meiner Schwester, seiner künftigen Frau, und mit dieser selbst.

Wir kehrten aus der Schweiz zurück. Die Verhältnisse mit der uns nahe verwandten Wolzogschen Familie und ein Besuch, den wir Schillers Aeltern auf der Solitude mit Frau von Wolzogen gemacht, veranlaßten uns, seine Bekanntschaft in Mannheim zu suchen. Er erschien bei uns, als wir eben abreisen wollten. Seine hohe, edle Gestalt frappierte uns; aber es fiel kein Wort, was lebhafteren Antheil erregte. Die mannichfachen und großen Gegenstände, von denen wir so eben geschieden waren, füllten unsre Seele. Von den reizenden Ufern des Genfer-Sees, und dem freundlichen Vevay am Fuß der Alpen, das jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseau'schen Dichtung erblickt, von lieben Freunden, die hier wohnten, hatten wir uns mit Schmerzen getrennt.

Lavaters Umgang, ergreifend durch die Macht und Grazie des lebendigsten Gefühls, bei vorherrschender religiöser Stimmung, und die vaterländischen Freiheitsgesänge der Oltner Gesellschaft, in der wir mit Güte und Liebe aufgenommen wurden, tönten in unsrer Seele nach.

So sahen wir Schiller zum erstenmal, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken ließ. Der Theaterwelt waren wir fremd. In den Räubern hatten uns einzelne Scenen gerührt, die Masse von wildem Leben zurückgescheucht.

Aber es wunderte uns, daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne. Fiesco und manche Gedichte der Anthologie hatten uns angesprochen. Gern hätten wir dieß geäußert; aber unser Zusammenseyn war zu kurz, als daß sich ein Gespräch hätte entfalten können. Wir scherzten oft in der Folge über die Kälte unsres ersten Begegnens.

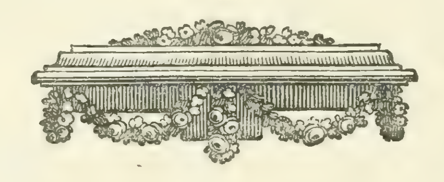
. . . Wir lebten nach der Rückkehr in unserm kleinen Thale, in welchem zu bleiben ich durch meine Verheirathung bestimmt war, in Erinnerungen. Eine wehmüthige Sehnsucht nach dem Genfer-

See wandelte uns freilich oft an. Doppelt altmodisch und traurig schienen uns die geselligen Umgebungen. Rege Phantasie söhnt sich indeß leicht auch mit der einförmigen Wirklichkeit aus, da sie Leben und Geist durch Alles zu hauchen weiß. Das Streben nach Kenntnissen, das die mannichfaltigen Ansichten der Menschenwelt und Natur in uns angeregt hatten, besonders das Lesen des Plutarch, zu dem wir immer zurückkehrten, der vertrauliche Umgang mit liebenswürdigen Jugendfreunden füllte und erheiterte unser Leben. Die geschmacklose Förmlichkeit eines kleinen Hofes gab uns, die wir noch voll waren von dem heitern freien Leben der französischen Schweiz, Anlaß zu manchen tollen und muntern Einfällen. Damals ging noch keine Kunststraße durch dieß kleine Thal; ein Fremder war ein Phänomen hinter den grünen Bergen. Oft erschienen wir uns selbst als verwünschte Prinzessinnen, auf Erlösung aus dieser Einförmigkeit hoffend; dennoch erfrischte uns immerwährend der Zauber dieser Berge.

An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andre Reiter war uns unbekannt und erregte unsre Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, der seine verheirathete Schwester und Frau von Wolzogen in Meinungen besucht, am Abend bei uns einzuführen . . .

Schiller fühlte sich wohl und frei in unserm Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben galt uns das Geistige mehr als Alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urtheilen und Vorurtheilen, nur der eignen Richtung unsrer Natur folgend. Dieß war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Wir kannten seinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit schien

es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten. Ich erinnere mich nicht, daß unsre Gespräche noch etwas Anderes aus der Welt seiner Dichtung berührten, die Briefe von Julius an Raphael und die auf diese sich beziehenden Gedichte der Anthologie ausgenommen. Der Gedanke, sich unsrer Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unsrer Freude sprach er beim Abschiede den Plan aus, den nächsten Sommer in unserm schönen Thale zu verleben.



138. Göschen an Bertuch.

19. Jan. 1788.

... Unser Schiller ist also nun Wielands; ich glaube, es wird gut für ihn sein, aber er ist nicht dazu gemacht, lange an einem Faden zu spinnen. Er wird gewiß mit aller Anstrengung über die Geschichte sein; allein es darf ihn nur eine andere Muse reizen und husch wird er sie allein lassen. So glaube ich den guten Schiller zu kennen. Sein Genius leite ihn zu seinem Glück.

## 139. Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Es war im Februar (1788), wo der Präsident von Kalb uns einlud, nach Waltershausen zu kommen, um dort eine Vollmacht zu unterschreiben ... Bis Gotha begleitete uns der Präsident, wo er mit seiner Schwägerin, der Frau von Uechtritz, Verabredungen zu treffen hatte. Als wir eben zu einem Mahl

fahren wollten, ließ sich Schiller mit Huber melden. Daß ich diesen Besuch nicht annahm, hat mir ersterer verdacht, — doch war es nicht zu ändern; und es war gut, denn unsere Geistesklänge wären wohl sehr verstimmt gewesen. Aehnliches begegnete uns auch in Weimar, denn bei einem krankhaften Anfall mußte ich wieder ihm absagen lassen.

Der Mann sieht die Verhältnisse, wählt daraus und sucht mit Unterscheidung zu sammeln; das Weib hingegen ist einer Gesinnung, hat weder Wahl noch Unterscheidung. Es ist ihr Gesetz und weil sie dies nur faßt, so kann sie die Unterscheidungen in der Gesinnung nicht wahrnehmen, wohl aber die der bürgerlichen Verhältnisse. So forderte er schriftlich oft, ich möchte doch zu ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wissen, daß solches unmöglich, und nur Ungestümes bereiten müsse. Auch dieses Versagen tadelte er. Erfahrung und Verständniß — dies ist ja der schwierigste Theil im Leben. Auch in geistiger Beziehung übernimmt sich ein darbendes Gemüth — sammelt zur Klage, zum Bekennen, zum Hoffen, — so harrend der hehren Erscheinung, der Vergeltung nach so langem Verlust; aber sie naht wohl verändert, gewandelt, ein anderes Sein, oft erregend.

* * *

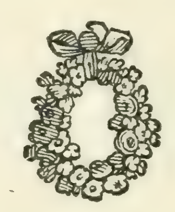
Als ich Schiller nach längerer Zeit wieder sah, sagte er: „Ich habe Sie nicht gesehen, auch keine Kunde von Ihnen vernommen, denn der Name ist uns heilig, wir mögen ihn nicht aussprechen vor den Gleichgültigen. So ist mir manches verborgen geblieben. Noch habe ich bisher gescheut zu fragen, ob Sie einen Brief, den ich im Juni [1787] aus Dresden abgeschickt, erhalten. Eine Antwort darauf habe ich nicht empfangen."

Ich war betroffen, denn jetzt war es mir klar, daß ich an jenem Abend ein dritten Brief erhalten, der mir entrückt worden sei. Dies sagte ich und er sprach:

„Es ist mir leid — denn unmöglich könnte ich wiederholen, was ich dazumal meinte, Ihnen sagen zu müssen."

Er zeigte mir auch das Bildniß des Fräulein von Armin und es erwies, wie schön sie, wie sehr sie dieses Lobes wert sei.

„O selten ist Schönheit, und so eilend dahin!" Frau von Wolzogen sah sie einst im Kloster zu Erfurt, wo sie eine ihrer Schwestern besuchte, die schon längere Zeit daselbst aufgenommen.



140. Unser Lieblingsort .... war der Park. — Ich war dazumal ein Mädchen von kaum 16 Jahren. — So harmlos und kindisch froh ich und meine Gespilinnen uns herumtummelten, so geschah dies nichtsdestoweniger nie ohne dem unvermeidlichen Gefühl einer gewissen Scheu und Ehrfurcht, wie es uns etwa an großen erhabenen Stellen der Natur nicht selten zu überkommen pflegt. Was Wunder, war dies auch der Lieblingsort Göthes und Schillers. Zu diesem, der einen würdevollen, doch durch etwas unbeschreiblich Sanftes gemilderten Ernst besessen, sahen wir mit Ehrfurcht hinan, namentlich wenn er mit freundlicher Miene uns immer nur „Kinder" anzusprechen pflegte. Göthe, die Seele der Gesellschaft, war uns Mädchen minder anziehend, obzwar er nicht ohne einer ihm eigenen vornehm stolzen Herablassung der geringfügigsten Dinge halber uns seiner Ansprache gewürdigt.

Schon am frühen Morgen erging sich Schiller in den Gängen des Parks, entweder lesend, oder in langsamen Gehen zeitweise schreibend.

Es waren das Spaziergänge, wo er jeder Begegnung ängstlich auswich, ja sobald ihm Jemand gefolgt war, den behäbigen langsamen Schritt alsbald verschärfte, auch wohl in einen Seitenpfad einlenkte oder wohl gar in der ihm lieben Felsengrotte — der Wiege seiner meisten Dichtungen — für lange verschwand. Oft sahen wir ihn den Weg die Ilm entlang hinanwandeln, wo er auch nach einem nur Wenigen bekannten Vorgange seinen „Spaziergang" gedichtet.

In einem schattigen Gange, nicht fern von dem Gartenhaus des „Herzogshaus" pflegte er zu kurzer Rast sich niederzusetzen, wobei er nicht selten einschlief.

Es war etwa um das Jahr 1788 — Göthe zur Zeit noch in Italien — als ich und meine Freundinen diesen Umstand zu eigener freudiger Genugthuung und zu Schillers Ueberraschung zu benützen gedachten. — Es war zur Rosenzeit. Der Himmel tief blau und klar, die Strahlen der Sonne brachen durch das Laubgitter von Baum und Busch und glitzerten in zahllosen farbigen Reflexen auf den sanft grünen Blattflächen. — Die Blumenkörbchen mit frisch gepflückten Rosen vollgefüllt, lauschten wir im Gebüsch tief verborgen und harrten reglos der Ankunft des Dichters. — Es rauschten die Blätter, aus den überhängenden Zweigen klangen der Vöglein lustige Weisen. — Da knisterts im Sand des Laubganges — wieder rings so still wie vor — nur das eintönige Plätschern der nahen Fontaine trifft unser Ohr. — Schiller schläft. — Die Schatten des Strauchwerkes hüpften mit den flimmernden Sonnenlichtern auf des Dichters bleichen Zügen. Wir nähern uns ihm, ein weites Gewinde still überhängend, und er schläft ungestört und träumt unter — Rosen.

Durch das grüne Geäst lugten wir ängstlich hervor, gewärtig der Verwunderung des bekränzt Erwachten. Kaum hören wir die flüsternden Worte: „Das haben mir die Kinder gethan",

so eilen wir, ungesehen, wie wir gekommen aus dem Parke, überglücklich und wonneselig über das Gelingen unserer Blumenspende.



## 141. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Im Frühlingsmond 1788 bezog Schiller seine Wohnung in Volkstädt, eine halbe Stunde von der Stadt. Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die gegenüber am jenseitigen Ufer des Flusses sich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite geben diesem Platze den Reiz der Mannichfaltigkeit, zugleich einer Einsamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenstände überschaut.

... In unserm Hause begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffee-Visite unserm genialen

Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offnen reinen Gemüths, waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die sich in einem reinern, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe.

Gibt es irgend eine Lebensepoche, in der wir alle unsre Gemüths- und Geisteskräfte zu völliger Befriedigung, im Einklang fühlen, so ist dieß in der Blüthenzeit einer beginnenden geistigen Freundschaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umsponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung stört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht gespannt und gedrückt durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltet sich unser Wesen frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften, und, vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, spiegelt sich Seele in Seele. Auf diesem milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schwester gewinnen. Als die ältere Tochter, die das Haus seit meiner Verheirathung mit Herrn von B[eulwitz] führte, leitete ich auch gewöhnlich die Unterhaltung. Selten war es mir so wohl geworden, mich so ganz über Alles aussprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm. In der Schweiz durch unvorsichtiges Baden in dem sehr kalten Genfer-See von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ich nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. In dieser

Stimmung widmete ich mich ganz den Meinigen, und ihre Zufriedenheit zu erhalten und zu mehren ward mein tägliches Bestreben. Innerlich lebte ich in meiner Ideenwelt; und besonders las ich von philosophischen Schriften, was ich auftreiben konnte.

. . . Die Personen, die, außer Schiller, meine nächste Umgebung ausmachten, förderten diese Neigung.

Herr von B[eulwitz] hatte viele Kenntnisse und wissenschaftliche Ausbildung, und machte sich mit allen neuen Erscheinungen in der literarischen Welt bekannt. Der Baron Gleichen, mit dem wir, so wie mit seiner damaligen Braut, in geschwisterlicher Freundschaft und Vertraulichkeit aufgewachsen waren, gehörte zu unsrer beinah täglichen Gesellschaft. Er war einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen. Ausbildung des Geistes war sein innigstes Bedürfniß, und die reinste, wohlwollendste Gesinnung stellte sich in seinem ganzen Leben, wie in seiner ausgezeichnet schönen Gestalt dar . . . Er studirte alle philosophischen Systeme, um über die ewigen Fragen der Menschheit Antwort zu finden. Sein Glaube wurde von seinem Scharfsinn gestört; er lebte immer im Zweifel. Unsre Gespräche betrafen meistens Gegenstände der Metaphysik; ich wünschte Ueberzeugung für meinen Freund. Schiller mußte sich uns ergeben, wenn er auch oft nach einer andern Richtung strebte, und dringend bat, die Metaphysik nur einige Tage ruhen zu lassen . . .

Der Fürst und sein Bruder, Prinz Carl, lebten als liebenswürdige Jünglinge viel in unserm Kreise, und bewahrten immer eine herzliche Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete in Volkstädt an seiner Geschichte der Niederländischen Revolution, und er las uns die einzelnen Abschnitte vor, wie sie vollendet waren. Auch der Geisterseher beschäftigte ihn, und das philosophische Gespräch in diesem Romane war vielleicht ein Nachklang unsrer vorherrschenden speculativen Unterhaltungen.

Die Werke der Dichter, die uns bis dahin nur den schönsten Lebensgenuß und Trost gewährt, die wir, nur von dem natürlichen Gefühl und Sinn geleitet, aufgenommen hatten, ergriffen wir, in Schillers Ansicht, nun auch mit Reflexion, und unser Gefühl und Geschmack klärte sich selbst durch sicheres Urtheil auf. Zum erstenmal lasen wir den ganzen Homer, von dem uns nur Bruchstücke bekannt waren. Was jeder Deutsche Voßens Uebersetzung zu danken hat, ist unaussprechlich. Schiller las uns Abends die Odyssee vor, und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her. Die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern vollendete diese neue Gestaltung unsers Kunstsinns. Diese große Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefsten Innern, und entzückte uns so sehr, daß wir viele Stellen der Tragödien, die wir aus Brumoy's griechischem Theater kennen lernten, übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelst unsrer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen. Schiller versprach uns, unsre Lieblingsstücke zu verdeutschen; und daß dieß Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für seinen eignen Geist wurde, ja auf den Wallenstein mächtig einwirkte, ist wohl nicht zu verkennen . . .

Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neubeseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber.

Unsre Plane für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes

Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war, und er sich über die Bedenklichkeit seiner ganzen Lage nicht täuschen konnte. Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen, und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußern Existenz mußte ihm selbst höchst einleuchtend erscheinen.

Auch ich war besonnen, wenn es dem Glück meiner Freunde galt; und für meine Schwester konnte ich nur eine Heirath wünschen, die sie in eine heitre, sorgenfreie Lage versetzte. Wir waren nicht so reich, daß Schiller von ihrem Vermögen hätte unabhängig leben können; und Unabhängigkeit wünschte ich für sein Talent über Alles. Das bloße Schriftstellerleben ohne Sicherheit in einer bürgerlichen Existenz war mir ängstlich. Der Theaterwelt war ich abgeneigt; sie schien mir von der Sphäre des häuslichen Lebens abzuführen, und der stillen, höheren Production der Poesie nicht günstig. Mit Freuden nahm ich wahr, daß der Wunsch einer festen Lage auch in Schiller oft aufdämmerte. Gern gedachte er seiner medicinischen Studien. Er rieth uns, Haller, für den er immer die tiefste Verehrung behielt, zu lesen, und las uns selbst die für uns passenden Stellen aus der Physiologie dieses Mannes, die er in Hinsicht auf Darstellung als ein hohes Werk des Genius betrachtete.

Eine Professur der Geschichte kaum auch zur Sprache; sie paßte mehr zu seinen schriftstellerischen und poetischen Arbeiten und Vorsätzen; auch äußere Umstände waren dem Plane, eine solche zu erwerben, günstiger; und dieser wirkte erheiternd auf seine gegenwärtige Arbeit. Die Gegenwart war genußreich und die Zögerung auf dem Wege zu einer beglückenden Verbindung, zu einer erwünschten Häuslichkeit, diese Zögerung, die Vernunft und Zartheit geboten, war nicht drückend für ihn und meine Schwester, da die Hoffnung doch von fern freundlich zuwinkte.

142. Emilie v. Gleichen an Emil Palleske.

Greifenstein 21. September 1858.

Schiller hatte auch von Herons Neigung gehört, glaubte auch Lotte nicht mehr frei, was die Beiden ja einmal in Briefen besprechen. In der Schweiz hatte Lotte ein lebhaftes Interesse, was aber nicht lang nachtönte. Allerdings könnte man annehmen, daß Frankreich und England die beiden Kulturstaaten eine kleine Vorbereitung für Schiller waren, wie Sie sich ausdrücken. Lottens Verheirathung in Rudolstadt, von welcher Schiller an Körner schreibt bezieht sich allerdings auf eine projektirte Heirath u. ich weiß wer der glückliche war, wie Sie ihn nennen, habe ihn noch in spätern Zeiten gekannt, möchte ihn aber nicht nennen. Er ist auch längst entschlafen. Lotte liebte ihn aber nie. Er war in der Schweiz als er Schillers Heirath mit Lotten hörte, u. warf aus Schmerz ein Kästchen von Bernstein, welches er ihr bestimmt hatte, in den Genfer See. Doch von Ausgemachtsein zwischen beiden Familien war nicht die Rede, es wurde nur gewünscht von den Eltern, war eine im damaligen Sinn brillante Partie für Lotte von Lengefeld, worüber auch chère mère nicht unglücklich gewesen wäre, u. Lottens Liebenswürdigkeit fesselte den jungen Mann, mit dessen Schwestern sie auch sehr befreundet war, wie es Mädchenfreundschaften sind — doch stand Lotte immer als eine fremde Erscheinung in dem dortigen Mädchenkreise, mit andren Sinn, nicht hochstrebend, aber höher suchend, tief empfindend u. nicht befriedigt von dem Alltäglichen, lieber in sich zurückkehrend, ihren Idealen lebend. Wie nun Schiller auftrat! — Ach ich kann mir dies Alles so denken. Ihre Kälte hielt er für Gebundensein, u. sie wollte sich nicht verrathen — Alles so begreiflich.

143. Im Jahre 1844 hat noch in Rudolstadt eine Häuslerwittwe aus Volkstädt gelebt, die sich gerne daran erinnerte, daß ihr, dem Erdbeeren suchenden Kinde, der Dichter eines Tages den Kopf gestreichelt habe, als sie auf der Anhöhe, die jetzt seinen Namen trägt, an ihm vorübergegangen. Die siebzigjährige Greisin erzählte auch: — „Es war der heilige Pfingsttag und von dem jungen gelehrten Manne war schon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur erst kurze Zeit in seinem einsamen Hause wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, versteht sich nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben setzten und dazu ein geistliches Lied sangen. Und so kam es auch, daß ich und meine Schwester Hannel dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der so groß war, daß sich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf seiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hause traten und uns freuten, den großen Baum so gut in die kleine Stube gebracht zu haben, sahen wir ihn vom Berge heruntersteigen. Nachher hat er lange noch am Fenster gestanden und hinausgesehen in den Thalgrund. Er hatte ein blasses, geisterhaftes Gesicht und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammengedreht, wie es die Herren in der Stadt thaten."

---

144. Er wohnte .... in dem ersten Hause rechts des Ortes, wenn man von Rudolstadt kömmt, der gedachten Porzellan-Fabrik schräg gegenüber, welches Haus damals ganz neu erbaut, wohnlich eingerichtet und Eigenthum des dortigen Cantors Unbehaun war. Dieser und dessen Familie boten Alles auf, um dem verehrten Gaste den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen. Jede störende Arbeit des Hauswesens und der Landwirthschaft verschoben sie bis zu Schiller's Ausgang oder

gar bis zur Nacht. Die Tochter des Hauses, die nachmalige Rechnungs-Räthin Hoffmann, sprach noch in den spätesten Jahren ihres Lebens von der rührenden Fürsorge ihrer Eltern gegen den ihr als Kind räthselhaften Fremden. Bei Gewittern litt es Schiller nicht in der Enge des Hauses. Er schweifte hinaus in Feld und Flur, von den Gipfeln der Berge diese großartigen Natur-Erscheinungen, welche hier in den Bergen doppelt erhaben, zu bewundern, indem sie ihn über alle Maßen afficirten und geistig aufregten. In solchen Fällen, oder wenn er spät zur Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, schickten die sorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen ihm entgegen, um ihn vor Schaden und Unglück zu bewahren. Am häufigsten, wenn nicht verhindert, begab sich der Hauswirth selbst auf den Weg. Solche Theilnahme machte auf Schiller's Gemüth einen tiefen Eindruck . . .



## 145. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Während dieses Sommers sah Schiller Goethen zuerst in unserm Hause. Wie alle rein fühlenden Herzen, hatten uns dieses Dichters Schöpfungen mit Enthusiasmus erfüllt. Alle unsre erhöhteren, ächt menschlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Goethe und Rousseau waren unsre Hausgötter. Auch floß des Erstern so liebenswürdige Persönlichkeit, die wir bei unserer Freundin, Frau von Stein, kennen gelernt, mit dem Dichter in unserm Gemüth in Eins zusammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schillern die Recension des Egmont fast nicht verzeihen können.

Höchst gespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft, und wünschten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethen hatten wir, bei seinem entschiedenen Ruhme und seiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet, und von unserm Freunde auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen. Zu unserm Trost schien Goethe von schmerzlicher Sehnsucht nach Italien befangen; und da wir selbst bei der Rückkehr aus der Schweiz empfunden, wie man sich nach dem Genusse einer größern Natur nicht sogleich wieder mit ihrer gewöhnlichen, wenn auch anmuthigen Erscheinung, verträgt, so liehen wir ihm gern diese Empfindungsart, als Grund seiner Kälte.

Es freute uns sehr, daß Goethe das Heft des Merkurs, welches die Götter Griechenlands enthielt, und das von ungefähr auf unserm Tisch lag, nachdem er einige Minuten hineingesehen, einsteckte, und bat, es mitnehmen zu dürfen.

Schillers Aeußerungen gegen uns, nach dieser Zusammenkunft, stimmten ganz mit dem überein, was er seinem Freunde Körner über dieselbe schrieb . . .

Stolbergs Fehdebrief gegen die Götter Griechenlands that uns sehr weh; um so mehr, da seine Gedichte zu denen gehörten, die unsre Jugend verschönert hatten. Es war hart von dem so edeln Manne, eine poetische Ansicht und momentane Dichterlaune vor das strenge Forum der Orthodoxie zu ziehen, wo er gewiß war, Plattheit und Beschränktheit als Mitstreiter zu finden, und unsern Freund auch in der Meinung gutmüthiger Schwachheit zu schaden . . .

Schiller war empfindlich bewegt; doch gab er zu unserer Freude die Idee, in der ersten Aufwallung zu antworten, auf, obgleich Wieland . . . ihn dazu ermuntert hatte. Daß er in der spätern Sammlung der Gedichte die anstößige Stelle umgestaltete, zeugt, wie sehr ihm daran lag, die bessere Ueberzeugung und das Heilige in keinem Menschenherzen zu beleidigen. Schon während des Rudolstädter Lebens vermied er dieses sorgsam. Mit meiner Mutter,

die den schönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band, gab es oft kleine Streitigkeiten; aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe fand man sich immer wieder zusammen. Er schenkte ihr eine englische Bibel, und schrieb die Zeilen hinein:

„Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß!"

Auch Zacharias Becker lernte Schiller in unserm Hause kennen. Dieser merkwürdige Mensch, dessen Name von allen Deutschen mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdient, faßte eine herzliche Zuneigung für Schiller, die er noch nach dessen Tode der trauernden Familie durch die thätigste Teilnahme bewies. Verwandt hinsichtlich der starken Seite ihrer Seelen, durch ein höheres gemeinsames Interesse an der Menschheit, durch echte Freiheitsliebe, wurden sie sich gegenseitig werth, und ihre Gemüter begegneten sich im Enthusiasmus für die Ausbildung des Nationalsinns, den jeder auf seine Weise zu fördern suchte.

## 146. Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Einige Monate nach der Abwesenheit des Herrn v. Kalb erhielt ich ein Schreiben von Schiller, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen . . . .

In diesem Schreiben war die freimüthige Innigkeit, wie ich sie vormals gekannt, und es war mir wie ein Strahl des Himmels, diese hohe Bedeutung der Gesinnung wieder in ihm zu finden, und gelang es uns, die bekannte Bahn mit erhöhtem Frieden zu betreten, — der höchste Lebenszweck war dann erreicht. Aber

in Rücksicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten sehr viele Zweifel entstehen. Kein anderer Grund zu dieser Veränderung des Aufenthalts [der Brief enthielt die Aufforderung nach Rudolstadt zu kommen] war zu finden, als nur sein Name. Wie hätte dieser Eifer des Sehnens und des Wollens der aus seinem Briefe sprach, sich immer gleich bleiben können! und ohne sein ernstes, absolutes Wollen wäre jeder Schritt dafür beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Gesellschaft nicht haben darf und wodurch wir beide aus ihr schieden. Wenn es uns gelang, so hatte ich wenigstens die Sorge der Unvollkommenheit. „O, zu der Zufriedenheit gehört so viel Ruhe — und wie sehr würde diese gestört werden! Ich wünsche viel — aber ich fürchte Alles, ich theile keine Meinung Anderer, auch Sie nicht; aber die Gesellschaft würde sich rächen, wenn wir uns von ihr trennen wollten. — Es ist nicht entscheidend, was ich hier sage. Sind Sie nicht dieses Vorsatzes, so werden Sie nach Weimar kommen, entweder, um mir den Entschluß zu geben, Ihrem Willen zu folgen, oder Ihre Meinung aufzulösen."

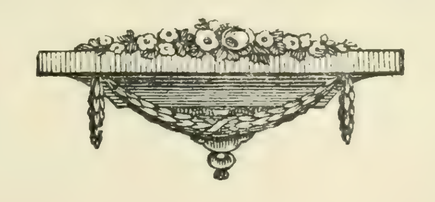
Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeschickt, und eben ein solches erhielt er wieder; denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. — Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich, um ihm zu melden, daß ich seinen Brief erhalten und durch denselben Überbringer ihn beantwortet hätte. „Haben Sie diesen erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dies aber nicht der Fall, so kann ich, da ich Ihren Brief bewahrt, ihn zum zweiten Mal beantworten."

„Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn erwägend zu beantworten. In einigen

Tagen reise ich mit Wolzogen nach Franken — vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend."

Hr. v. Kalb hatte dem jungen Hrn. v. O. versprochen, ihn bei dem Regiment Royal suède zu placiren. In dieser Beziehung gab sowohl der junge Mann als dessen Vater mir zuweilen Briefe zum Einschluß. So vergingen sechs bis acht Monate und Keines erhielt darauf ein Schreiben. Der Vater sandte einen Brief direkt ohne Erfolg. Dieses Schweigen war ich gewohnt, nur das vergebliche Harren des jungen Mannes auf eine Entscheidung war hier unangenehm, und das Schweigen erregte dadurch Verwunderung. — Dieser Sommer war in Weimar öde, die Herzogin Mutter und Herder in Italien, die Herzogin Louise in einem Bade. In Einförmigkeit vergingen die Tage, und war man so unbedacht, sich lebhaft zu äußern, so fiel dies verhärtet, wie alles Unverstandene, wieder auf uns zurück.

Es war im Herbst, als Schiller wieder zurück kam. Frau v. Imhoff, die mich besuchte, sagte, daß er ihr einen Brief von Lottchen überbracht und er recht gefällig von seinem Aufenthalt erzählt habe. — So kam er zu mir und übergab auch mir einen Brief, worin sie um meine Freundschaft bat. Sie war mir stets hold erschienen, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt. Ich sprach zu ihm: „ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verschieden ist unsere Ansicht für unsere Zukunft, und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig ferner Briefe überlästig sind." — Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen.



## 147. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

In der Mitte Novembers kehrte Schiller nach Weimar zurück. Plane und Arbeiten, vielleicht auch eine zarte Rücksicht gegen meine Schwester, da das Publikum sich schon mit dem Gerücht von einer Heirath trug, zu deren Realisirung sich doch noch keine Aussicht zeigte, bewogen ihn dazu. Zudem schnitt der Winter den Landaufenthalt ab; er wohnte in den letzten Wochen schon in der Stadt. Wir selbst mußten wünschen, daß Schiller nicht länger einen lebhafteren, wissenschaftlichen Umgang und literarischen Verkehr entbehre, so schmerzlich uns auch der Verlust seines Umgangs war.

Schiller suchte die große Lücke, die seine Entfernung in unser Leben riß, durch öftere Briefe zu füllen. Es scheint ihm selbst in verschiednen Epochen Bedürfniß gewesen zu sein, sein Innres gegen theilnehmende Menschen auszusprechen, und sich selbst aus ihrer Anschauung wieder zu empfangen. Neigung und Hoffnung gaben diesen Mittheilungen an uns doppelten Reiz. Oft lassen sich feinfühlende Menschen im persönlichen Umgang durch kleine Umstände in ihren Aeußerungen hemmen, und fühlen sich freier am Schreibtisch, wo nur das Bild des Freundes still und ruhig vor ihnen steht . . .



# Jena (1789–1793).

## 148. Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Als der Professor Eichhorn Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erschienen und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der Geheime Rat von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nötig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk.



## 149. Wieland an Reinhold.

Weimar 18. Februar 1789.

Ich bekomme Schillern kaum in 4 Wochen einmal zu sehen, und weiß nicht was für Freunde er in Jena hat, und durch was für Canäle er seine Professur (ohne Gehalt) bekommen hat. Wie es ihm gelingen wird, muß der Erfolg zeigen: ich habe (soit dit entre nous) keine große Meynung davon. Er ist ein edler und guter Mensch, aber singular und was die Franzosen peu liant nennen. Danken Sie den Göttern, daß es so ist; er würde Ihnen nur manche Stunde nehmen, die Sie besser anwenden.

## 150. Aus Böttigers Nachlaß.

Er arbeitet periodisch mit erschöpfender Anstrengung Tag und Nacht, wo er sich durch Kaffee munter erhält. Bei einem ihm stets vorschwebenden Ideal von Vollkommenheit arbeitet er auch sehr mühsam, und muß Alles gleichsam erst aus sich herauspumpen. Als er seine erste Vorlesung als Professor der Geschichte in Jena hielt, hatten mehrere Hundert Studenten die Treppen und den Vorhof seines Auditoriums dermaßen belagert, daß er auf der Stelle seinen Entschluß, da zu lesen, ändern und den Geh. Kirchenrath Griesbach um sein Auditorium, das geräumigste in Jena, bitten mußte. Auf einmal heißt es unter den Studenten: Schiller liest in Griesbach's Hörsaal. Nun stürzt Alles fort und sucht durch die kleinen Gäßchen einander zuvor zu laufen. Dies ungewöhnliche Rennen so vieler Menschen an einen Ort macht so viel Geräusch und Aufsehn, daß nun Alles auf die Straße läuft und plötzlich das Geschrei entsteht: bei Griesbach ist Feuer! worüber sich ein entsetzliches Getümmel in der ganzen Stadt erhebt.

## 151. Jena zur Zeit Schillers.

Die wenige Zeit, in der Schiller öffentliche Vorlesungen über die Geschichte hielt, wurde er von den Studenten, die, selbst die roheren, ein tieferes Gefühl für das Bessere haben, als man gewöhnlich glaubt, vortheilhaft ausgezeichnet. Es war damals die sonderbare und durchaus böotische Gewohnheit, daß der Professor beim Anfang des Cursus, in den ersten Lectionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde. Dies war ein Zeichen des Beifalls. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei seinem Eintritt war, desto größer die Ehre; so wurde er auch wieder entlassen. Hatte er aber mißfallen oder miß-

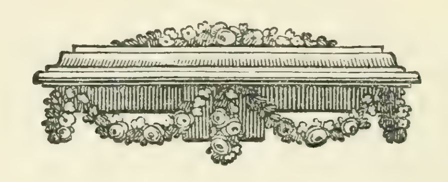
fiel er während des Cursus irgend einmal, so wurde mit den Füßen gescharrt. Das Gefühl für Schillers hohen Werth war unter den Studenten so groß, daß er mit der größten Stille und ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls von dem überfüllten Auditorium empfangen und entlassen wurde.

## 152. Ein Supplement zu dem Aufsatz: Jena zur Zeit Schillers.

Schiller mußte bekanntlich die akademische Laufbahn wieder aufgeben, weil ihm die Anstrengung des Lesens eine schwere Krankheit zugezogen hatte. Als er zum Professor extraordinarius berufen worden war, schrieb er an Griesbach und bat denselben, ihm ein ganz kleines Auditorium zu miethen, weil es ja doch noch ungewiß sey, ob er Zuhörer bekommen werde. Wie mag er überrascht gewesen seyn, als das größte kaum die Zahl derselben faßte! Indeß scheint sich Schiller nie sehr den Studenten genähert zu haben. In seinem Hause gingen meist ältere Personen aus und ein, besonders hielt er auf seine Landsleute.

Wenn man jedoch die damaligen Bewohner Jenas und Weimars zu sehr um ihre großen Mitbürger beneiden möchte, so sey auch zur Steuer der Wahrheit gesagt, daß dieser Blüthengarten keineswegs ganz ohne Dornen war. Man hatte intolerante, leidenschaftliche Parteien; besonders trugen die Weiber zur Unterhaltung dieser Spannung und Tracasserien bei. Es gab damals mehrere regierende Damen von mehr oder mindern Vorzügen der Person und des Geistes. Sie waren die Mittelpunkte der Cirkel, aus denen wohl auch auf die Literatur gewirkt wurde. Im bessern Sinne wäre hier der schönen Dichterin Sophie Mereau zu gedenken, eines zarten, sanften Wesens, die nebst ihrer geistreichen Schwester, Henriette Schubart, nicht wenig zum Reiz des damaligen Lebens beitrug . . . .

Schillers Garten ist jezt die akademische Sternwarte. Zwar existirt das kleine Häuschen am äußern Ende, in dem er so manches seiner unsterblichen Werke dichtete, nicht mehr, aber es verunstaltet doch nichts die ernste Erinnerung, und wer von außen, den bekannten schmalen Steg entlang, den Wohnsitz des großen Sängers betrachtet, findet den Blick dahin noch unverändert.



## 153. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Im Julius reisten wir über Jena, um unsre Freundin Caroline von D[acheröden] von dem Gut ihres Vaters zur Badecur nach Lauchstädt abzuholen .... Wir hatten in Jena einen Tag bei unsrer gütigen Freundin Griesbach in ihrem anmuthigen Garten mit Schiller verlebt. Er dachte uns auch in Lauchstädt zu besuchen; doch waren seine Plane noch unbestimmt. Folgender Brief an meine Schwester zeigt seine damalige Stimmung .... Nach diesem Briefe [vom 24. Juli 1798] kam Schiller in Lauchstädt an; der Plan mit seinem Freund Körner in Leipzig zusammenzutreffen, gab den Schein der Absichtlosigkeit.

Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeiführen ein guter Genius wirksam seyn muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe, und versprach ihm ihre Hand.

Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte noch Alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen

Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzoge von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, was sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse.

Wir lernten Körner in Leipzig kennen, und selbst in einem sehr flüchtigen Zusammenseyn fühlten wir, wie sehr er Schillers Freundschaft verdiene. Auch unsre liebenswürdige Freundin wurde Schillern sehr wert. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalles, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter. Hier las uns zuerst ein Bekannter den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vor. Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finstrer Despotie unserm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Siegs der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel.

---

## 154. Aus Briefen von Voigt an Hufeland.

12. Juni 89.

Daß Freund Schiller reussiren würde, hoffte ich mit Zuverlässigkeit; daher erfreute mich gleich die erste Nachricht von seiner Transplantation nach Jena . . .

20. Nov. 89.

Hier fragt man mich allenthalben, ob Schiller nicht heirathe. Ich sage aber daß ich nichts davon weiß, wie es denn auch ist. Redet man denn in Jena auch davon? Wozu solches Geschwätz?

---

## 155. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Endlich kamen die Ferien; Schiller bewohnte wieder sein Haus in Volkstädt, und brachte Morgen- und Nachmittagsstunden bei uns zu, da die Abende größtentheils der Mutter gehörten. Das Geheimniß der glücklichen Liebe zwischen ihr und uns, welches zu ihrer Ruhe nöthig war, empfanden wir, als eine ungewohnte Störung, doppelt schmerzlich in dieser goldnen Zeit; denn immer hatte Offenheit unter uns gewaltet; doch tröstete uns der Mutter sich stets gleich bleibende Achtung und Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete an seinen Vorlesungen, an der Thalia und dem Geisterseher und schweifte in den schönen Herbsttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung und Hoffnung ihn anlächelte. Auch manche poetische Plane und Stimmungen entsprangen diesen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten. Die Liebe und die sichre Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen war, bildeten einen lichten Grund in seinem Gemüthe; aber die Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe.

Es graute ihm vor der Einsamkeit in Jena. Der günstige Moment, seine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch noch zweifeln. Da Alles an der Festigkeit der Existenz, die die Mutter beruhigen konnte, hing, so erging sich unsre Phantasie in tausend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder und Verhältnisse mit

wohlgesinnten Menschen, die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus.

Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Trost getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.

* * *

Lottchen und ich riethen für den Moment zu Geduld und einstweiliger Ertragung der Unannehmlichkeiten des Professor-Lebens, bis eine entschiedene Verbesserung der Lage einträte. Schon hier zeigte sich die wohlthätige Kraft ihrer stillen ruhigen Seele auf Schillers so oft wechselnde Vorstellung von den äußern Verhältnissen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Unsre nahe Reise nach Weimar beruhigte ihn, und ein Hauch der Liebe und Freude beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm.

Vom Dezember 1789 an lebte meine Schwester eine Zeit lang mit mir in Weimar, da die gute Mutter uns gern während H. v. B.s Abwesenheit einen lebhaftern Winteraufenthalt vergönnte. Schiller besuchte uns beinah jede Woche. Auch mit unsrer Freundin in Erfurt lebten wir in Besuchen und Gegenbesuchen auf die angenehmste Weise.

Auf die günstige Antwort des Herzogs von Weimar, der mit vieler Bereitwilligkeit einen fixen Gehalt zusicherte, wie die Umstände es erlaubten, erfolgte die Erklärung Schillers an unsre Mutter. Sie antwortete zusagend auf folgenden Brief; und nichts stand jetzt der Vereinigung der Liebenden mehr entgegen.

* * *

Unsre treue Freundin, Frau von Stein, war uns bei dieser ganzen Verhandlung hülfreich; und ihr schöner Verstand und ihr

treues warmes Herz waren ihren Freunden in jeder Verlegenheit eine sichre Zuflucht. Schillers Charakter hatte ihre Achtung gewonnen, wie sein Talent.

Die nähere Bekanntschaft desselben mit dem Coadjutor Freiherrn von Dalberg, öffnete die schönsten Aussichten für die Zukunft, die auch der guten Mutter viel Beruhigung gaben. Er interessirte sich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück seiner Liebe. Er versprach, sobald er Kurfürst würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in Kurzem zu erwarten war, Schillern ganz nach seinem Wunsch und Sinn anzustellen, und bat mich, meiner Mutter zu sagen, daß ihre Tochter auch in der äußern Existenz sich durch diese Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreise gerissen sehen sollte. Wir wußten durch unsre Freundin, daß er Schillern einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte.

Welche tiefe Einsicht in Schillers Talent, und welche feste Ueberzeugung, er werde einst mächtig wirken, der edle Mann hatte, geht aus diesem Plan hervor.

* * *

Während unsers Weimarischen Aufenthaltes machte Schiller auch die Bekanntschaft Wilhelms von Humboldt, der durch's ganze Leben mit ihm in einem innigen Verhältnisse blieb. Schon damals kündigte sich die geistige Kraft dieses Mannes an, die, bei einer Vereinigung der vielseitigsten Kenntnisse immer neue Blüthen im Felde der Philosophie und Aesthetik trieb; so wie sein Charakter sich offenbarte, der später in die großen Weltbegebenheiten so kräftig als edel einwirkte.

Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band ihn an Schillers Umgang so sehr, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und da er sich von dem Freunde trennen mußte, in einem immer

lebhaften Briefwechsel mit ihm blieb. Er wurde der Gatte unsrer Freundin, und die innige Verbindung mit diesen lieben, und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönen Lebensblüthen, die das Geschick uns darbot. Aus Goethe's und Schillers Correspondenz lernt man das vertrauliche Verhältniß genau kennen, das sich in geistvoller Theilnahme und Liebe immer gleich blieb.

Die glückliche Verbindung unsrer Freundin hatte sich auch in Weimar entschieden. Es waren heitre Tage. In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen, wo jedes seine Originalität behauptet, und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste Lebensgenuß, und der daraus entstehende Contrast mit der übrigen fremden Welt, wo Alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben. Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen seyn, die nur Leerheit und Flachheit darboten; und vielleicht achteten wir zuweilen der nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art sie von uns abzureißen, und jugendlicher Scherz geriet in Übermut.

Um unsern edlen Freund und Beschützer Dalberg dachten wir uns in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Sein großer, immer lebendiger Geist, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie sie dem Genie eigen ist, vereint, gaben dem Leben mit ihm einen Zauber, der das Herz unwiderstehlich anzog. Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Besuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein so schönes Leben existirt, als es unsre Phantasie dichtete. Dalberg hörte unsern Träumen oft lächelnd zu; dann verfinsterte aber oft tiefer Ernst seine Züge, und er sagte: „Kinder,

denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses; mancher Sturm kann das Alles umstürzen.“ Er ahnete als Staatsmann die Zerstörung des Vaterlandes und seiner Aussichten.

Die Pariser Begebenheiten waren natürlich oft der Gegenstand seiner Gespräche, und ich erinnere mich, daß er, wenn wir uns des Geistes und der schönen Reden der National-Versammlung erfreuten, sagte: es sey unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechs hundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde. Schiller mußte vermöge seiner innern Natur sich stets und bald wieder von der fröhlichen Seite des Lebens zur ernsten wenden; er war ein Tasso; auch er konnte von sich sagen:

> Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
> So ist das Leben mir kein Leben mehr —

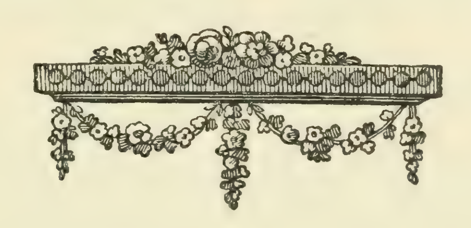
* * *

In diesem Winter wurde Kotzebue's Menschenhaß und Reue zuerst in Weimar gespielt. Schiller bat uns, mit ihm ins Theater zu gehen, da er das Stück gern sehen wolle. Wir blieben ganz ungerührt, und spaßten über die vielen falschen sentimentalen Dinge und Motive, die es enthält. Schiller kannte den Standpunkt des Geschmacks im großen Publicum und sagte vorher, daß Kotzebue viel Glück machen würde.

In dieser Zeit lernten wir auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, dessen Persönlichkeit ganz mit seinen Dichtungen im Einklang stand. Er brachte ein Empfehlungsschreiben von Wilhelm von Wolzogen aus Paris. Die Gräuelscenen hatten dort begonnen. Salis Erzählungen und Wilhelms Brief schlugen unsre Freude über den Sturm der Bastille schrecklich nieder, und wir geriethen in Unruhe über die Existenz unsres Freundes auf jenem Vulcan aller empörten Leidenschaften. Schiller hatte diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und

ahnungsvoll aufgenommen; er hielt die Franzosen für kein Volk, dem ächt republicanische Gesinnungen eigen werden könnten.

Zwischen ihm und Goethe war, zu unserm großen Verdruß, kein Verhältniß entstanden, obgleich sich der Letztere gegen uns, wie früher, freundschaftlich benahm, und in realen Verhältnissen Schillern immer wohlwollend entgegen kam. Was uns damals als unangenehme Lücke erscheinen mußte, sollte nach einigen Jahren herrlicher, als wir ahnen konnten, ausgeführt werden.



## 56. Aus dem Tagebuch von J. Gaudenz von Salis-Seewis.

(1790.)

9. Febr. Verließ ich Weimar. Die Aufnahme, die ich in dieser aufgeklärten Stadt fand, war über meine Erwartung. In zwei Stunden fährt man nach Jena. Besuchte Professor Hufeland und Hofrath Schütz, mit dem ich in Briefwechsel gestanden. ... Hofrath Schütz war eben Prorektor geworden. Er wollte mich loschiren und behielt mich, da ich das Logis nicht annahm, doch Mittags und Abends zum Eßen, lud Professor Reinhold, Schiller, die hier studierenden Herrn Sprecher von Jenins und Fäsi von Zürich nebst anderen dazu. Schiller ist groß und schlank von Wuchs, röthlich blond, gebogene dünne Nase, nah beisammenstehende, feurige, helle Augen, die Augenbraunen verlaufen in einander. Wenn ich auch seinen Genius und seine Talente bewunderte, konnte ich mich ihm doch nicht nähern. Seinen Angriff auf mein Vaterland in den Räubern hätte ich noch

eher entschuldigen können, als das ebenso frevelnde, als irreleitende, heidnische, gefährlich scheinende Gedicht Griechenlands Götter!



## 157. Aus dem Briefwechsel Wilhelms v. Humboldt mit seiner Braut.

W. v. Humboldt an Caroline v. Dacheröden.

[Weimar], Januar 1790.

Hier war's eine eigene Existenz. Schiller wurde in den ersten Stunden vertraut, das heißt er genierte sich nicht. Aber die Art, wie sie untereinander sind, drückte mich oft. Wenn ich C[aroline v. Beulwitz] ansah, über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Thränen, den Ausdruck der höchsten Liebe in jedem Zuge, — ach ich kann's Dir nicht schildern, wie mir's dann ward. Denn es war kein freies Äußern, kein Hingeben in die Empfindung, alles gehalten, gespannt. So viel Fähigkeit, zu geben und zu genießen, und die gehemmt . . . . .

In Schiller fand ich sehr viel, und doch waren unsre Gespräche meist scherzend und nicht wenig leer, oder doch von sehr kaltem Interesse. Aber auch da so viel Geist, und dann manchmal ein Blick von C[aroline] von so tiefem, allumfassendem Gefühl. Ich, glaub ich, kam ihm noch eben nicht nah. Ein paar ernsthafte, nicht unwichtige Gespräche, das war alles. Ich hasse alles, was sich nicht selbst macht, und darum sucht ich nichts. Vielleicht wird's in Jena anders. Lotten gibt auch die Liebe kein Interesse; sie war an seiner Seite wie fern von ihm. Er gegen beide? Hast Du ihn nie Caroline küssen sehen und dann Lotten?

Caroline an W. v. Humboldt.

[Erfurt] den 14. Januar 1790.

Lotte und Schillers Hochzeit wird bald sein. Vielleicht ist sie gar hier. Ich arbeite daran, denn ich zweifle, ob mich mein Vater wird hinreisen lassen, und es liegt mir unendlich viel daran, bei Caroline zu sein. Sie will dann ein paar Wochen bei mir bleiben, und ich glaube, das ist gut für beide Schwestern — wie sonderbar hat das Schicksal dieses verschlungen, doch nein, sie haben sich selbst vieles verwirrt. Es ist nun zu spät, etwas zu ändern, das Erträglichste, aus dem was ist zu machen, bleibt allein zu tun übrig. Caroline hat mir versprochen, es mit Beulwitz so gehen zu lassen, ohne eine Erklärung zu haben. Ich bin sehr froh, dieses über sich gewonnen zu haben, denn es hätte gewiß die undelikatesten Szenen mit Beulwitz gegeben, und Karoline hat eine laute Art zu empfinden. Lotte muß durchaus nicht fühlen, daß sie Carolinens einziger Zufluchtsort ist, sie wird nur schon zu sehr, fürchte ich, einen arroganten Ton gegen sie annehmen. Das sind die Früchte, wenn man die Pflanze nicht in dem Erdreich läßt, für welches sie bestimmt war.

Lotte ist aus ihrer Sphäre herausgerissen. Sie war gemacht, in einem engen Kreis von Empfindungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts darüber gedacht. Man hat ihr das Höhere gezeigt, und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das sich nie gibt. Ich bin sehr traurig um Carolinen. Sie ist unauflöslich an mein Herz gebunden, und ich fürchte, sie geht noch bei diesem Verhältnis zugrunde. Eine Unerklärbarkeit bleibt mir in Schiller. Hat er nie Carolinens Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, mit jener zu leben. — O, möge die Zeit dies freundlich lösen!

W. v. Humboldt an Caroline.

[Berlin zwischen dem 15. u. 29. Januar 1790].

Über Caroline und Schiller denke ich leider wie Du. Die Unerklärbarkeit in Schiller sagt ich Dir auch schon. Aber laß uns auch billig sein. In der Empfindung schneidet sich's nicht durch „entweder, oder" ab. Hätte er gar nicht Carolinens Liebe gefühlt, so hätte er Lotten ebensowenig genommen, als wenn er sie ganz gefühlt hätte. Aber wie, wenn er anfangs nur Neigung fühlte, Wunsch, sich nahe zu bleiben, Freundschaft, wenn er nun Lottens Heirat nicht als Mittel, aber jenes als Mitvorteil bei der Heirat ansah, wenn selbst das, ihm selbst unbewußt, Lotte mehr Wert bei ihm gab, wenn er — er hat gewiß wenig Weiberkenntnis — Lotte für mehr hielt, oder von einer Frau weniger forderte. Wenn man gar nicht liebt, läßt sich mit jedem Weibe erträglich leben, wenn man liebt, ach! mit wem dann? — Nein, Schiller ist jugentlich, unerfahren, hat gefehlt und wird zu hart büßen, weil er die, an der seine ganze Seele hängt, nicht glücklich sehen wird. Aber er konnte nie Lotte blos als Mittel ansehen, er ist zu delikat, zu edel dazu.

---

Caroline an W. von Humboldt.

[Erfurt, 27. Januar 1790].

Über das Verhältnis zwischen Karoline, Schiller und Lotte bin ich ruhiger. Es war etwas Unheimliches in mir, und ich habe mich mit Schiller schriftlich expliziert. Daß Lotte ihm nichts als Mittel gewesen ist, um es möglich zu machen, mit Caroline zu leben, ist mir sehr klar, aber die Indelikatesse, die ich ihm schuld gab, fällt weg, wenn sich Schillers Herz ganz entfaltet, wenn man seinen ernsten Willen sieht, Lotte dennoch so glücklich zu machen, als sie es je sein kann. — Seine Briefe haben mir

eine reinere Ansicht dieses Verhältnisses gegeben, mein Bestreben ist nun nur darauf gerichtet, daß sich Schiller gut im Anfang seiner Verbindung nimmt und alle seine Schritte konsequent seien — sein Geist könnte ihm nur zu leicht, gegen Lotte gerechnet, einen falschen Maßstab unterschieben, und Lotte ist eins von den Geschöpfen, bei denen man gerade die kleinen Umstände nicht vernachlässigen darf. Die Hochzeit ist gegen Fastnachten.

---

W. v. Humboldt an Caroline.

[Berlin], 6. Februar 1790.

. . . Der Oberforstmeister Schönfeldt — Du kennst ihn ja, oder doch Caroline — sagte mir neulich: „Wissen Sie wohl, Fräulein Lengefeld tut eine empfindsame Heirat. Es ist ein Jenaischer Professor. Er macht Verse und ist Alchymist.“ Wünsche doch Lotte viel Glück zu dem Gold, das er machen wird. Mein Johann hat noch etwas Schöneres über ihn gesagt. Er beklagte sich bei mir, Schiller hätte ihm kein Trinkgeld gegeben. Ich versicherte ihm, es wäre doch ein sehr guter Mann. „Ja“, sagte er, „das kommt auf den Liebhaber an“.

---

Caroline an Humboldt.

Erfurt, den 21. Februar 1790.

. . . . Ich bin wehmütig gestimmt, aber es ist eine süße, stille Trauer, die über mein Wesen ausgegossen ist, Carolinens Abschied — o ich fühle, daß mein Herz wund ist, warum sollte ich es vor Dir verbergen. Viel hätte ich darum gegeben, den Augenblick, dem sie entgegengeht, mit ihr teilen zu können, aber mein Vater hätte mir nicht erlaubt, mich der Reise auszusetzen. Ich ahnde die Bewegung ihrer Seele bei dem Schritt, der für ihr Leben immer entscheidend sein wird. — Ewige Güte über

uns, wie verschlungen hat dieses das Schicksal, wer möchte sich aus diesem Labyrinthe finden, der die verschlungenen Wege nicht mitgegangen wäre — Du wirst es freundlich auflösen! — Ja meine Seele ist voll dieser süßen Hoffnung. Lottes Stimmung ist leicht und heiter, Schiller hat seine Lage, sein schweres, vielleicht einziges Verhältnis gegen beide ganz durchschaut. Ich habe mich bei seinem Hiersein davon überzeugt. Carolinens Ruhe gründet sich auf die Zufriedenheit, das Glück ihrer Schwester, — die Zeit muß das ausreifen. Lotte hat mir diesmal besser gefallen, sie ist doch ein sehr gutes, weiches Wesen, und mit einer feinen, guten Behandlung wird sich noch manches aus ihr machen lassen.

22. Febr. 1790

Heut also der so lang beschlossene Tag von Schillers Vermählung — meine Seele ist ihnen in diesen Momenten sehr nah. Ich bin mit Schillern in diesen Tagen des Zusammenseins sehr vertraut geworden. Eine große Feinheit ist doch in seinem Charakter verwebt, alle Bewegungen seiner Seele sind mild und graziös, und es entgeht ihm kein Laut eines geliebten Wesens.



158. ## Auszug

aus dem Kirchenbuche der protestantischen Pfarrei Wenigenjena im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Seite 91, Nr. 2.

Im Jahre Eintausend Siebenhundert und Neunzig (1790) den zwei und zwanzigsten (22.) Februar Nachmittags halb sechs Uhr ist Herr Friedrich Schiller, Fürst. Sächs. Meining'scher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Friedrich Schiller's, Hauptmanns in Herzoglich Württemberg'schen Diensten, eheleiblich einziger Herr Sohn, mit Fräulein Louise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weil. Herrn Carl Christoph von Lengefeld's, Fürstlich Schwarzburgisch-Rudolstädtischen Jägermeisters und Kammeraths zu Rudolstadt hinterlassenen eheleiblich zweiten Tochter, nachdem sie Tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena einmal vor allemal proklamirt, auf Concession des Herrn Superint. Oemler allhier in aller Stille getraut worden.

Für die Treue des Auszugs bürgt mit Unterschrift und Kirchensiegel

(L. S.)

Wenigenjena, am 3. März 1856.

Dr. J. K. Schauer, Pfarrer.
J. C. Lucke, Schullehrer.

159. ## Aus Charlottens Erinnerungen.

An einem Montag, den 22. Februar 1790 wurden wir in Wenigen-Jena vom Diakonus Schmidt getraut.

Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Caroline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag Abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter

abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an; stiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Caroline.

Den Abend brachten wir still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen.

Jeglichen Menschen erwartet sein Tag,
Auch meiner wird kommen.

* * *

Als ich in die stille Dorfkirche hineintrat, schwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel, und die Abendsonne übergoß sie mit röthlichem Glanze. An Schillers Hand trat ich in die schmucklose Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur, denn ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendroth des Lebens.



## 160. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Schillers äußere Lage gestaltete sich durch glückliche Ereignisse noch besser, als wir gehofft hatten; die Gegenwart war heiter, in die Zukunft sah man sorgenlos. Die unternommene Herausgabe von Memoires, wozu Schiller die einleitende Abhand-

lung schrieb, ... und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm eine für seine Bedürfnisse hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Litteratur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhändler Göschen aufgefordert, eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach zu schreiben; und ein deutscher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde.

---

161. Göschen an Wieland.

Leipzig 6. März 1790.

Ich rechne viel auf mein gutes Glück bei Schillern und auf seine Freundschaft. Er hat mich bisher noch nie sitzen lassen. Wenn Schiller es nun über sich erhalten kann, einen Plan über seine Zeit zu machen, so zweifele ich nicht an seinem Glück. Die treffliche Frau von Kalb hat so manches Verdienst um Schiller, möchte sie der jungen Gattin ihres Freundes Winke geben, welche die Liebe für das Glück der Zukunft benutzen kann! Mir däucht, in Absicht dieses Glückes liegen die Würfel auf dem Tisch. Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung, oder die neuen Sorgen der verdoppelten Bedürfnisse des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in einer Unruhe, welche mich bei keiner Art von Theilnehmung je angewandelt hat. Ich habe nur wenig Menschen so geliebt wie diesen.

---

162. Caroline v. Dacheröden an Wilh. v. Humboldt.

[Erfurt] 10. März 1790.

... Bitte Carln, daß er den Frauen nicht viel über dies ganze Verhältnis zu Lotte und Schiller spricht, wer es nicht ganz durchschaut, versteht es gar nicht. Lotte ist ruhig, Schiller ist's

auch, Caroline in einer eigenen, milden Stimmung. Ach, mein Wilhelm, wann wird man den Menschen auslernen — diese schnellen Umwandlungen, denen unser Wesen unterworfen ist, diese wechselnden Vorstellungsarten unsres Geistes — die Dinge bleiben meist immer dieselben — in uns liegen die wandelnden Gestalten allein . . . .

---

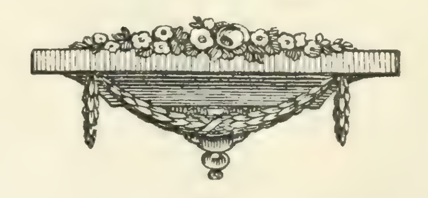
[Erfurt], 20. März 1790.

Ich bin sehr für den Weg der Güte, und man wird ihn auch mit dem insipide époux einschlagen. Wenn er traitable ist, so will Caroline, auch wenn Lotte und Schiller in Mainz sind, die Hälfte des Jahres mit ihm, die andere mit mir leben. Daß Schiller nach Mainz kömmt ist eine ausgemachte Sache, der Goldschatz hat es deutlich gesagt, und er kommt sehr oft auf die Idee zurück, uns alle dort um sich zu vereinen.

---

[Erfurt], 1. Mai 1790.

Lotte ist gar drollig, sie hat viel Mutterwitz. Schiller scheint glücklich mit ihr zu sein, ruhiger in seinen Gefühlen für Caroline, und Lotte giebt es so eine Sicherheit, Carolinens Seele so unbeschreiblich auf Dalberg gerichtet zu sehen.



## 163. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Seitdem Schillern ein sicheres, ruhiges Hausleben beglückte, war er mit Menschen und Verhältnissen, die sonst so oft Unzufriedenheit in ihm erregten, ausgesöhnt. Seiner Frau suchte er eine angenehme Geselligkeit zu bereiten. Das Griesbachische und Paulussche Haus gewährten eine anmutige Unterhaltung, die durch das musikalische Talent und die schöne Stimme der Frau Paulus einen besondern Reiz gewann. Schiller liebte sehr die Musik und hatte sie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in seiner Arbeitsstube auf- und abging und sich einer dichterischen Stimmung überließ. Dies bewog meine Schwester, noch weiteren Unterricht im Klavierspielen zu nehmen. Das Lied von Gluck: „Einen Bach, der fließt" brachte ihm immer die angenehmsten Phantasien zu. Wanderungen in die so mannigfaltige, freundliche Gegend, Reisen nach Rudolstadt zu meiner Mutter und mir gaben dem Leben Abwechslung und Heiterkeit.

Mit den meisten Gelehrten stand Schiller im besten Vernehmen, mit Schütz und Hufeland in freundschaftlichem Verhältnis; in genauerer Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er besonders durch letztern auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß diese ihn anzog. Reinholds Briefe, erinnere ich mich, waren damals schon oft der Gegenstand seiner Gespräche mit unserm Freunde Gleichen und mir.

Dieses Jahr war wohl eines der glücklichsten in Schillers Leben, und der erste Gedanke, Wallensteins Abfall und Tod dramatisch zu bearbeiten, welcher bei dem Lesen der Quellen des „Dreißigjährigen Krieges" entstand, war die Blüte eines heitern, in sich befriedigten Daseins. Auch die ästhetischen Studien, die ebenfalls ihn zum Schaffen anregten, erfreuten ihn . . . .

Jena 5. August 1790.

„Laßt uns jetzt zu Schiller gehen“, sagte Reinhold, „ich habe uns bey ihm melden lassen — und es ist gut, daß wir uns ein wenig zerstreuen.“

Er, seine Frau, Sophie und ich giengen also hin — ich war ganz betäubt. — Selbst Lavater, selbst meine Familie in Bern habe ich nicht mit so gepreßtem Herzen verlassen als Wieland — ich wußte nicht, wie es mir war, was ich that, woher und wohin? als wir in Schillers Stube hereintraten, wo seine schöne, nette, sanfte, graziöse, runde, liebenswürdige Frau mit Lächeln uns entgegenschwebte und Sophie mit Frau Reinhold zum Sopha brachte, indem Er, lang, hehr, bleich, mit unfrisierten, gelben Haaren und durchschneidenden Blicken in den fast starren Augen mich bewillkommte. Er hatte erschreckliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach. Er war überaus artig — aber tiefer Gram guckte durch seine gezwungene Munterkeit.

Er klagte über seine vielen unvollendeten Geschäfte und das Unglück jetzt in einigen Tagen nicht arbeiten zu können. Wir sprachen über die Schweiz, Mannheim, Frankreich und Adressen. Seine Frau wurde bald heimlich mit Sophie, sie unterhielten sich von Unterseen, wo sie ein Jahr gewesen ist. Wir tranken Thee. Ich erzählte Schiller von meinem Adam Moltke und machte ihn, so wie vorher Herder und Reinhold, begierig auf seine Bekanntschaft. Übrigens sprachen wir von Schröder, Iffland, Beck und Rahbek, den er in Mannheim kennen gelernt hatte. Er wollte mir eine Adresse an Oberconsistorialrath Körner in Dresden geben, die ich aber ausschlug. Reinhold sagte mir aber nachher, daß dieser sein bester Freund und Vertrauter war. Ich bemerkte, daß Er litt und bat ihn sich zu schonen, als seine Frau sich zum Clavier setzte um Sophie das wenige, was sie seit kurzem gelernt hatte hören zu lassen. Bei der Gelegenheit sprachen wir von

der Musik, von der Schiller gar nichts versteht, die er aber, wie er mir sagte, außerordentlich liebt.

Wir nahmen endlich Abschied und beklagten gegenseitig, ihn in so fatalen Umständen vorgefunden zu haben. Reinhold erzählte mir, als wir weggegangen waren, seine Lage, die so traurig ist, daß ich darüber fast weinen mögte. Er hat nur 200 Thaler jährlich Gehalt und braucht jährlich über 1200 — weil er durchaus elegant leben muß (seine schwache Seite). Aus dieser Ursache muß er wie ein Pferd arbeiten von Morgen bis Abend. Er hat wenig Zuhörer, weil er keine Gabe und keine Geduld zum Lesen hat — hängt von dem pressirenden Verleger ab — und ist in immer wachsenden Schulden. Er arbeitet jetzt an der Geschichte des 30jährigen Krieges.

Schiller ist in Stuttgart geboren. Sein Vater war Würtembergischer Hauptmann und ließ ihn Chirurgie studiren. Der Fürst machte ihn zum Feld-Chirurgus — in dieser Sclaverey stahl er sich dazu, Shakespears King Lear, den Er 16 mahl hinter einander las, und nachher die übrigen Schauspiele Shakespears zu studiren. So gab er sich Luft in „die Räuber". Weil dies in Mannheim aufgeführt wurde und Beyfall erhielt, verließ er seinen odiösen Dienst und flüchtete sich dahin, wo er in 2 Jahren Schauspieldichter war und Fiesco und Cabale und Liebe hervorbrachte. Consistorialrath Körner bat ihn nach Dresden zu sich — wollte alles mit Ihm theilen, er lebte von ihm da 1 Jahr — wurde dies aber auch überdrüssig und gieng nach Weimar — wo man ihm endlich diese Professur in der Geschichte anbot. Jetzt fieng er eigentlich an zu studieren — Dom Carlos war schon fertig — jetzt kam aber die prächtige Geschichte des Abfalls der Niederlande. Schiller ist ein feuerspeiender Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Er scheint kalt zu sein — sein ganzes Betragen selbst gegen seine vertrautesten Freunde — am allermeisten gegen seine Frau — ist kalt. Er ist in der Gesellschaft nichts,

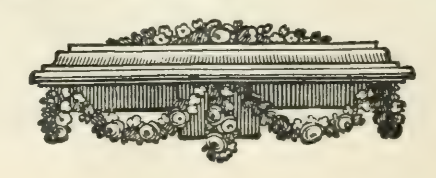
ganz und garnicht unterhaltend, ganz und garnicht witzig — meistens stumm. Nie hat man ihm einen guten Einfall abgelockt, nie ist ein bon-mot, über seine Lippen gekommen. Bisweilen aber — doch äußerst selten wird er gerührt und dann ist er rührend bis zu Thränen allen denen, die ihn umgeben. Er sagt nie seiner Frau oder irgend einem seiner Freunde was liebes — sein Ton mit ihr ist trocken, hart, kalt, gleichgültig, verdrießlich — im Schreiben aber ist er ganz anders und in allen seinen Briefen ist Geist und Herz.

Er würde, wenn er nicht dazu durch Mangel nothgedrungen wäre, vielleicht was schreiben — aber nie herausgeben — Paupertas impulit audax, sonst würden wir keins von den letzten herrlichen Werken, selbst Dom Carlos nicht haben. Das Ideal, das er sich aufgestellt hat, steht so unendlich hoch, daß er es nie erreicht; unzufrieden mit allem, was er hervorbringt, würde er es sicher bis zu seinem seligen Ende im Pult liegen lassen, wenn sein Magen nicht andre Capricen als sein Kopf hätte.

* * *

Dresden 14. August 1790.

[Vor Graffs Schillerbildnis.] Schiller ist ganz vortrefflich getroffen. Ich setzte mich eine Viertelstunde vor dies sprechende Bild hin, dem nur das Schnupftuch zur vollkommensten Täuschung fehlte. Schiller hat was mehr als menschliches in seinem fast unausstehlich scharfen Blick — sein Gesicht ist fast wollüstig schön, seine wallenden gelben Haare geben ihm was Apollonisches. In seinem Munde ist ein wenig dédain, er scheint nicht der Erde zu gehören und hat was heterogenes.



## 165. Aus Briefen von Caroline v. Dacheröden an Wilh. v. Humboldt.

[Erfurt], 12. Dezember 1790.

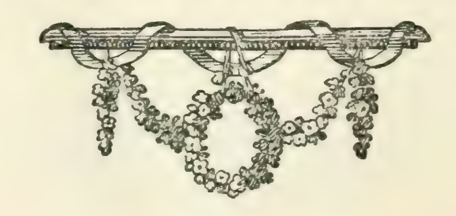
Mit Schiller war Dalberg kürzlich nicht ganz zufrieden, daß er ihn um Rat frug, wo er sich schon entschieden fühlte. Wie Du hält Dalberg wenig vom Ratgeben und dem Fragen darum, Menschen von innerem Gehalt und eignem Denken bestimmen sich doch meist allein. Warum nun der Wunsch, seine Meinung von andern autorisiert sehen zu wollen? Mir deucht, es liegt darin eine verborgene Eitelkeit. Doch wieder zu Schiller. Er frug Dalberg um Rat, ob er als Schriftsteller seine historische Laufbahn fortsetzen oder sich seinem Dichtertalent ganz widmen sollte. Wenn man Schillern kennt und seine Schriften aufmerksam gelesen hat, muß man, glaube ich immer, für das letzte entscheiden. Das tat denn auch Dalberg. Nun schreibt ihm Schiller, auch er habe sich so empfunden. „Warum", sagte Dalberg, „frägt er mich, warum will er sich stützen, der allein stehen kann und soll?" Übrigens war Schillers Brief mit einer großen Wahrheit über sich selbst geschrieben. Er gesteht, wie es ihm durchaus an Menschenkenntnis, an ruhigem Beobachtungs- und Forschungsgeist fehlt, alles Eigenschaften, die dem Geschichtschreiber notwendig sind, seine Aufmerksamkeit habe sich meist auf sich selbst beschränkt, und nur aus diesen Anschauungen seiner inneren Empfindungen abstrahiere er sich die andern Wesen und glaube, sagte er, den Schlüssel oder wenigstens den Talisman gefunden zu haben, der sie rühre, weil sich die Menschen in ihren Urgestalten immer ähnlich seien. Darüber ließe sich nun manches sagen. Endlich gesteht er, daß alle die Hauptcharaktere, die er bis jetzt gezeichnet, nur sein in verschiedenen Lagen angeschautes Ich wären. Es war mir sehr interessant, den Brief zu lesen, und wird es mir noch mehr sein, Schiller und Dalberg darüber sprechen zu hören. Das wird nun bald geschehen.

[Erfurt] 1. Januar 1791

Gestern abend kam Schiller mit Lottgen an. Es tat mir unendlich wohl, sie wiederzusehen und die beiden lieben Wesen um mich zu fühlen. Lottgen hat so in allem den süßen Ausdruck der Ruhe, der Zufriedenheit, des innigsten Wohlseins — es wird mir wohl und weh, wenn ich sie neben Schiller sehe, wenn sie sich so öffentlich Du nennen und er sie „liebe Frau" ruft.

[Erfurt], 9. Januar 1791.

Vor einer Stunde sind Schiller und Lologen abgereist. Wir brachten den Morgen noch im Schlehendorn zu und erheiterten die Stunden des Abschieds durch schöne Hoffnungen und lichte Aussichten in die Zukunft. Schiller und der Goldschatz sind sich sehr nah gekommen, beide bewegte die Trennung so schmerzlich, beide fühlen das Bedürfnis, zusammen zu leben, und es bildet sich unter ihnen ein so schönes Verhältnis. Wir wünschen Dich so her, Lili und ich, zwischen diesen beiden. Dein Wesen ist so einzig mild und umfassend, Deine Seele so vermögend, die Vorstellungen der andern mit den Deinen zu verknüpfen und eine neue, selige Harmonie aus ihnen zu schaffen — ach, das muß Dir werden, damit Dein Wesen aufblühe zur höchsten Schönheit, für die es bestimmt, geschaffen ist. Im April, hoffe ich, soll uns ein Vorschmack unsrer künftigen Existenz werden. Schiller will die Osterferien hier zubringen, seine Arbeiten mitnehmen und einen Monat bei uns bleiben.



Die Idee zum Wallenstein blieb die vorherrschende, und wäre vielleicht bald zur Ausführung gelangt. Aber ein harter Schlag traf Schillern und die Seinen in dieser sich so glücklich gestaltenden Zeit. Während eines Besuchs, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, ward er beim Abendessen, nach einem Concert im Stadthause, wozu uns jener eingeladen, von einem heftigen Fieber angefallen. Erkältung war wahrscheinlich der Hauptgrund dieses Anfalls. Nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er wieder nach Jena zurückreisen konnte. Aber kaum dort angelangt, ergriff ihn eine Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete.

Ich eilte nach Jena, fand die augenblickliche Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke abgewendet; aber Rückfälle waren zu fürchten.

Die allgemeine Liebe, die sich Schiller in Jena erworben, zeigte sich in der hülfreichen Theilnahme, die man meiner Schwester bezeigte. Viele von seinen Zuhörern, im freundlichen Jugendeifer, boten sich zur Pflege und zu Nachtwachen bei dem Kranken an. Hardenberg, der später unter dem Namen Novalis bekannt wurde, zeigte die innigste Theilnahme, und kam damals zuerst Schillern vertraulich nahe. Gustav von Adlerskron, ein Lievländer, der besonderer Familienverhältnisse wegen unter einem angenommenen Namen in Jena studirte, zeigte einen so anhaltenden Eifer und eine solche Umsicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er diesem sehr werth wurde und immer als treuer Hausfreund angesehen blieb. Hardenbergs Talent für die Dichtkunst that sich damals schon kund. Sein Vater besuchte Schillern in Jena, und bat ihn, das Vertrauen, welches sein Sohn in ihn setze, zu benutzen und denselben eifrig auf der Bahn der Studien zu erhalten, die sein künftiges Emporkommen im Staatsdienst, für den er bestimmt sey, fördern könnten. Schiller sprach im Sinne des Vaters zu dem Jünglinge, legte ihm die väterliche

Sorge ans Herz; und für einige Zeit hatten die freundlichen Ermahnungen den besten Erfolg. Andere Umgebungen und der Tod seiner Braut waren Ursache, daß der Sinn des Jünglings sich von allen Aussichten auf irdisches Glück abwandte. Die reinen Laute seines Herzens, sein religiöses Gefühl, sein Sehnen nach dem Ewigen bleiben allen Gleichfühlenden theuer.

Schiller genas; aber beängstigende Brustkrämpfe waren von dieser Krankheit zurückgeblieben. Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbrochen werden; er versammelte in seinem Zimmer so viele Zuhörer, als es fassen konnte, zu Privatvorträgen über Aesthetik.

Wunderbar erhielt sich die Kraft seines Geistes. Alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete, und suchte die Gefahr, die er selbst in den ersten Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen.

## 167. Frau von Stein an Charlotte Schiller.

Weimar, 1 Februar 1791.

Ich nehme innigsten Antheil an der Besserung Ihres lieben Schiller. Ich kann nicht leugnen, daß mich eine heimliche Furcht quälte, seine Gewißheit beim ersten Anfall der Krankheit in Erfurt zu sterben, wie er mir erzählte, sei ein Vorgefühl gewesen und werde nun in Erfüllung gehen. Ich fühlte ganz, wie unaussprechliches Leiden meine arme Lollo würde ergriffen haben, und freue mich nun der neuen Hoffnung mit Ihnen.



## 168. Aus dem Briefwechsel Wilhelms v. Humboldt mit seiner Braut.

Caroline an Humboldt.

[Erfurt] 10. Februar 1791.

Über Schillern wollt ich lang schon schreiben und kam immer nicht dazu. Du glaubst kaum, wie geändert er ist. In sich mag er ruhiger, vielleicht in einem gewissen Sinne glücklicher sein, doch konnt ich über einige Dinge nicht mit ihm reden, ohne schmerzlich bewegt zu werden, so z. B. über das Verhältnis von Lili zu Dalberg. Er sprach darüber, als ob sie etwas tun könnte oder tun müßte, um eine gleichmütigere Ruhe in sich zu erhalten, ich fühlte, daß einige Saiten in ihm nicht mehr tönten, er schien nicht zu empfinden, daß es Dinge gibt, die man tut oder nicht tut, nicht weil man will, sondern weil man muß. O, Bill, wie mich das ergriff, fühlst nur Du. Selbst gegen Lili wagte ich es nicht auszusprechen. So auch über unser Verhältnis — verzeih das kalte Wort — ich konnte nichts sagen. Über alle Ideen hoher, einziger Liebe fühlte ich ihn herabgestimmt — seine ganze Seele lebte in andern Gestalten, er war in jenen eigentlich fremd geworden, und wenn er Momente lang tiefer in mein Herz sah, als ich es wollte, so fühlte ich an ihm, an seinem Lächeln, seinem Händedruck, daß er diese Erscheinungen holde, freundliche Traumgestalten nannte. Er sprach einmal mit mir von Lottgen und seiner Art, mit ihr zu leben, so recht im Ton der Ruhe, nicht der Resignation. Er sagte sogar, wie er sich überzeugt hätte, daß er mit Carolinen nicht so glücklich gelebt haben würde wie mit Lottgen, *sie würden einer an den andern zu viele Forderungen gemacht haben*, und mit einem Wort, ich fühlte, daß *sein Herz* keinen Wunsch mehr macht, den Lottgen nicht erfüllen könnte. Lottgen selbst ist mehr geworden. Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt in einem volleren Klange. Ich bin begierig wenn Du die Lieben wiedersiehst, ob Du sie empfindest wie ich.

Humboldt an Caroline.

[Berlin] 20. Februar 1791.

Was Du mir von Schiller schreibst, hat mich tief geschmerzt. Daß man die schönsten Wesen hinwelken, die größesten Menschen herabsinken sehen muß. Wenn ich ihn mir denke, wie er war, als ich die vier Tage mit ihm in Jena lebte. Wie voll der glühendsten Empfindungen, wie beschäftigten Herzens, und nun will er, daß man sich einengen, hemmen soll, was die Natur ungehemmt wollte, nun lächelt er über tief empfundene Wahrheit wie über ein freundliches Wahnbild.

Ich glaube gern, daß Lolo besser und mehr geworden ist. Aber genügen konnte sie Schiller nicht, wie er damals war, und nun hat sie ihn herabgestimmt. Von dieser Schuld kann ich sie nicht freisprechen. Indes, daß Schiller nicht einzig für diese Gefühle geboren sei, das, liebe Li, bemerkt ich schon in Jena. Vorzüglich fiel mir auf, daß er die Empfindungen andrer nicht genug respektierte, und wenn das ist, dann hat ein Mensch keine reine, lautere Verehrung für dies innere Leben des Herzens. Ich habe damals mancherlei Unterredungen mit ihm gehabt, in denen mir das sehr deutlich war, und deren ich mich noch sehr lebhaft erinnere. Besonders eine über die Verknüpfung der Sinnlichkeit mit der Liebe. Verzeih mir, Li, man muß erst glücklich lieben, um diese Verbindung als schön zu fühlen; und damals, ich — nein, ich wußt es ja noch nicht, daß ich das Dir war. Ich war also dagegen. Ich sagte, es müsse die schönsten, zartesten Fäden zerreißen, es sei zu heterogen, um es anzuknüpfen; allein ich kam vorzüglich darauf zurück, daß es wenigstens nicht bei allen eine Anknüpfung zuließe; bei Weibern am schönsten freilich, wenn es gelänge; allein auch am schwersten. Er behauptete, sie sei immer möglich und immer da, ich fühlte etwas Selbstiges in seiner Art, zu empfinden, und ich ahndete, wenn er auch sein Weib überall glücklich machte, so würde sie

darunter leiden. Ich weiß nicht, ob's eingetroffen ist, und ich hoffe nein! Lolo nimmt alles leichter auf. Mit Lili wär's nicht gut gegangen. Wie die Sachen jetzt sind, ist's für Schillers Ruhe gut, daß er so empfindet. Er wäre minder glücklich mit Lolo, und Lili und Dalberg — ich hab ihn schon oft in innerer Seele bedauert. Allein ich verstehe auch Lili nun besser. Wahrscheinlich hätte es diese Wendung nicht genommen, wenn nicht Schiller sich so geändert hätte. Gewiß ist jetzt überall ein wahreres Verhältnis.

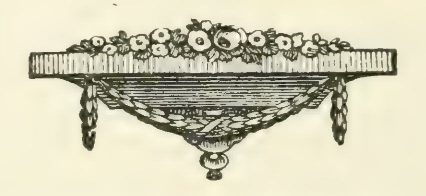
---

Caroline an Humboldt.

[Erfurt,] 13 Mai 1791.

Ich konnte Dir gestern abend nichts sagen, mein Bill, und mußte mich zeitig zu Bett legen, so totenmatt und erschöpft war ich von dem Tage und seiner unbeschreiblichen Bangigkeit. Ich hatte den Morgen von einem hiesigen Studenten gehört, Schiller sei plötzlich in Rudolstadt gestorben. Die Nachricht hatte den höchsten Grad Wahrscheinlichkeit, sie kam von Jena, wo man Starken noch geholt hatte, und war mit Details begleitet. Dazu kam, daß ich Dienstags keine Briefe bekommen hatte. Du fühlst die Angst, mit der ich den Rudolstädtschen Boten erwartete, wie ich vergebens nach ihm schickte. Um fünf Uhr kam er endlich und ein Brief von Carolinen. Schiller hatte würklich den Sonntag und Montag solche fürchterliche Brustbeklemmungen gehabt, daß man sein Ende erwartet hatte. Indessen, schreibt sie, habe Starke und noch ein Arzt den Zufall bloß für Krämpfe erklärt, die nicht tödlich sein konnten, und Schiller sei den Mittwoch schon wieder ganz leidlich gewesen. Die Nachricht beruhigte mich zwar, aber ich fühlte nun erst die Würkung der bangen Ungewißheit auf mich und fühle sie zum Teil noch. Auch kann ich nicht außer Sorgen um ihn sein. Diese Zufälle als

Folgen einer gefährlichen Krankheit scheinen mir immer äußerst bedenklich und zumal da alle Ärzte darin übereinkommen, daß seine Brust sehr schwach, vielleicht gar angegangen sei. Caroline schreibt mir, der Wunsch, Schillern in seinen letzten Stunden etwas zu sein, schiene ihre Natur besiegt zu haben, — doch ich will Dir lieber ihren Brief beilegen. — Ach, möge das teure Wesen sich erhalten. Ich habe um Nachricht durch einen Boten gebeten; denn sollte es um Schillern zweifelhaft bleiben, so werde ich alles versuchen, um von Papa die Erlaubnis zu bekommen, nach Rudolstadt zu gehn. Ich weiß nicht, was ich in dieser Ungewißheit hier anfinge, und ich denke auch, Papa wird gestern selbst gesehen haben, daß sie meine Gesundheit ganz zerstören würde.



## 169. Charlotte Schiller an Christophine Reinwald.

Rudolstadt, den 23. Mai 1791.

Denselben Abend, nach Empfang Ihres lieben Briefes, wurde mein geliebter Schiller von einer so heftigen Beklemmung auf der Brust befallen, daß wir befürchteten, es wäre ein Stickfluß. Er selbst verlor den Muth, und wie mir nun sein mußte, können Sie fühlen. Er bekam darauf einen Fieberanfall, starken Frost u. s. w. Endlich entwickelte es sich, daß Krämpfe aus dem Unterleib herrührend der Grund des Uebels waren. Noch einmal über den andern Tag kam ein heftiger Anfall, der noch schmerzlicher für mich war, weil er lange gewiß glaubte, seine Kräfte würden sich erschöpfen müssen, weil er sich so übernatür-

lich anstrengen mußte, um Luft zu haben. Aber auch dies ging vorüber, und wir hoffen nun, daß kein so heftiger Anfall wird wieder kommen können, weil jetzt alle Mittel angewendet sind, dem Uebel vorzubeugen. Unser hiesiger Arzt ist sehr geschickt; auch ließen wir unsern Freund Hofrath Stark holen, der ihn schon in der vorigen Krankheit so meisterhaft behandelt hat. Der versichert bei Allem was heilig ist, die Gefahr wäre so nahe nicht bei dem vorigem Anfall gewesen, als Schiller, als wir es geglaubt hätten, und er sagt auch, daß es keine Folgen haben würde. Da er es so offen sagt, so glaube ich ihm sicher. Er sagt es nicht nur, um mich zu beruhigen, sondern es ist ihm Ernst. — Gestern vor 14 Tagen war der traurige Anfang der Krankheit. Seit dem Dienstag darauf ist kein so heftiger Anfall mehr gekommen, und nun bleibt es schon lange ganz aus; der Athem wird zuweilen noch unvermerkt kürzer; sonst spürt er gar nichts mehr. — Heute ist er zum erstenmal wieder mit uns im Garten gewesen, und es war in mir ein tiefes Gefühl des Dankes, daß ihn mir der Himmel wieder gegeben, daß ich mich wieder mit ihm der schönen Welt freuen kann.

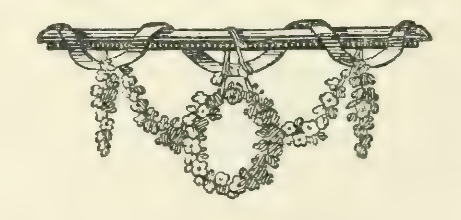
---

## 170. Karl Graß an Charlotte v. Schiller.

Neapel, den 10. August 1805.

Erinnern Sie sich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war: Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, so viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Uebersetzung des vierten Buchs der Aeneide vorgelesen hatte, und

von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also da liegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und eben so leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor sein Bette hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch Jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?



## 171. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Das Studium der Kantischen Philosophie unter Reinholds Leitung hatte viele geistvolle Männer nach Jena gezogen, die sich bei Schiller zu philosophischen Gesprächen einfanden. Der Doctor Ehrhard, aus Nürnberg, interessierte ihn besonders durch seinen Scharfsinn, und der Eifer des Baron Herberts, den im Mannesalter Liebe der Philosophie aus Steiermark nach Jena gezogen, war ihm achtungswürdig, er liebte den Umgang dieses jovialen liebenswürdigen Menschen. Aber Anfälle von schweren Brustkrämpfen blieben nicht aus und griffen störend in das heitre geistige Leben. Bei einem Besuche in Rudolstadt erlitt er einen

neuen harten Anfall, wo er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Das Leben war ihm werth und reizend; aber mit männlicher Fassung suchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lernen. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vor. Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne — nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben", sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen." Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb — „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein." Noch verwahre ich diese rührenden Worte der Liebe.

Die Krämpfe ließen nach auf die Mittel unsers geschickten Arztes Conradi, der uns immer mit der Hoffnung tröstete, sie seyen nicht tödtlich. „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammen blieben!" sagte er seiner Frau und mir, mit sehr heiterm Blick.

Der Zustand besserte sich; er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, und las viel in den schlaflosen Nächten. Reisen interessierten ihn sehr. In unsern Gesprächen wanderten wir über die ganze bekannte Erde, durch alle Zonen. Die Natur und besonders die Verschiedenheit der Menschen und ihre Zustände zogen unsre Betrachtung an. Die Länder am Nordpol, wo der Mensch mit allen Elementen um sein Daseyn kämpfen muß, waren Schillern besonders merkwürdig. „Man bringt doch immer etwas von solch einer Reise um die Erde zurück", sagte er.

In dieser Zeit las er auch Tassos befreites Jerusalem in Heinse's Uebersetzung mit dem größten Antheil. Als wir einmal

von einem Besuche über Land zurückkamen, hatte er das Gedicht vollendet, und sagte: „Der Tasso liegt mir in allen Gliedern." In dieser Epoche fing die Unordnung im Schlaf und Wachen bei ihm zuerst an. Er fand, daß er eher einschlafe, wenn er unter einem leichten Geschäft sich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwarte. Unsre Hausjungfern spielten mit ihm Karten, wobei er sehr heiter war, so daß sie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, dessen meine Schwester und die übrigen Hausbewohner so sehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen.



## 172. Aus dem Briefwechsel von Baggesen mit Reinhold.

Baggesen an Reinhold.

Kopenhagen, Juni 1791.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, theuerster Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der schrecklichen Nachricht, die ich diesen Augenblick erhalte — und, mein Gott! wie wird Ihnen zu Muthe sein? Ist's möglich? unser Schiller ist gestorben? Ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es schon fühle . . .

Ich wußte wohl, daß ich diesen außerordentlichen Mann liebte — aber jetzt fühle ich erst ganz, wie theuer er mir gewesen ist, wie sehr er mir die Erde durch seine Existenz verschönert hat, wie groß der Theil des Interesse für dies Leben, den er mir gab, gewesen ist. O, schreiben Sie mir bald, liebster Reinhold, wie er gestorben ist, wie es mit seiner Frau geht, was

er hinterlassen hat — sammeln Sie seine Posthuma — und sorgen Sie, daß nichts davon verloren gehet. Jede Zeile von Schiller ist interessant, und wenn er je was ganz Schlechtes, welches ich unmöglich glaube, geschrieben hat, ist auch dies interessant. Er war Deutschlands Shakspear — oder vielmehr er war Deutschlands Schiller.

.... Ich habe mit meiner Sophie in der Gesellschaft des einzigen Ministers, Grafen v. Schimmelmann, seiner liebenswürdigen Gemahlin, des Herrn Schubart (Minister in Haag) und seiner Frau, d. h. in unserm geliebtesten, gewöhnlichsten und fast einzigen Kreise, hier drei der seligsten Tage meines Lebens, in fast unaufhörlicher Begeisterung, auf dem Lande zugebracht. Zwar sind wir eigentlich acht Tage, beständig im Schoose der Natur, mit einander gewesen; aber die drei Tage auf Hellebeck waren es doch vorzüglich, die mich so sehr beseligten. Aber wir waren auch mehr im Himmel als auf der Erde. Ich muß Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

Die Reise nach Hellebeck (ein Ort, der schon durch seine Lage begeistert), fünf und eine halbe Meile von Kopenhagen gen Norden, am Ufer des lautaufbrausenden Meeres, dem Kullen, einem der höchsten schwedischen Felsen, gegenüber, war schon seit einigen Tagen unter den drei ziemlich unzertrennlichen Paaren beschlossen. Ich hatte über mich genommen, für die mitzunehmende Bibliothek, im Fall das Wetter schlecht werden würde, zu sorgen. Alles wird endlich fertig, wir sind im Begriff nach Seelust zu fahren, wo wir die Andern mitnehmen sollten, als ich ein Billet von der Gräfin erhalte, worin sie mir Schiller's Tod und den Aufschub der Reise, des schlechten Wetters wegen, meldete. Ich wurde wie vom Blitze getroffen, und wahr ist's, selbst die Nachricht von Mirabeau's Tod, ob sie mich schon sehr heftig erschütterte, machte nicht eine so tödtende Wirkung auf mein Herz als dieser Donnerschlag — ich stürzte halb erstarrt

in die Arme meiner Sophie, die auch sehr erschrak und meinen Schmerz und meine — verzeihe es mir, o Vorsehung! — Verzweiflung theilte. Es war mir unmöglich, in dieser Lage zu Hause zu bleiben — meine Sophie und ich würden nichts gethan haben, als weinen. Damals fühlte ich, daß, wenn auch der Deus, von welchem Ovid spricht, nicht in mir ist, wenigstens die commercia coeli da seien; daß, wenn ich auch kein Dichter bin, und kein Philosoph werde, beide wenigstens mir da sind; und daß, wenn ich auch nicht zu den Gebenden und Habenden gehöre, ich doch so sehr als vielleicht irgend Jemand auf Gottes weiter Erde zu den Nehmenden und ganz Genießenden gezählt zu werden verdiene. Indessen war vielleicht in meinem Schmerz auch sehr viel, das auf die Rechnung meiner allgemeinen Menschenliebe käme, wenn man die Empfindungsentstehungen so genau analysiren könnte — denn es schien mir in diesem schrecklichen Augenblick, als hätte die Menschheit einen ihrer ersten Erzieher verloren — und aufrichtig gestanden: es scheint mir noch immer so. Je genauer ich die Riesenschritte dieses urkräftigen Genius in den Spuren seines kurzen aber majestätischen Vorübergehens auf unsrer Erde betrachte und messe, je herrlicher schwebt vor meiner Phantasie das Bild Dessen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menschenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umstände, vollkommene Geistes- und Gemüthsruhe einst ins Gleichgewicht mit seinen, vielleicht keines Zweiten Geisteskraft nachstehenden Fähigkeiten gekommen wären. Hier, liebster Reinhold, muß alle Philosophie die Hand auf den Mund legen, und auf die Frage: warum sollte dies nicht geschehn? schweigen. Unsre Erde scheint nun einmal nach ewig unveränderlichen Gesetzen dazu verurtheilt zu sein, sehr langsam zu gehen! Die Abbt's, die Schiller — (der sollte ich sagen; es gibt nicht zwei) müssen der Maschine früh entrissen werden, damit die Räder in nicht gar zu raschen Umlauf gerathen.

Ich konnte nicht allein mit meiner Frau bleiben. Sein hohes, hehres, apollonisches — nur gar zu tief in unsre Seelen eingedrucktes Bild verfolgte uns mit dem weißen Schnupftuch an der Wange, wie wir ihn letztens, ach! nur gar zu kurz! sahen. Wir setzten uns in den Wagen und fuhren im Sturm und Regen nach Seelust.

Es ist ein Trost, und zwar der einzige in einer solchen Stimmung, bei Jemandem zu sein, der unsern Schmerz mitempfinden kann. Diesen Trost fanden wir hier. „Und da liegen seine Werke" — die ich eben mitgebracht hatte. Ist es nicht sonderbar, Reinhold, daß in den vorhergehenden Tagen ich, ohne im geringsten an was zu denken, Schiller gelesen — und wenn man mich etwas zu lesen bat — immer aus Schiller vorgelesen hatte, sodaß wir Alle beim Empfang dieser Nachricht so ganz im Schiller'schen Ton und Andenken waren, daß, als ich meine Bücher nachsah, welche ich den Tag vorher vorausgeschickt hatte, ich nur Schiller'sche Werke fand. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen," sagte der Graf und die Gräfin, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode: An die Freude, zu singen — jetzt wollen wir trotz dem Wetter hingehen und sie in aller Wehmuth von Ihnen gelesen hören." Es wurde sogleich angespannt und wir fuhren weg.

Stellen Sie sich den romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort vor, den man diesseits der Alpen finden kann, weit von der Stadt, am donnerrollenden Nordmeer. Hier lagerten sich drei einander liebende Paare, sechs wenigstens das Gute wollende, das Schöne liebende Seelen, im vertrauten Kreise neben einander. Am Tische sprudelte der geistige Champagner, mein und des Grafen Lieblingswein. Plötzlich fing Ihr Baggesen an zu lesen:

Freude! schöner Götterfunken ꝛc.

— — — — — — — — — —

Wo dein sanfter Flügel weilt —

und Instrumente — Clarinetten, Hörner und Flöten (ohne daß die Andern etwas wußten; es war durch mich und den Grafen veranstaltet) fielen ein, indem Alle wie durch Zauber zum Mitsingen hingerissen wurden:

Chor: Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Bruder! überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

und so nach jeder Strophe — bis nach der letzten, wo ich, als man glaubte zu Ende zu sein, noch zu lesen fortfuhr, was ich Ihnen nicht abschreiben will, weil deutsche Verse von mir allenfalls nur Dänen erträglich scheinen können — und in dem darauf folgenden Chor (welches ich doch nicht verheimlichen kann):

Unser todte Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas Himmelhain.

Tutissimi. Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

die Thränen Allen aus den Augen stürzten. Nachher kamen vier junge Knaben und vier unschuldige Mädchen mit Blumenkränzen, in weißen Kleidern, als Hirten und Hirtinnen. Man tanzte. Das Wetter wurde schöner und schöner — so verflossen drei Tage, wie drei Minuten, in unaufhörlichem feierlichem Genuß. So feierten wir Schiller's Tod — und so freuten wir uns, daß Sie noch leben. Meine Lieblingsscenen in Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus der leider unvollendeten Geschichte des Abfalls der Niederlande, und die Künstler, das reichhaltigste Gedicht von gleicher Länge, das ich kenne, und das allein hinreichen würde Schiller in meiner Seele unsterblich zu machen, wenn er sonst nichts geschrieben hätte — alles Dies

wurde gelesen. O! bei jeder Zeile rief mein Geist ihn zurück — und wäre nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit so unerschütterlich fest auf unumstößlichen Principien des Wunsches in meiner Seele gegründet, daß sie, der ältesten Überzeugung gleich, niemals wanken kann, ich würde trostlos sein und in meinen versiegenden Thränen beweinen, daß ich ihm auf dieser Erde nicht näher kam, da ich ihm doch hätte näher kommen können. Grüßen Sie mit der innigsten brüderlichen und schwesterlichen Theilnehmung seine liebenswürdige Frau von mir und meiner Sophie — wenn sie sich anders noch auf die kurze Erscheinung besinnt, die uns unvergeßlich sein wird.

---

Reinhold an Baggesen.

Jena, Juni 1791.

Schiller's Todtenfeier macht dem Gefeierten und den Feiernden gleiche Ehre und hat mich in Ihrem Gemälde davon bis zu Thränen gerührt. Wenn Schiller völlig hergestellt sein wird, dann soll er Ihre Briefe lesen, und ich weiß, daß ihm sein gefristetes Leben dann noch einmal so lieb sein wird. Ja! es verlohnt sich reichlich der Mühe, in einer Welt zu leben, in welcher auch nur ein solcher Mensch lebt wie mein Baggesen, seine Sophie, sein Schimmelmann u. s. w. Schiller schickt sich eben mit seiner Frau an nach Karlsbad zu reisen, um seine sehr geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken. Jezt ist er so schwach, daß er nicht einmal eine Lecture wie Peregrinus Proteus, den er sich vorlesen lassen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beschwerlichkeiten der Reise übersteht, so glaubt sein Arzt, daß ihm geholfen werde.

---

## 173. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Ende Julius konnte er nach Carlsbad reisen, wo er sehr eingezogen lebte. Die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden österreichischen Kriegern interessirte ihn, und gab ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er, seines Wallensteins wegen, gern hinein schaute. In Eger besuchte er das Rathhaus; er sah hier ein Bild Wallensteins, auch das Haus, wo dieser seinen Tod fand.

Den September brachte er in Erfurt zu; die Abende meistens bei dem immer gleich freundschaftlichen und thätig theilnehmenden Dalberg. Vieles kam unter ihnen zur Sprache, besonders Wallenstein.

## 174. Aus dem Briefwechsel von Wieland und Göschen.

Göschen an Wieland.

Karlsbad 14. Juli 1791.

Schiller ist seit vier Tagen hier und trinkt seit zwei Tagen das hiesige Wasser. Sein Arzt, welcher auch der meinige ist, hat große Hoffnung zu seiner Erhaltung. Die Reise hat ihn wenig fatiguiert, und er ist heute sehr wohl. Gestern hat er den Plan zum Cal. so bestimmt, daß er geschont wird auf drei Wochen, daß wir keine fremde Hülfe gebrauchen.

Wieland an Göschen.

Weimar 25. Juli.

Der Himmel belohne Sie, mein theurer Freund, durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, so Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsvollen Aussichten zur Wiederherstellung unsers vortrefflichen Schillers gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich der Bestätigung dieses Evangeliums für mich und alle, die, wie ich, den unschätzbaren Werth unsers Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig sind, entgegen.

Göschen an Wieland.

Karlsbad 1. August.

Eben trat der Bote mit Ihrem Brief und Schiller zugleich in meine Stube. Sie hätten die Freude sehen sollen, welche Schillern Ihre Liebe verursachte. Ein Strahl von Feuer, welches so lange erloschen war, glänzte in seinen Augen. Ich danke Ihnen tausendfach für diese Freude und für die Güte, womit Sie immer aufs Neue verpflichten.

Wenn Sie es als ganz gewiß annehmen — alle Aerzte behaupten es und die Erfahrung hat es bestätigt — daß ein Schwindsüchtiger oder Brustkranker nicht drei Tage den Sprudel trinken kann, so ist die Erfahrung, daß Schiller 18 Becher täglich ohne den mindesten üblen Erfolg seit 18 Tagen täglich trinkt, allein hinlänglich alle seine Freunde mit der schönsten Hoffnung zu beglücken. Das aber ist nicht alles. Er kam so schwach hierher, daß er eine kleine Anhöhe nicht ersteigen konnte. Gestern hab ich ihn schon über einen sehr beschwerlichen Berg geführt und heute hat er ziemlich schnell gelaufen, ohne daß er darauf Acht gab.

---

175. Um diese Zeit kam Schiller nach Prag und hielt sich dort mehrere Wochen auf. Er hatte während der Ferien, die ihm das Lehramt in Jena gönnte, die Brunnenkur in Karlsbad gebraucht, wo er im Hause „zum Schwan“, oder, wie man damals sagte, „zur Schwane“ wohnte; seine junge, ihm erst seit einem Jahre angetraute Frau, begleitete ihn. Es war eine hagere, hoch aufgeschossene Gestalt, bleich, sommersprossig, von vorgebeugter Haltung, das röthliche Haar in einen Zopf gebunden, im Benehmen von einer gewissen Unbeholfenheit, in seinen Bewegungen eckig, sogar linkisch. Er besuchte meinen Großvater [Meißner] und sah sich unter dessen Führung die herrliche Stadt mit allen ihren historisch denkwürdigen Stätten an.

Eines Abends waren sie auf das sogenannte „kleine Venedig", die jetzige Schützen-Insel, gegangen, mein Vater, damals ein sechsjähriger Knabe, begleitete sie. Man gelangte zur Insel auf einer Fähre. Von der „Appareille", wo man anlegte, führte eine schöne Allee bis zum Schützenhause, auf einem Roste von Eichenstämmen erbaut. Es war eben lebhaft dort, Büchsen knallten in den Ständen; nachdem Schiller sich die Säle des obern Stockwerks angesehen, die an allen Wänden mit zerschossenen Scheiben dekorirt waren, ging man ein Glas Bier trinken unter den grünenden schattenden Bäumen und horchte der Musik. Da stand denn auch zur Belustigung des Volkes ein Ringelspiel und Schiller ließ den Knaben auf ein Pferd steigen, gab ihm das Rapier in die Hand, damit er nach dem Türkenkopfe stoße, endlich legte er selbst Hand an, um die Drehscheibe in raschere Bewegung zu setzen. Eine Weile ging Alles gut, nun aber legte sich Schiller gar zu heftig an, die Scheibe kam allzusehr in Schwung, der Knabe fiel herab und lag blutend und schreiend da. Gleich darauf ward er bewußtlos, er hatte sich ein fürchterliches Loch in den Kopf geschlagen.

Zeitlebens trug mein Vater die Narbe an der Stirne, hart über dem linken Auge, die ihn an Schillers Besuch im Elternhause und an dessen Mitwirkung am Ringelspiel erinnerte.

---

## 176. Reinhold an Baggesen.

Jena den 16. September 1791.

Schiller hielt sich nach seiner Zurückkunft von Karlsbad ein paar Tage in Jena auf. Wie schlimm es noch immer mit seinen Gesundheitsumständen stehen müsse, können Sie daraus schließen, daß er sowol als sein Arzt damit zufrieden sind, und es für ein gutes Zeichen ansehen, daß er durchs Bad nicht schlimmer geworden ist, als er vorher war. Seine Eingeweide

sind, ich befürchte fast, unheilbar zerrüttet. Doch arbeitet er, aus geistigem nicht weniger als vielleicht auch ökonomischem Bedürfnisse, an der Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Bei seinem Besuche habe ich ihm Ihre, ihn und seinen vermeinten Tod betreffenden Briefe mitgetheilt, und ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat. Ich mußte ihm Ihre übrigen Briefe lesen lassen, und er behauptet mir nun gerade ins Gesicht, daß ich Sie nicht genauer kennen, nicht höher schätzen, nicht inniger lieben könne, als er. Ich soll Ihnen sagen, daß ihm seine Exequien auf Hellebeck ein unaussprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unserer übrigen kleinen Klubgesellschaft bei ihm. Seine Frau zog mich bei Seite. „Wenn Sie Baggesen schreiben", sagte sie, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —" und nun erstickte ein Thränenguß ihre Stimme, die sie nicht wiedergewinnen konnte, bis ich ihr sagte: daß ich Baggesen nichts Nachdrücklicheres, Rührenderes, Interessanteres schreiben könnte, als was ich soeben von ihr gesehen und gehört hätte. Ich fühlte mich unfähig, ihr über diese Materie ein Wort weiter zu sagen, und wir sprachen von andern Dingen . . .

---

## 177. Novalis an Reinhold.

Goseck 4. Oktober 1791.

Von Schillern will ich mit Ihnen sprechen; denn kein Gegenstand der Unterhaltung ist Ihnen gewiß angenehmer und für mich interessanter. Sie haben ihn wieder gesehen, wenn Sie diesen Brief erhalten. Gewiß ist er munter, heiter, im vollen, entzückenden Gefühl seiner wiedergekehrten Gesundheit. Sie sehen ihn nun oft; Sie tauschen Ihre beiden Seelen oft an traulichen Abenden gegen einander um, und ich, der ich so heiß darnach dürstete, kann kein stiller, lauschender, nichts verlierender,

alles tief verschlingender Zeuge dieses herrlichen Schauspiels seyn. Ach! wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannigfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geister an der Vollendung des blendenden Gemäldes, und stört mich dann in diesem Zaubermahl der Phantasie der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr ist als Millionen Alltagsmenschen, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur con amore gebildet zu haben scheint, dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, Schiller, der so eine entzückende Form mit so viel Stoff, so viel Natürlichkeit mit so viel Natur, so viel Individualität mit so viel Allgemeinheit, so viel Herzensgüte mit so viel Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichthum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transcendentale Einbildungskraft und so viel Methode in der transcendenten, so viel Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst, und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch nur Einen hat, und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sey und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sey, das den Menschen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre, ächte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt: — wenn, sage ich, dieser Gedanke mich stört, so bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Existenz zurück, und es drängt sich

ein Seufzer zwischen meine Lippen, in welchen aller Glaube an eine höhere Hand, die den Faden lenkt, und die ganze Liebe und das Mitleid gegen eine Menschheit gepreßt ist.

Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolzer schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum erstenmal sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Musen und Grazien den ersten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte und ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollste, uneingeschränkteste Zutrauen schenkte ich ihm in den ersten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt gewesen sey. Hätt' er nie mit mir gesprochen, nie Theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und schmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schicksals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der lezte Gedanke, mit welchem mein Bewußtseyn Abends erlosch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen gerissen, wenn die Vorsehung ein so hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebsten, Jahre lang gehegten Wunsche am Rande seiner Erfüllung entsagt; denn das Leben ist nicht das stärkste Opfer, was Enthusiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenstande bringen können, denn wir fühlen nicht seinen Verlust. Sein Wort hätte Funken zu Heldenthaten in mir geschlagen, die keine Noth, kein Hinderniß hätten ersticken können, und vielleicht ist selbst das Gute und Schöne, dessen

Spuren meine Seele trägt und tragen wird, schon durch sein Beispiel größtentheils mit sein Werk. Brächte ich einst Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in sich trügen, thät' ich etwas, das einen edlern Ursprung, eine schönere Quelle verriethe, so ist es auch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendetern Form verdanke. Er zog in meine Seele die sanften, weichen Linien des Schönen und des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die schärsten Ecken zu weben und zu schwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeiten zu gründen. Er bietet mir vom Port der himmlischen Vaterwelt die Hände, um die gesunkene Psyche heraufzuheben.

Könnte ihn Jemand besser zeichnen, Jemand besser die wahrnehmbaren Umrisse seines intellektuellen Wesens, die die gewagtesten, reinsten, gelungensten und feinsten sind, in irgend einer menschlichen Sprache entwerfen, als er selbst im Bilde seines Posa gethan hat? Nichts hat er vergessen, als die Anwendung und die mindere Anmaßung, die seinen Charakter noch menschlicher, liebenswürdiger und umfassender macht. Eben diese stille Größe und sittliche Erhabenheit, eben dieses Weltbürgerherz, das für mehr als Menschheiten schlägt, und doch diese idealische Liebe auf reine Seelen um sich überträgt und nicht den Einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für sie, als für's ganze Geschlecht that, eben dieß nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Resignirende, was die gereifteste Frucht der Humanität ist, das Resultat der höchsten Philosophie des Sterblichen, welches einst in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinns, in das Eigenthum und Erbtheil der sittlichen Grazie zu verwandeln. Wissenschaften werden im längern Laufe seines Lebens unter seinem wohlthätigen Fluge aufblühen, und

um kurz ein Gemälde vorüber zu gehen, das der scharfsichtige Blick des Künstlers selbst vielleicht noch nicht übersehen kann, er wird nebst einem Manne, den mir die Bescheidenheit zu nennen verbietet, der Erzieher des künftigen Jahrhunderts werden. Die Nachwelt zeigt ihm seinen Platz unter den kraftvollen Männern, die zur treffendsten, bittersten Charakteristik unserer Zeiten beinahe vergessen sind oder doch vernachläßigt unter ihrer Würde. Welcher Edle stimmt mir nicht bei, wenn ich Franklin, Linné, Haller, Newton, Baco, Luther, Hutten, Galiläi, Lessing, Leibnitz, Spinoza, Michel Angelo, d'Alembert und Machiavell nenne?

Oft, wenn in schwärmerischen Stunden das Bild der Vorzeit in uns erwacht, wenn die Bonmots der Natur, unsere Voltaire, Helvetius und die andern Modephilosophen und Modehelden unseres Jahrhunderts vor den alten herrlichen Söhnen der Natur verschwinden, wie ein künstliches Feuerrad beim Morgenstern, oder ein witziger Einfall vor dem Erguß einer edeln, ungezwungenen, wahren Empfindung, wenn uns unsere Zeiten, unsere moralischen Krüppel und Zwitter mit allen ihren Gebrechen und Scheusalen anekeln, und wir, wie Hiob, der Stunde unserer Geburt zürnen, dann versöhnt uns oft ein Blick auf diese unsere Zeitgenossen mit Allem, und die mürrische Klage erstirbt auf den Lippen in ein Lispeln des Danks und in die abgebrochenen glühenden Laute der Liebe und Bewunderung.

Mein Morgen- und Abendgebet ist um Gesundheit: um die glänzendsten Lebensperioden Schillers mit genießen zu können, um von ihm begeistert auch höhern Zwecken nachzustreben; gibt mir diese die Vorsehung, was will ich weiter? Beschäftigung und Freudigkeit zu handeln hab' ich dann auf Ewigkeiten.

Einige Jahre nachher wurde Schiller als Professor der Geschichte in Jena angestellt. — Doch nein, ich irre; es war ja schon einer da, der Professor historiarum hieß, und Schiller durfte sich bloß Professor der Philosophie nennen. Diesen Titel erhält nähmlich jeder, dem man sonst keinen andern zu geben weiß, mag er übrigens lehren, was er wolle, wie denn Schiller wirklich die Geschichte mit einem fast unerhörten Beyfall lehrte. Späterhin trug er auch die Aesthetik vor. Um diese Zeit war es, wo ich auf einer Reise über Jena ihn durch den jungen von Hardenberg, der nachher unter dem angenommenen Namen Novalis bekannter geworden ist, persönlich kennen lernte.

Ach! mein Freund, so mancher in der Ferne für groß gepriesene Mann hat so viel bey mir verloren, seit ich ihn kennen lernte, Schiller aber gewann unendlich. Der ehrwürdige Grießbach, dieser Stolz Jena's, das nie völlig zu Grunde gehen kann, so lange es ihn noch besitzt, der ganze Facultäten aufwiegt, sprach mit Achtung von ihm, der humane und liberale Schütz liebte ihn, Schmid war beredt in seinem Lobe, Reinhold wurde warm, wenn er von seinem Freunde sprach, der Enthusiasmus unter den Studierenden war allgemein für ihn: und dies alles hatte ich an dem Tage vernommen, als ich ihn sehen sollte. Denke Dir selbst, mit welchen Gefühlen ich zu ihm ging, zu ihm, dem schon längst meine Bewunderung gehörte. Nun sah ich ihn denn, und war sein von dem Augenblick an. O, es ist so schön, den Mann, den man bewunderte, auch lieben zu können!

Er war lang von Statur, fast hager. Sein Körper schien den Anstrengungen des Geistes damals schon zu unterliegen, sein Gesicht war bleich und verfallen, aber eine stille Schwärmerey schimmerte aus seinem schönen, belebten Auge, und die hohe freye Stirn verkündigte den tiefen Denker. Mit Freundlichkeit empfing er mich, sein ganzes Wesen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts von Stolz oder vornehmthuendem

Air, er war so offen, so redlich in allen Aeußerungen, so ganz nur ein schönes Herz entfaltend, daß mir, ehe eine Viertelstunde verging, war, als hätten wir uns seit Jahren gekannt. Hier war ächte, wahre Menschengröße. Als ich nachher in spätern Jahren die Worte Schillers las: „den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist: es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn: es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurück bringt: es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung" — als, sag' ich, ich diese Stelle las, stand, wie durch Zauber, diese Stunde meiner ersten Unterhaltung mit ihm wieder vor meiner Seele, und ich rief aus: Ja, das ist Schiller, so war er, so habe ich, so hat jeder ihn gefunden!

Das Einzige, was ich ungern an ihm sah, waren — seine medicinischen Kenntnisse, die ihm, wie mir schien, wahrhaft verderblich wurden, denn er beobachtete seinen Körper und dessen Zufälle zu genau, und beraubte sich selbst dadurch der, zu seiner Genesung so nöthigen, Ruhe. Das Schlimmste dabey schien mir, daß er noch genug von diesen Kenntnissen besäße, um das Gefährliche seines Zustands einzusehen, daß er aber auch genug davon vergessen hätte, um den Gang der bevorstehenden Krankheit zu berechnen. Diese brach leider nur zu bald aus, denn

schon in Frankfurt erhielt ich die traurige Nachricht, daß er höchst gefährlich darnieder liege, daß man an seinem Aufkommen verzweifle. Nachher hat man die voreilige Nachricht von seinem Tode selbst in Zeitungen verbreitet, allein die Kunst des Arztes rettete uns dießmal sein theures Leben. Der trefliche Herzog von Augustenburg beschloß bey dieser ihm so traurigen Nachricht, dem edeln Sänger ein Denkmal zu errichten. Erfreut durch den Widerruf war er nicht begnügt, dem Todten einen Stein haben geben zu wollen, sondern vereinigte sich mit dem treflichen Minister, Grafen von Schimmelmann, und sicherte Schillern eine lebenslängliche Pension.

Unmöglich kann ich mich vor diesem Zeitpunkte entfernen, ohne Dir einige Data mitzutheilen, die zu seiner Beurtheilung vielleicht nicht ganz unwichtig sind.

Als Schiller copulirt werden sollte, frug ihn der Prediger, welches Formular er denn bey der Trauung gebrauchen sollte. — Das alte, das gewöhnliche, — sagte Schiller — mit dem Kraut und den Disteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter — setzte er hinzu — wird dabey seyn, und der ist unstreitig das alte Formular das liebste. — Hier hast Du Schillern, den gutmüthigen Menschen. Er mußte lange, sehr lange gereizt, und dennoch wohl noch veranlaßt werden, — um eine Xenie zu machen.

Die Würde als Dichter fühlte er sehr tief. Wer ihm diese antastete, dem zeigte er Stolz, und konnte es, wie er den Dichter nahm, auch allerdings. Verschiedentlich hatte er schon Anträge, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, abgewiesen, als endlich einer ihm nachdrücklich zusetzte, und sich gar nicht undeutlich merken ließ, so eine Gelegenheit sich Ehre zu erwerben, werde ihm nicht bald wieder kommen. „Mein Herr, — erhob sich Schiller — hab' ich mich der Welt als Gelegenheits-Dichter gezeigt?" Er ging, und ließ den Gimpel stehen. — Sieh hier den Dichter, der seinen Beruf höher anschlägt, als bloß Verse zu machen.

Sollte ich Dir den Gelehrten schildern, der mit allem Eifer nach der höchsten erreichbaren Vollkommenheit strebt; so müßte ich Dir zeigen, wie er von Schütz das Griechische erlernt, von Reinhold bewogen unermüdet Kants Kritiken studiert, sich mit den besten Dichtern aller Zungen und Zeiten vertraut macht. Und dieß alles, während er Vorlesungen ausarbeitet, die er jedesmal sogleich in die Druckerey senden konnte, ohne seinem Nahmen die Achtung zu schmälern, während er überdieß als Schriftsteller äußerst thätig war.

Um ungestörter studieren und arbeiten zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur. Die Nacht, wo aller Lärmen des Lebens verhallt ist, alles Getös schweigt, die Außenwelt nicht die Aufmerksamkeit zerstreut, und man mit ungetheilter Kraft in sich wirken kann, sie, mit ihrer tiefen Ruhe, ihrer heiligen Stille, ihrer feyerlichen Erhabenheit, war ihm lieber als der gaukelnde, lärmende Tag. So sonderbar es klingen mag, ist es doch war: wenn man gegen Abend zu ihm kam, konnte man an seinem Frühstück Theil nehmen, die Mitternacht fand ihn in tiefer Thätigkeit. Das Gepräge der Mitternacht ist aber auch manchem seiner Werke unverkennbar aufgedrückt. Ach! er verlor dadurch nur zu viel von seiner Heiterkeit, seinen Lebensfreuden, seinem Leben selbst, und der Gedanke hat mir schon manchmal den Genuß seiner nächtlichen Größe verbittert.

---

### 179. Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden.

[Rudolstadt, Oktober 1791]

Mit Schillers Gesundheit geht's nicht so als ich wünschte — doch macht er izt Poesien, und ihm wirds leichter in der Seele werden denck ich. Wahre, wahre Kinder sind die Genies und Schiller vor allen, immer nach dem entfernten greift er als nach

goldnen Aepfeln. Wenn er nicht in Jena ist träumt er sichs schön, und wenn er da ist vergeht er vor langer Weile. Ich fühle ihn einsam, denn so innig gut Lotte ist, so ists doch ein toder Umgang — aber uns ist izt auch nichts weniger als wohl zusammen — und ich besuch ihn erst wenn ihr kommt. Thorheit ists das Vergangne nicht vergangen sein zu lassen, aber ich fürchte der Samen alles Unheils für Schiller liegt doch darin, und die Welt der Empfindung ist ihm für immer verstummt. Dieser feine tiefe Sinn für Wahrheit der Empfindung fehlt auch seinen Kunstwercken — immer sind diese Töne überspannt, frappieren mehr als sie still rühren. Und so ist auch seine Liebe gewesen, daher erkläre ich mir das Verstummen meines Herzens.

## 180. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Wie Schiller unter den Krankheitsanfällen, die eigentlich dieselben blieben, aber bei ihrer traurigen Wiederkehr für ihn und uns, allmählich von ihrer Furchtbarkeit verloren, sein reges Geistesleben erhielt, zeigen seine Arbeiten in dieser Periode. Er setzte die früher begonnene Geschichte des dreißigjährigen Krieges fort, so wie seine ästhetischen Studien, und erheiterte sich durch die Uebersetzungen aus der Aeneide, da er sich zu eigenen Dichtungen nicht stark genug fühlte. „Auch darf man nicht glauben“, sagt sein Freund Körner, „daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war.“

Ein sehr angenehmer, geistreicher Kreis von Hausfreunden, die auch großentheils an Schillers Tische zu Mittag aßen, trug

viel zur Erheiterung bei. Der jetzige Präsident Fischenich, Niethammer, Herr von Stein, der liebenswürdige Sohn unserer Freundin, von Fichard und sein Hofmeister Göritz waren die tägliche Tischgesellschaft. Offenheit und Heiterkeit herrschte bei dem mäßigen Mahl. Schiller gab sich dem muntern Gespräch unter diesen guten, von regem wissenschaftlichem Interesse belebten Menschen hin, von denen mehrere sich in der Folge durch Schriften und im Staatsdienst merkwürdig gemacht haben.

Mit Niethammer und Fischenich unterhielt er sich vorzüglich über die Kantische Philosophie, und diese war, bei dem lebhaften Interesse, das sie den drei Männern einflößte, ein nie versiegender Quell für gegenseitige Mittheilung. Ein dauerndes Band blieb durch's ganze Leben; und nach Schillers Tode fand der edle Fischenich Gelegenheit, seine Freundschaft für denselben den Hinterlassenen treu und auf die großmüthigste Art zu beweisen.



## 181. Schiller in Jena.

Die wenigen Bemerkungen, die ich [Göritz] Ihnen über Schiller und seinen Charakter, wie ich ihn gesehen habe, gebe, umfassen den kurzen Zeitraum von 1791—97, und auch aus diesem nur fragmentarische Ansichten, da die Verhältnisse, namentlich jahrelange Abwesenheit von Jena und eine späte Bekanntschaft mit seiner frühern Geschichte mich unfähig machten, ihn schärfer zu zeichnen, oder wenigstens das Bild so darzustellen, wie es in meinem Gemüthe lebt. Erlauben Sie mir also nur einzelne Anekdoten und zerstreute Bemerkungen als Farben zu dem Ge-

mälde zu geben, das ein guter Kopf, der ihn ganz begriff, früher kannte und mit hohem Interesse beobachtete, einst entwerfen wird . . .

Meine nähere Bekanntschaft mit Schiller schreibt sich vom Spätjahr 1791 her. Ich war damals mit einem Jungen von Adel in Jena. Es lief lange das Gerücht von einer schweren Krankheit Schillers, der sich eben im Geburtsorte seiner Gattin, in Rudolstadt befand, und mehrere Male von seinem Tode. Lange erwartete man seine Ankunft in Jena, die endlich erfolgte. Mehrere hatten die Nachricht von seinem Tode in Briefen verbreitet; dies kränkte ihn sehr, und er nahm es besonders dem Bergrath Bertuch in Weimar sehr übel und suchte sich durch mancherlei spöttische Anekdoten im vertrauten Cirkel Luft zu machen, z. B. Bertuch habe ihm sein Gartenhaus gezeigt und mit hohem Selbstgefühl gesagt: da habe ich den Don Quixote übersetzt.

Es befand sich damals ein interessanter Cirkel von Schwaben in Jena, Paulus, Niethhammer, Rapp, Gros 2c. Schiller kam noch sehr schwach in Jena an, die Nächte waren schlaflos, die Tage schmerzlich, und er war meist so abgespannt, daß der einfachste Discurs ihm Ohnmachten zuzog. Arbeiten konnte er wenig oder gar nichts. Vermögen hatte er nicht, seine Frau nur einen kleinen Zuschuß von Hause; er hatte ansehnliche Schulden. Die dreihundert Thaler Gehalt, welche er von Weimar bezog, reichten zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse nicht hin. Er ließ sich mit seiner Frau und einer Hausjungfer und Bedienten speisen, und schlug mir vor, ob ich nicht mit meinem Eleven die nämliche Kost nehmen und mit ihm essen wollte. Dazu kamen Niethhammer, ein Professor Fischenich aus Bonn, der kantische Philosophie in Jena studirte, und ein Kammerherr v. Stein aus Weimar, der meiner Aufsicht zugleich anvertraut war. Halbe Jahre lang war auch die Frau v. Wollzogen, Verfasserin der Agnes von Lilien, mit uns bei Tische. Es bildete sich bald ein

vertrauter Familienton unter uns, dessen Andenken immer noch für mich sehr reizend ist.

Schiller liebte besonders offene Gespräche über Verhältnisse des Lebens, und zeigte oft die geheimsten Gefühle seines Herzens. Er erzählte oft von seinen Jugendschicksalen und ermunterte uns, das nämliche zu thun. Dadurch entstand bald ein neckender Ton unter uns, der zu mancherlei komischen Vorfällen Veranlassung gab. So erzählte ich einst von mir, ich sey in meiner Jugend von den Blattern so häßlich entstellt gewesen, daß man deßhalb gewöhnlich meine jüngeren Geschwister mir vorgezogen und geliebkost; dies habe mich tief gekränkt, und besonders habe ein Stuttgarter Nachbarskind, eine Schwester des Dichters Fr. Haug, als Kind auf mich einen sehr tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht, weil sie, so oft sie mich sah, die Zunge gegen mich als ein häßliches Kind herausstreckte. Das gehe mir bis auf den heutigen Tag nach und mache mich in vielen Fällen schüchtern und befangen, wo andere frei und unbefangen seyen. Als ich das nächste Mal zu Tische kam, streckten Schiller und sämmtliche Tischgenossen die Zunge gegen mich heraus, und es gab ein allgemeines Gelächter. So wurde jeder geneckt.

Um Schiller, dem wir nicht so gut beikonnten, als er uns, einen Streich zu spielen, benuzten wir einige seiner Aeußerungen über die Art, wie Galetti in Gotha die Geschichte behandelte. Er erklärte ihn für den langweiligsten und geistlosesten Historiker, der je gelebt habe. Wir erkundigten uns genau, ob er je an Galetti geschrieben habe, oder dieser an ihn, ob er also seine Hand kenne. Als wir überzeugt waren, daß er in gar keiner Verbindung mit ihm stehe, verfaßten wir einen Brief von Galetti an Schiller, des Inhalts: er habe den ersten Theil seiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs und auch die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande gelesen, und finde, daß seine Sprache ziemlich gebildet sey und daß er eine lebhafte Phantasie

habe; nur seyen die Facta alle falsch und unhistorisch vorgetragen, weil es scheine, als fehle es ihm an gründlicher Kenntniß der Geschichte. Diese besitze er, Galetti, im höchsten Grade; er mache ihm also den Vorschlag, die Geschichte gemeinschaftlich zu bearbeiten, wozu er, Galetti, die Richtigkeit der historischen Factorum, Schiller aber Sprache und Phantasie geben sollte. So würden Verstand und Phantasie in schönem Bunde etwas liefern, was Anspruch auf Vollkommenheit machen könnte. — Dies alles war in die feinsten Wendungen, die wir finden konnten, und in die urbanste Sprache eingekleidet, und Schiller erhielt diesen Brief gestempelt von der Post. Mit der Arglosigkeit eines Kindes kam er zu Tische und erzählte: „Denken Sie nur, was der verfluchte Kerl (ein Lieblingsausdruck Schillers), der Galetti, mir schreibt usw." Besonders ärgerte ihn der schöne Bund des Verstandes und der Phantasie. Er hieß Galetti einen Esel, der nie gewußt und nie eine Ahnung von dem gehabt habe, was Geschichte sey. Aber daß dieser Brief unterschoben seyn könnte, das fiel dem arglosen Manne gar nicht einmal ein; hätte er den geringsten Argwohn gehabt, so hätte er auf unsern Gesichtern das unterdrückte Lachen lesen können; aber er sprach noch öfter davon, und endlich erklärte er, er wolle ihm antworten. Unsere Absicht war also vollkommen erreicht, nur fehlte uns der Triumph, ihn auslachen zu können. Daß kein Brief an Galetti auf die Post gegeben werden konnte, ohne in unsere Hände zu kommen, dafür war gesorgt; wir sahen alle Adressen, da sein Bedienter auch uns bediente. Da wir nun durch diese erste List unsere Absicht nur halb erreicht hatten, weil zu unserer vollständigen Befriedigung noch gehört hätte, daß Schiller dem Galetti antwortete, so dachten wir auf etwas Anderes.

Eines seiner Lieblingsgespräche war Medicin und sein Studium derselben in der Akademie zu Stuttgart. Er wünschte oft und äußerte diesen Wunsch gegen uns, Zeit und Muße zu haben,

Medicin noch weiter zu studiren, besonders, um Doktor der Medicin zu werden und die Lieblingsidee seines Vaters, zu dem er innige Achtung und Liebe an den Tag legte, zu realisiren. Auf diese Aeußerungen Schillers bauten wir einen neuen Plan. Es fiel nämlich in die damalige Zeit gerade das Jubiläum der Universität Erfurt, wobei bekanntlich gewöhnlich Ehrendoktoren in allen Fakultäten ernannt werden. Wir schrieben also im Namen des Prorektors in Erfurt einen Brief an Schiller: da die Universität ihr Jubiläum durch Erhebung mehrerer Männer von großem Namen zur Doktorwürde zu verherrlichen wünschte, so würde sie sich für geehrt halten, wenn Schiller unter dieser Zahl wäre. Da man nun wisse, daß er schöne Kenntnisse in der Medicin erlangt habe, so biete man ihm die medicinische Doktorwürde an, und ersuche ihn, nur ein Specimen über seine Kenntnisse in der Arzneikunst einzusenden. Wir hielten diesen Streich für zu plump, um nicht zu erwarten, daß Schiller ihn merken werde. Aber statt dessen erschien er nach Empfang dieses Briefs mit erstaunlichem Vergnügen beim Essen und theilte uns den Inhalt desselben mit. Er malte sich, worin er große Kunst besaß, das Vergnügen seines Vaters mit den lebendigsten Farben aus, er sagte uns, er habe den Haller gelesen, und es werde ihm ein Leichtes seyn, ein Specimen zu liefern, das Beifall erhalten würde. Er sah sich schon als Doktor der Medicin und als Leibarzt des Coadjutors (v. Dalberg), den er unaussprechlich lieb hatte und für dessen Leben man damals mannichfaltige Besorgnisse hegte, weil er den Obscuranten zu hell dachte. „Einen treuern Leibarzt kann er nicht bekommen, als mich."

Während es uns schmerzte, eine so tiefe und edle Saite im Gemüthe Schillers berührt zu haben, wurde es uns ernstlich angst und bange über die Zuversicht, womit er von allem diesen als ausgemachten Sachen sprach. Er hatte so wenig Arges, daß sich alle seine Unterhaltungen um diesen Gegenstand drehten, den

er immer wieder mit neuen lebendigen Farben auszumalen wußte. Wir entdeckten dem Professor Paulus, mit dem er in den damaligen Zeiten oft spazieren ritt, unsere Angst, und baten ihn, er möchte Schiller von diesem Ideengange ableiten. Dieser hörte mit Erstaunen, daß das, was er auch für wahr gehalten, und wovon Schiller schon mehrfältig mit inniger Zufriedenheit mit ihm gesprochen hatte, sich auf einen bloßen Betrug gründe. Bei dem nächsten Ausritt warf er ihm Zweifel in den Weg, die aber Schiller nicht irrten: er beharrte in seinem Ausmalen einer Idee, die ihm eine ganz neue Welt eröffnete. Endlich gelang es Paulus, ihm Mißtrauen gegen die Echtheit des Briefes beizubringen, wovon wir aber nichts erfuhren.

Sehr oft spielten Schiller, Gros und ich nach Tische l'Hombre; Professor Fischenich, v. Stein und mein Eleve unterhielten sich gewöhnlich im Nebenzimmer mit den Damen. Ueber Tische hatte Schillers Bedienter nicht aufgewartet. Zufälligerweise fragte Fischenich, wo der Bediente sey? Die Schiller, welche mit unserem Plan durchaus unbekannt war, von ihrem Mann aber unterrichtet seyn mußte, gab ganz einfach zur Antwort: Schiller habe den Bedienten auf seinem Pferde zum Coadjutor nach Erfurt geschickt, um schriftlichen Abschied von demselben zu nehmen, da er nach Mainz reise, und ihm noch in andern, besonders seinen Doktorsangelegenheiten, geschrieben.

Das war für Fischenich ein Donnerschlag. Er ließ mich vom Spiel wegrufen und entdeckte mir die Sache. Unsere Verlegenheit war groß. Wir hielten Rath, und es wurde beschlossen, eine Estafette dem Bedienten nachzuschicken, der erst nach eilf Uhr abgegangen seyn sollte, und ihn zu veranlassen, den Brief Schillers an den Coadjutor wieder zurückzubringen. Nachdem die Estafette in größter Eile abgefertigt war, fanden wir, daß dies nicht hinlänglich sey; vielleicht könnte durch persönliche Gegenwart bei dem Coadjutor manches, was etwa durch Lesung

des Briefs verdorben wäre, wieder gut gemacht werden. Wir entschlossen uns, daß Einer von uns auf gemeinschaftliche Kosten nach Erfurt reisen, wo möglich den Bedienten selbst aufsuchen und die Sache nach Kräften endigen sollte. Das Loos fiel auf mich. Sogleich saß ich in der Postchaise und flog nach Erfurt, wo ich Abends nach acht Uhr ankam; ich hatte nicht ganz vier Stunden zu vier Meilen gebraucht. Da hatte das Postamt, an das die Estafette gelaufen war, nicht nur schon in allen Wirthshäusern und Schenken in der ganzen Stadt nach Schillers Bedienten, sondern auch schon zum Coadjutor geschickt und ihn unterrichtet, Schillers Bedienter solle einen Brief an ihn wieder zurückbringen. Da Erfurt eine Festung ist, so waren die Thore schon geschlossen, als ich ankam, und so wurde meine Ankunft dem Coadjutor gemeldet. Dieser schickte seinen Kammerdiener an mich und ließ mir sagen, er habe keinen Brief von Schiller erhalten, er lasse mich aber bei seiner Ehre versichern, daß, wenn noch einer ankommen sollte, er ihn unerbrochen zurücksenden wolle.

Nun erst wurde es mir klar, daß wir geneckt waren. Ich legte mich also zu Bette und kehrte am andern Morgen nach Weimar zurück. Von da aus schrieb ich an den Professor F. einen jämmerlichen Brief, worin ich das, was mit dem Coadjutor wirklich geschehen war, erzählte. Ich sezte aber noch hinzu, was bei der Humanität des Coadjutors leicht möglich, und um seiner Freundschaft für Schiller willen wahrscheinlich war, er habe mich rufen lassen, sey begierig gewesen zu wissen, warum hinter einem Briefe Schillers an ihn eine Estafette und dann sogar ein Reisender geschickt werde, und so habe ich ihm denn alles entdeckt, worüber er herzlich gelacht und auch die übrigen anwesenden Herren sich sehr lustig gemacht haben, und diesen Brief schickte ich durch einen Expressen von Weimar nach Jena.

Um aber die Geschichte noch mehr zu verwickeln, war an

selbigem Tage die regierende Herzogin in Abwesenheit ihres Gemahls nach Jena gekommen und hatte Schiller und F. zur Tafel geladen. Der Expresse suchte F. im Schloß auf und ein Hofbedienter meldete demselben, der der Herzogin gegenüber saß, es sey ein Expresser da, der ihn sprechen wolle; F. sagte, er solle warten; man präsentirte ihm einen Brief auf einem Teller. Er steckte ihn zu sich, aber die Herzogin bestand darauf, daß er ihn lese, und dadurch wurde er und Schiller in große Verlegenheit gesetzt. — Abends kam ich wieder in Jena an, nachdem die Kosten sich auf drei Carolins belaufen hatten. Schiller lachte und wir lachten. Er war sehr wohl zufrieden mit unserer Sorgfalt, ihn nicht zu compromittiren, sagte, er habe uns nur zeigen wollen, daß wir nicht auf alle Fälle gedacht haben, und wurde nun oft mit seiner Korrespondenz nach Gotha und Erfurt von uns und wir von ihm mit unsern Estafetten und Extrapostreisen geneckt.

* * *

Eine andere reiche Gelegenheit, ihn zu necken, bot sich uns bald ohne unser Zuthun an. Professor Ulrich, ein übrigens scharfsinniger Kopf, dessen Eleutheriologie noch immer geschätzt wird, war durch Reinholds Anstellung und den Zulauf, den dieser bekam, der abgesagte Feind der Kantischen Philosophie geworden, über die er selbst gelesen hatte, so lange er allein war. Er war somit auch der Feind aller Freunde Reinholds, also der ganzen jüngern Partie, Schillers, Paulus, Schmids, Hufelands usw., und hatte sich die gemeinsten Ausfälle und Kabalen gegen alle erlaubt. Er suchte sich durch eine gewisse zweideutige Popularität, besonders durch Annäherung an die Oberhäupter der Orden einen Anhang unter den Studenten zu machen. Dies gelang ihm mit der Masse vollkommen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er zum Proreftorat gelangte. Da beschlossen die Oberhäupter,

dieses denkwürdige Ereigniß durch eine Nachtmusik und ein Gedicht zu verewigen, und eines Nachmittags, als ich mit Schiller allein in seinem Zimmer auf und ab ging, erschien auf's eleganteste gekleidet der Abgeordnete der gesammten Studentenschaft und brachte Schillern die Bitte vor, er möchte ein Gratulationsgedicht für sie auf Ulrich zur Feier des Prorektoratswechsels machen. Den Zorn Schillers über diese Anmuthung zu beschreiben, ist unmöglich; wir verglichen ihn damals gewöhnlich mit der Wuth des Sultans im Oberon, als Herr Hüon demüthig um einige Backenzähne und um seinen Knebelbart bat, oder im Peregrine Pickle, als der Advokat zu dem Commodore kam und ihm in's Ohr sagte, er sey der Advokat. Beschämt und erstaunt über die wirklich heftige Begegnung, die er von Schillern erfahren hatte, zog sich der Musensohn zurück, und es war Gefahr, die Masse möchte diese Beschimpfung ihres geachteten Anführers nach ihrer Weise durch Einwerfen der Fenster zu rächen suchen. — Uebrigens war wirklich gegründeter Verdacht, daß den Studenten dieser Schritt von boshaften Menschen möchte unter den Fuß gegeben worden seyn, weil die dürftigen Umstände Schillers kein Geheimniß waren. Der Prinz von Augustenburg half bald durch eine großmüthige Unterstützung von hundert Louisdor auf drei oder mehr Jahre.

* * *

Ich habe Schillern nie gesund, sogar äußerst selten angezogen, fast immer im Schlafrock gesehen. Im ersten ganzen Jahre war er ohnehin krank, und l'Hombre, Schach, leichte Gespräche füllten das aus, was man seinen Tag nennen konnte. Er stand oft erst um zwölf, halb ein Uhr auf, ja das Mittagessen verspätete sich am Ende so, daß es bis auf drei, halb vier Uhr hinausgeschoben wurde. Als er sich im ersten Winter unserer Bekanntschaft wieder etwas wohler fühlte, schlug er mir vor, auf

eine Stunde im Schlitten zu fahren, da er sehr gut leiten könne. Er zog sich sehr leicht an. Wir waren sehr vergnügt auf dieser Fahrt, und als wir zu Hause angekommen waren, hatte ihm diese Lustpartie so wohl zugeschlagen, daß er noch länger fahren wollte, und auf meine Weigerung, noch einmal mitzufahren, einen andern überredete, und nun bis in die tiefe Nacht hinein fuhr. Dies zog ihm eine Erkältung und heftige Kolikschmerzen zu, an denen er mehrere Wochen fürchterlich litt. Mitten im größten Schmerz sagte ihm Einer: er jammere ja wie ein kranker Poet; das nahm er nicht übel, sondern lachte mit.

Es war sehr schwer, sein Arzt zu seyn. Er las alle Recepte, wollte die bestimmte Ursache wissen, warum dieses Mittel in dieser Quantität verschrieben worden sey, wie es wirken solle, mechanisch oder chemisch, und haderte oft mit seinem sanftmüthigen Arzte, der unaussprechliche Geduld mit ihm hatte.

* * *

Daß auf Schillers Gesicht Anmuth mit Würde gepaart war, und daß sein freundlicher Blick etwas sehr Anziehendes hatte, weiß jeder, der ihn gesehen und gekannt hat. Aber die Haltung seines Körpers, seine ungestalten Füße (was man in Tübingen Weinstühlchen nannte), und die sonderbare Bewegung seines Kopfes waren sehr unangenehm. In seiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geschmack, was wohl zu verzeihen wäre, sondern er handelte so sehr gegen alle Regeln desselben, daß er meist wunderlich angezogen war, besonders wenn er sich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rothes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zusammen anziehen, und dies gab seiner ganzen Figur, besonders durch die zusammenstoßenden Kniee und auswärts gebogenen Füße etwas Bizarres. So waren auch seine Verbeugungen gegen alle Fremde.

Seine Stimme war im freundschaftlichen Gespräche angenehm

und, eine gewisse Heiserkeit ausgenommen, wohlklingend. Aber ihn eines seiner Gedichte declamiren zu hören, war nicht auszuhalten. Er hatte dabei einen widerlich singenden Schulton. Wer ihn nicht gekannt und ihn declamiren gehört hätte, würde ihn für einen unverständigen Menschen gehalten haben, der nicht weiß, was er liest, und das Schönste verdirbt. Wie ist es möglich, daß die hohe Harmonie, die in Schillers Gedichten herrscht, so wenig von außen erscheinen konnte! An Reinhard (dem französischen Minister) habe ich in Tübingen das Nämliche bemerkt. — Was außerdem seiner Stimme schadete, war sein übermäßiges Tabaknehmen. Graff hat ihn nicht umsonst mit der Tabaksdose gemalt. Er war deßwegen auch immer barbouillé im Gesicht und auf der Wäsche.

Auf was er verfiel, das trieb er mit Heftigkeit und Uebermaß. Er hatte sich ein Pferd gekauft, und nun ritt er alle Tage, und zwar von Hause an im Galopp, und kam oft im Carrière zurück, daß er das Pferd nicht halten konnte und sich nur dadurch rettete, daß das Thier seine Heimath wußte und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei seinem Hause war, wo das Pferd doch stehen mußte. Seine Pferde waren deßwegen alle gefährlich für einen Fremden zu reiten, sie gingen durch, ehe man es sich versah.

Im ersten Jahr geriet er mit erstaunlicher Leidenschaft an's l'Hombre. Wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihm Gesellschaft zu leisten, so lange er noch nicht ganz hergestellt sey. Schiller, Gros und ich spielten nun oft von Mittags nach Tische bis Morgens zwei und drei, gewöhnlich aber bis eilf Uhr fort, wobei man sich nicht Zeit nahm, zu Nacht zu essen, sondern sich am Spieltische aus der Hand serviren ließ. Einst berechnete er seinen Verlust von einigen Wochen, und nun hörte das Spiel auf einmal auf.

Einen Winter hindurch wurden Versuche mit der Laterna

magica gemacht, wie man Geister erscheinen lassen und ihnen sonderbare Gestalten geben könne, weil er den zweiten Theil des Geistersehers bearbeiten wollte.

Im Sommer wohnte ich mit meinem Zögling in einem Gartenhause. Da war eine Kegelbahn, und nun kam er alle Tage zum Kegelspiel zu uns und nahm hohes Interesse daran. Abends aßen wir dann in unserm Garten. v. Stein spielte ebenfalls mit Vorliebe, und sie geriethen oft miteinander darüber in Streit. Ich habe noch ein Titelblatt, von Schillers Hand geschrieben: Abhandlungen über die Kegelkunst von Friederich Freiherrn von Stein, Herzoglich Sachsen-Weimarschen Kammerherrn, Brodhusaren und Kümmeltürken (zwei Spottnamen, die man in Weimar denen Studenten gibt, die sehr nahe nach Hause haben).

* * *

Der Umgang im Innern der Familie Schillers hatte für den, der darein eingeweiht war, etwas äußerst Anziehendes und wird jedem, der ihn genossen hat, unvergeßlich seyn. Er gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetsten Offenheit. Sie möchte ich die personificirte Lieblichkeit, die ganz keinen andern Willen hat, als den des Mannes, und an seiner Größe hinaufstaunt, und die holde Scham nennen. Er nannte sie nur die Decenz, es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. Es schickt sich nicht, war ihr höchstes Gebot.

Für einen Fremden war es fast unmöglich, Eingang in's Schiller'sche Haus zu finden, und Besuche Durchreisender, selbst vornehmer Herren und Damen, z. B. der Gräfin Stollberg, welche auf's Dringendste anfragen ließ, ob sie kommen dürfe, wurden rund abgeschlagen, oft nicht einmal nur abgelehnt. Auch solche, welche nicht in genauem Verhältniß mit dem Hause standen, wurden meist kalt aufgenommen. Man war froh, wenn sie

wieder gingen. Schiller hatte am Ende fast die Fähigkeit verloren, mit andern als ganz intimen Freunden auch nur sich zu unterhalten. Die Basis des Umgangs für die Eingeweihten war ganz einfach: Natur und Wahrheit. Dies fand ich im Anfang und in spätern Jahren, wo unsere Verhältnisse sich verändert hatten, Schiller eine eigene Haushaltung führte und keinen Tisch mehr gab. Man brauchte nichts zu sprechen, wenn man kam, man konnte sich schweigend auf den Sopha setzen und ein Buch nehmen, oder auch nicht: man that, was man wollte und einem gefiel, und gerade das war die Seele des Umgangs. Jeder sprach nur, was ihn interessirte, und oft ergossen sich nun Schiller und Andere in der Fülle ihrer Gedanken.

Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am Interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfest der Gräfin Franciska gnädigst befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademische und Universitätsfreiheit neben einander stellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Militärakademie mehr in's Licht und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sey der Contrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vortheil der Universitäten ꝛc.

Ueberhaupt war seine Sehnsucht nach dem Vaterlande sehr groß und er sprach mit auffallender Behaglichkeit darüber. Es war rührend, wie er sich und Andern oft seinen Wunsch, im Vaterlande angestellt zu werden, vergebens zu verbergen suchte. Es kränkte ihn tief, daß Herzog Karl zu einem Herrn von Beulwitz, der die Prinzen von Rudolstadt auf ihrer Reise begleitete, als dieser bei Tafel von Schiller sprach, gesagt hatte: „ich kenne ihn nicht."

Sehr gerne hörte er uns von dem Tübinger Stipendium

sprechen, das alle ehemaligen Stipendiaten lieben; auch Planks und Spittlers behaglichste Stunden sollen die gewesen seyn, wo davon gesprochen wurde.

Einst kam seine Mutter mit einer seiner Schwestern, einem idealisch schönen Mädchen, die nun gestorben ist. Aber diese brachte lauter Verwirrung in's Haus. Mit der geradesten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil sie nichts Arges hatte, ohne Kenntniß der Welt, noch ihres Sohns, noch weniger seiner Gattin, mit einem hohen Mutterstolz und Schwiegermuttergefühl stach sie beiden, ohne es zu ahnen, in tausend Aeußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche in's Herz, und wäre sie länger geblieben, sie hätte mit der größten Gutmüthigkeit das schöne und zarte Verhältniß zwischen Schiller und seiner Gattin ganz zerstört. Ich staunte über die Fassung, womit Beide ihr Einmischen in Alles aufnahmen.

Lustig war es anzuhören, wenn Schiller in's Rechnen kam. Im Anfange unserer Bekanntschaft war er in seinen Geldgeschäften äußerst nachlässig, und da ich viel mit ihm zu berechnen hatte, so wurde nie eine Rechnung anders berichtigt, als indem es ungewiß blieb, ob er mir oder ich ihm noch einige Groschen, oft auch Gulden schuldig sey. Auf einmal, gegen das Ende der Periode, befleissigte er sich einer Genauigkeit, die an's Kleinlichte grenzte, und er forderte den halben Heller, den er auch ausbezahlte. Er hatte auf einmal rechnen gelernt. Ich erinnere mich, daß er einst im vollen Ernst berechnete, mit wie wenig der Mensch leben könne, und die ganze Summe belief sich auf sechs Thaler. Die Rechnung war etwa in folgendem Sinne: Man kauft sich einen Laib Brod, man hat an einem halben Kreuzer täglich übrig genug. Man ißt in der Woche einmal eine warme Wurst usw.

Als ich nach Jena kam, hatte sich eben ein Professorenkränzchen gebildet, worin ich auch als Mitglied aufgenommen wurde. Die Gesellschaft war Schiller, Paulus, Niethammer, Reinhold,

Schmid, Schütz, die beiden Hufeland, Betsch, Göttling und Fichte. Dazu kamen auch die Frauen, in deren Häusern das Kränzchen war, nachher alle, aber oft auch Goethe, Wieland und Herder, und wenn ein interessanter Fremder durchreiste, wurde er eingeführt. Es war im Anfang sehr lebendig und belehrend, weil alle Fakultäten gegenwärtig waren, und mancher Gegenstand auf das Vielseitigste abgehandelt wurde. Schiller besuchte die Gesellschaft Anfangs mit Vergnügen, aber bald entleidete das große Kind Reinhold ihm die Gesellschaft. Reinhold hatte Aesthetik gelesen. Schiller fing auch Vorlesungen darüber an. Reinhold machte immer sehr große Ansprüche und nahm diese Collision übel. Seine Philosophie fing schon damals an zu stocken, und oft wurden ihm wichtige Einwürfe gemacht. Dadurch verstimmt, kam Reinhold zwar noch in das Kränzchen, aber zog sich immer in den abgelegensten Winkel des Zimmers zurück und sprach kein Wort mehr. Er ließ sich Essen und Trinken von seiner Frau dahin bringen, und Schiller nannte deßwegen die Frau Professorin Reinhold nur Reinholds Raben. Dieses Benehmen mißfiel Schiller, und er gab zwar das Kränzchen noch in seinem Hause, aber er besuchte es nicht mehr.

* * *

Schiller mit seinem heiligen, hohen Gemüth haßte die positive Religion, so wie er sie kannte. Er konnte sich lange nicht vom heftigsten Vorurtheil gegen sie losmachen, denn mit ihr stellten sich ihm alle die Schläge und Qualen, die er beim Unterricht in seiner Jugend erlitten hatte, vielleicht auch die Geschmacklosigkeit, Inconsequenz und Seichtheit des Vortrags zugleich vor. Das gestand er offenherzig. Doch interessirte ihn Religionsphilosophie sehr, und als Fichtes Kritik aller Offenbarung erschien, verschlang er sie, und war von manchen ihrer Ansichten so eingenommen, daß er sie rüstig vertheidigte und den Professor Hufe-

land, der nicht mit ihm einer Meinung war, im Disputiren einst über eine Stunde hinter einem Schrank, wohin sich dieser zurückgezogen hatte, unter beständigen Demonstrationen festhielt.

Von seinem Vorurtheil gegen die christliche Religion befreite ihn Humboldt (der Gesandte in Rom), welcher sich lange in Jena aufhielt. Dieser sagte ihm einst, wie unbillig sein Haß sey; sein Vorurtheil komme von der Erziehung her. Ihm seye das Aeußerliche derselben meist gleichgültig, ob er es schon fast durchaus für nöthig halte, aber das Innere erfülle ihn mit tiefer Ehrfurcht. Dies fällt in die Zeiten, wo Schiller sich auf Philosophie warf, in deren Abgrund er auch versunken wäre, wenn nicht Goethe, der nun anfing, seinen Umgang zu suchen, und sich oft Vierteljahre lang in Jena aufhielt, ihn herausgerissen und aufgemuntert hätte, seinen Blick auch nach Außen zu richten. Es bildete sich überhaupt damals ein reges und schönes Verhältniß zwischen Schiller und Goethe, wenn nicht von der Seite des letztern ein wenig Künstlerneid manchmal mit eingeflossen wäre; wenigstens weiß ich bestimmt, daß Goethe über mehrere Arbeiten Schillers, besonders über Wallenstein, gegen Andere urtheilte: er überzeuge sich nun immer mehr, daß Schiller nie etwas Erträgliches in diesem Fach liefern werde.

## 182. Jena zur Zeit Schillers.

Professor Fischenich, Kammerherr von Stein und ich ritten einst mit Schillern spazieren. Schiller ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die des Wegs nach Hause gingen. Es mochte diesen unangenehm seyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte Einer oder der Andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas voraus war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es ge-

lang ihm, den Zügel seines Pferdes los zu machen, und er ritt nun dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche losschlug, einen Rain hinauf nach und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiniren, aus welcher Macht er Schillern in die Zügel gefallen sey. Er gab keine Antwort, sondern retirirte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer nur zu dem Kerl gesagt habe: „Wer iß Er?" Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen und keine wahre Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesezt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenpartie verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheil aus der Sache gekommen seyn. — Alle diese Vorstellungen halfen nichts. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß Er?" Wir hatten nun oft Streit über den Muth, und ich bestand fest auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Gesellschaft den Streit aufgenommen und weiter getrieben hätte. Herr von Humboldt behauptete mehrmals gegen Schiller, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern bloß ein Werk der Nerven sey, also nichts Willkührliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller hingegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne . . .

Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Madame Schiller war die Frau von Humboldt, Gattin des preußischen

Gesandten in Rom: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller sicherte. Schade nur, daß sie nicht lange genug in Jena blieb. . . . Eine leichtsinnige, nach sinnlichen Freuden haschende, Zerstreuung liebende Gattin hätte für Schillern nicht getaugt. Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter ihrer Handlungen zu seyn. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnte Jahre anstehen, bis sie so etwas unternahm. Gros und ich hatten uns Abends nach Tische mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesezt, und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, womit er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Kommen sehr sanft auf und schwieg, als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, ganz.

Am weimarschen Hofe war es zur damaligen Zeit Mode, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dies war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man sprach mit einander etwa so, wie man in einer größern Gesellschaft seinem Nachbar etwas sagen würde, um nicht von Andern gehört zu werden. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schillerschen Hause zu den Zeichen einer schlechten Erziehung. Es gab dadurch oft lächerliche Auftritte. Z. B. Professor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst Madame Schiller die Geschichte zweier Holzbauern, die sich auf dem

Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, die bei solchen Gelegenheiten vorkommen.

Madame Schiller wußte sich um seines Geschreies willen fast nicht zu fassen, und wir lachten über sie und über die uninteressante Geschichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel sich immer mehr in der Nachahmung der Bauernstimmen, so daß es am Ende auch uns unausstehlich wurde. Als Ilgen fort war, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Das ist ein garstiger Mann, der Professor Ilgen", und erzählte nachher mit allen Zeichen des Abscheus gegen ein solches Geschrei ihren Bekannten die Geschichte.

Daß sie von Adel war, zeigte Madame Schiller durch die Art, wie sie ihre Kammerjungfer behandelte. Sie war hübsch und schien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanstößig. Sie wurde aber immer mit einem gewissen spöttischen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; sie konnte nichts recht machen und wurde immer mit Bitterkeit zurecht gewiesen, auch wo keine Ursache dazu da war. Ich habe, was meine Verhältnisse mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und weiß den Unterschied zwischen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geschlechts, zum großen Vorzug des lezteren, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, besonders wenn sie hübsch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren (was kann denn dieser Misère Großes begegnen?), schnöde behandelt. —

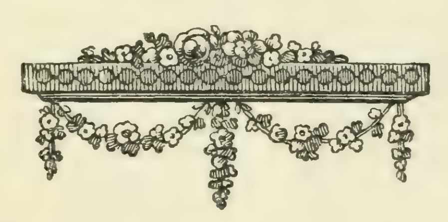
Die wiederkehrende Gesundheit Schillers wurde von uns auf mancherlei Weise gefeiert. Ich gab einst der vertrauten Gesellschaft ein Abendessen in unserm Hause. Wir hatten ein sehr schönes Besuchzimmer, und das Ganze gerieth so gut, daß wir Alle sehr heiter wurden. Wir sangen und tranken alle Brüderschaft miteinander. Wir duzten uns den ganzen Abend, Frau von Wollzogen, Madame Stein, Fischenich, mein Eleve, Schiller und ich.

Am andern Morgen zeigte sich unsere Verlegenheit. Trotz aller innigen Vertraulichkeit, fühlten wir doch tief, daß es sich nicht schicke, Damen dieser Art und auch Schiller zu duzen. Stein fühlte dies eben so lebhaft; er kam, machte sich bei uns etwas zu thun und vermied, die dritte Person zu gebrauchen. Ich lächelte, und da ich merkte, daß er mit uns gleich fühle, so beschlossen wir, wenn wir zu Tische kommen würden, die Brüderschaft zu vergessen, und im alten Ton zu reden. Man schien es uns Dank zu wissen, und wir verloren dadurch in der Meinung der interessanten Menschen nichts . . . .

Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinsicht auf Essen und Trinken ging oft sehr weit. Einst hatte Schiller Besuch von dem jetzigen Adjudanten des Königs von Sachsen, dem General Funk. Er war damals Hauptmann unter der Garde. Schiller war in unserm Garten zum Kegelspiel und lud den Hauptmann zum Abendessen ein. Wir hatten die Kost bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tische zusammengestellt, ein Tischtuch darüber geworfen, und es erschien ein Stück Fleisch mit ein wenig Salat als die ganze Gastmahlzeit, und dabei waren Alle ganz unbefangen, unerachtet es sogar an hinlänglichem Geschirr und Servietten fehlte . . . .

Ein paar verwandte alte Fräulein, die aber wohlhabend waren, kamen durch Jena, besuchten Schillers und waren im halben Mond abgestiegen, einem Bierhause, wo nur Fuhrleute übernachteten. Das geschah aus Oekonomie. Schiller machte sich darüber lustig, und Madame Schiller schämte sich darüber. Es wurde ausgemacht, daß einige von der Gesellschaft sich betrunken stellen, zu diesen Fräulein auf das Zimmer kommen und ihnen spöttisch zu erkennen geben sollten, man halte sie für schlecht, weil sie in diesem Wirthshause logiren. Es war Schillers Idee, die er mit uns sehr lebhaft auszumahlen wußte, auch theilte er die Rollen aus. Da aber ich meinen Eleven zu diesem Scherz

nicht gerne hergeben wollte und auch Stein keine große Lust bezeugte, so unterblieb die Sache, so leid es Schillern war. Auch Frau von Wollzogen hatte sich in der Hoffnung, daß der Scherz ausgeführt werden würde, sehr ergözt. Dies mag auch zum Beweis der Freiheit dienen, die in Jena und unter uns herrschte. Schiller konnte überhaupt jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So verfiel er einst darauf, wir sollten uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischenich, dem Herrn von Stein und mir; er bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fischenich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch in's Land. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse.



183. Fichard erzählte: Schiller sei bei Tisch sehr heiter gewesen und habe sich wohl einen kleinen Spaß mit seinen Tischgenossen erlaubt. Es war Winter, Schlittenfahrt sollte stattfinden, Fichard wollte mitfahren, bedauerte keine Dame zu haben. Schiller ermunterte ihn, von einer gegenüber wohnenden Mutter sich die Tochter zu erbitten. Fichard, mit diesen Frauenzimmern wenig oder gar nicht bekannt, und noch unerfahren in der Sitte, ging in die Schlinge ein, stieg eines Tags nach Tisch geputzt in's Nachbarhaus hinauf. Unterdessen stellte sich Schiller in's Fenster, und sah nun über die Straße, was dort im andern Hause vor-

ging, als Pantomime: Fichard's höfliches Werben, das Erstaunen der Mutter, ihre abschlägliche Antwort und den armen begossenen Hund, der davon lief.

---

184. Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden.

[Rudolstadt, 2. Dezember 1791.]

Schiller ist immer thätig und das ist seine Existenz — doch ahnd' ich es ist ihm ein dumpfes Sein — Aber es kann nicht anders, durchaus ists ihm auch nicht wohl um mich für izt, wenn wir allein zu dreien sind. Alle alten Töne müsten erst ganz verklingen eh uns ein neues stilles Zusammensein erblüht. Wenn sein Geist nicht an blühenden Erscheinungen dabei verlöhre, so mögte ich er heftete sich mehr an Lolo — es ist doch so eine ewige Lüge in seinem Wesen Herz und Sinn gebannt zu haben, bei der ihm nicht wohl sein kann — und das Herz zu theilen hemmt vollends die schönste Kraft. Ach ewig fühl' ichs klärer, in einem Wesen zu ruhen ist die schönste Flamme des Geistes und wenn er darin verglommen ist der Funcken, so fliegt er geläutert aus der Asche — In dem tiefsten Weh liegt ein gewisser Reiz — daß dieses nur von Einem kommen konnte — Ich habe mir dieses Gefühl in diesen Tagen so ausgesponnen, und mir ist so wohl dabei — ich wünschte ich könnt Euch sagen wie? — Auch so harmonisch dünckt mir die Welt, nichts heterogene macht mich wund — Ein Spiel tausendfacher Kräfte — Eine ewige Melodie vernehm ich in allen Ansichten der Natur und der Menschenwelt, in der ich gern zerfließe voll des lieben heiligen Bildes — Ich mögte so bleiben, und diese liebliche Fülle des Seins an euren Herzen aussprechen — so mit niemand reden zu können macht auch oft weh, wie ich hier. Die besten Momente habe ich mit Gleichen, ich ziehe ihn leicht nach mir auf, er ist immer leicht zu stimmen, und giebt nie einen Miston

wenns auch manchmal stum ist — Aber da stöhrt mich waß mich mit Schiller in so höherem Maaße stöhrte — die Frau kann keinen Theil an geistigen Bildern nehmen und es schmerzt mich ihr in ihrem Manne Saiten fühlen zu lassen die sie nicht spielen kann, da sie ihn so sehr liebt.

## 185. Aus Briefen von Reinhold an Baggesen.

Jena den 17. Oktober 1791.

Schiller ist leidlich wohl; vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber Das erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke, oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt, aber kann es jetzt kaum, ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen. — Ein schreckendes Beispiel für mich! Und doch — wäre nur Schiller einstweilen geborgen, wie gern wollte ich mich dann mit der Versorgung begnügen, die mir jetzt meine Gesundheit gewährt.

Jena, den 9. Dezember 1791.

Ueberrascht hat mich Ihre, unsern Schiller betreffende Nachricht, und erfreut über alle Maßen hat mich der glückliche Erfolg Ihrer Verwendung für ihn. Es wird auch keinen Ehrenmann bei uns und bei Ihnen befremden, Dasjenige, was Dänemark schon einmal an einem Klopstock gethan hat, an einem Schiller wiederholt zu finden . . . .

Ihr Brief kam um die Mittagszeit, und Nachmittag hatte ich drei Stunden Vorlesungen, und jetzt — Abends 7 Uhr — hat Schiller Besuch. Ich habe also heute noch nicht meinen

Auftrag an ihn ausrichten können. Indessen werden, wie ich nicht anders vermuthen kann, die Bedingungen, die Sie ihm anzubieten haben, vortheilhaft genug sein, daß ihn sein eigener Vortheil, Sie anzunehmen oder auszuschlagen, bald genug bestimmen wird. Hier hat er Nichts als 200 Thaler — und wenn ihm der Herzog, wie es leicht möglich ist, diese Kleinigkeit lassen will — gar Nichts zu verlieren. Seine Gesundheit geht langsam, aber doch immer vorwärts auf dem Wege der Besserung, und ich habe ihn vorgestern bei unserm wöchentlichen Kränzchen um Vieles heiterer als vor acht Tagen gefunden.

---

Jena [13. od. 14.] Dezember 1791.

Mein Baggesen! Heut frühe hat mir unser Schiller, weil er wegen seinen etwas verschlimmerten Gesundheitsumständen nicht kommen konnte, die höchstmerkwürdigen Depeschen (von denen Sie mir in Ihrem letzten Briefe an mich Winke gaben, die ich nicht verstanden habe) zugesendet und mich auf den Abend zu sich gebeten. Der Eindruck, den der große, herrliche, alle meine hochgespannte Erwartung übersteigende Inhalt auf mich gemacht hat, ist unbeschreiblich, und die Handlung Friedrich Christians und Ernst Schimmelmann's ist und bleibt in meinen Augen ein um so viel größeres moralisches Wunderwerk, je mehr sich dieselbe in ihren Briefen als das natürlichste Resultat ihrer gewöhnlichen Weise zu denken und zu handeln ankündigt. Mit Freudenthränen in den Augen lief ich sogleich zu Schiller'n. Seine Unpäßlichkeit war eine Wirkung des überraschenden tiefen Eindrucks, von dem er sich nur allmälig wieder erholt hat; aber doch noch nicht so ganz, daß er nicht seine Antwort auf einen der nächsten Posttage verschieben müßte. Das Geschenk, dessen Annehmung auch schon durch die Art allein, wie es ihm angeboten wurde, ihm zur Pflicht gemacht wird, überrascht ihn

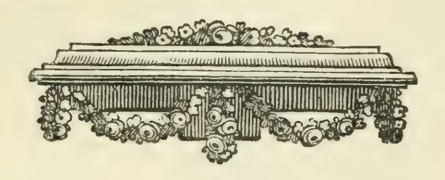
durch die Erfüllung seines alten Wunsches, ein paar Jahre gänzlicher Unabhängigkeit und Muße auf die Grundlegung zu einem bestimmten Plane seines geistigen Lebens verwenden zu können. Vom Annehmen kann wol gar keine Frage seyn. Auch davon nicht, ob er nach Kopenhagen reisen will. Dieß ist nun zu einem seiner innigsten Wünsche geworden. Wie bald es ihm aber durch seine Gesundheit möglich werden dürfte, weiß er noch nicht. Da er vom Herzog von Weimar Pension (200 Thlr. als Professor extraord.) zieht, die er nur gegen ein anderes lebenswieriges Appointement aufgeben kann, so versteht es sich von selbst, daß er, wenn es zu seiner Abreise kommt, nur auf die Zeit seines bestimmten Aufenthalts in Kopenhagen Urlaub nimmt. Gerne wird ihm dann auch unser Herzog die Pension auf immer lassen, wenn nach den drei Jahren sich nicht eine hinlängliche Versorgung in Kopenhagen finden soll; denn die beste Versorgung für diesen ganz zum Schriftsteller berufenen Genius dürfte freilich in einer oder mehrern Pensionen sein, die ihm Freiheit (das einzige Element, in dem er mit voller Kraft wirken kann) zusichert. Schiller selbst hat bisher im Gedränge seiner Empfindungen noch nicht genug zu sich selbst kommen können, über alle diese Dinge, über die ich nur flüchtig und kurz mit ihm gesprochen habe, nachzudenken. Ich schreibe daher nichts in seinem Namen, als daß er sowol durch das Geschenk, als noch vielmehr durch die Art, wie es ihm gemacht wurde, entzückt ist. In meinem sage ich Ihnen, daß seine Antwort Ihrem Wunsche ganz gemäß sein wird. Die Unruhe, mit der Sie mir diese Wünsche in Ihrem letzten Briefe äußerten, schien mir's zur Pflicht zu machen, der durch Unpäßlichkeit verzögerten Antwort unseres Freundes zuvorzueilen. O, wenn Sie den Ausdruck der Freude und der Rührung mit mir in den Augen des edelen Paares hätten lesen können!

Eine Reise im Frühjahr 1792 zu seinem Freunde Körner gewährte Schillern großen Genuß; doch war sie auch durch Krankheits-Anfälle getrübt.

Fischenich begleitete ihn nach Dresden, und philosophische Gespräche beseelten jede freie Stunde. Dann erfreute Schillern auf das innigste ein Besuch seiner Mutter, die eben eine schwere Krankheit überstanden hatte, und seiner jüngsten Schwester. Früher hatte er mir geschrieben: „Heute habe ich einen Brief von Hause erhalten, worin die angenehme Nachricht steht, daß meine Mutter sich anfängt zu erholen. Herzlich hat sie mich erfreut. Ich hoffe noch einmal sie wieder zu sehen und ihr einige frohe Tage zu schenken. Auch dich und Lottchen muß sie noch sehen, und mein Vater euch seine Artigkeiten ins Angesicht sagen.“ Die funfzehnjährige Schwester hatte die schönsten Anlagen. Stellen aus Schillers Gedichten zu declamiren, war ihre größte Freude, und ihre Naivetät machte uns viel Vergnügen.

Mehrere Rückfälle ließen indeß das Schlimmste für Schillers Gesundheit fürchten. Er bedurfte der größten Schonung; öffentliche Vorlesungen wären ihm äußerst schädlich gewesen; selbst Privat-Vorträge verboten ihm seine immer wiederkehrenden Brustkrämpfe. Diese und alle andern anstrengenden Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben, sagt Körner. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften. Aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu seiner Wiederherstellung angeboten; und dieß geschah mit einer Feinheit und Delicatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es,

woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu endigen. Gesegnet sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!



187. Der gefällige Weimaraner [der 1836 das Schillerhaus bewohnte] erzählte uns sein erstes persönliches Zusammentreffen mit Schiller. Es war in einem ländlichen Wirthshause nahe bei Dresden gewesen. Schiller, damals Professor in Jena, hatte dem längst gehegten Wunsche Raum gegeben, einige Tage der Ferienzeit in Dresden zuzubringen. In einem Winkel des Gastzimmers saß eine hohe magere Gestalt, das bleiche Gesicht mit der königlich leuchtenden Stirn von der Umgebung abgewendet, das große stillbrennende Auge dem Fenster zugekehrt. Der Fremde schien, indem er dawar, nicht gegenwärtig zu sein nach Zeit und Raum. Niemand kannte ihn, er saß ruhig und mochte auf Erfrischungen warten, obwohl er nichts bestellt hatte. Hohe Reitstiefeln und Sporen, die er trug, ließen vermuthen, der Fremde sei zu Pferde gekommen, obwohl die Knechte im Hause von einem Pferde nichts wußten. Das Gespräch drehte sich um die Erzählung eines Hinzugekommenen, der so eben auf der Landstraße ein herrenloses Reitpferd aufgefangen hatte. Der Hinzugekommene war eben der freundliche Mann aus Weimar. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über den verunglückten Reiter des flüchtigen Gauls. „Es wird das meinige sein“, sagte der Fremde, und sein blasses Gesicht überflog eine leise Röthe, mehr aus unfreiwilliger Anstrengung, am Gespräche Theil zu nehmen, als aus Schaam, seine beklagens-

werthe Ritterlichkeit einzugestehen. Schiller hatte sein ungezogenes Roß nicht bändigen können; ich weiß nicht, war er abgeworfen oder abgestiegen, und hatte das widerspänstige Thier laufen lassen, um mit der Reitgerte in der Hand den nahen Gasthof zu erreichen. „Es lachte Niemand!" betheuerte der Erzähler mit erhobenem Pathos, „die stille, aber mächtige Gewalt, welche der Anblick dieses höheren Menschen einflößte, bannte zu sehr die Gemüther!"



## 188. Aus den Erinnerungen von Conz.

Schiller lebte und webte damals, als ich in Jena ihn wieder traf (1792), ganz in Kants Schriften; eine Liebe, die er schon früher, wie seine ersten Schriften beweisen, für philosophische Untersuchungen sehr geneigt, mit vielen seiner Zeitgenossen und einer beträchtlichen Anzahl der damaligen Professoren in Jena theilte . . . Mehrere, vorzüglich der jüngern Lehrer dieser Hochschule, versammelten sich wöchentlich einigemale zu abendlichen geselligen Unterhaltungen. Kant und Kantische Philosophie war hier immer der Gegenstand, über den am lebhaftesten gesprochen und gestritten wurde, und Schiller blieb immer so wenig blos Zuhörer, daß er vielmehr mit seinem feurigen Geiste und seinem eindringenden Scharfsinne dem Gespräche oft das größeste Interesse zu geben wußte. Da ich bei meinem Aufenthalte in Jena, von ein paar Monaten, gerade auf einer kleinen literarischen Reise durch einen Theil Deutschlands begriffen, mehreremale Gelegenheit hatte, diesen geistreichen Abendzirkeln beizuwohnen, so konnten

mir diese Besuche nicht anders als sehr anziehend und lehrreich seyn. Aber auch sonst genoß ich oft des geistreichen Umgangs mit Schiller in seinem Hause, an seinem Tische, auf Spatziergängen. Er war die Humanität selbst, so wie seine treffliche, noch lebende Gattin, die ihn liebte, wie er sie liebte, ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit war. Schiller führte mit seiner Gattin um diese Zeit keine eigene Haushaltung. Beide nahmen die Kost bei einem ältern Frauenzimmer des Hauses, worin sie wohnten, die, wo ich nicht irre, Eigenthümerin desselben war. Auch speisten der jetzige Konsistorial-Rath, damals D. legens, Niethammer, und noch ein Landsmann von mir, der, als Erzieher eines jungen Adeligen von Frankfurt, diesen auf die Universität begleitet hatte, der nunmehrige Dekan Göritz, mit seinem Zöglinge in der Gesellschaft. Die Tafel war einfach frugal, und durch Schillers sokratischen Ernst und Scherz — möchte ich sagen — gewann sie die schönste Würze. Schiller sprach nicht viel, aber was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth, er liebte den gemäßigten Scherz; ein Feind des Leeren, und gleichförmig und heiter, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, wie er war, hörte man nur selten ein Wort, einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brausenden Schiller, wie er sich in seinen frühern Schriften, Kabale und Liebe, Fiesko, den Räubern besonders, oft darstellte, jetzt erinnert hätte: wie z. B., als er über eine niederträchtige, kund gewordene That eines damals in Jena angesehenen Mannes, die einer der Gesellschaft während des Essens erzählte, lebhaft entrüstet, aber doch mit edler Haltung selbst lächelnd sagen konnte: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen!“ Solche kräftige Bilder hörte man nur zuweilen von ihm, oft auch, wenn er von Personen sprach, die er wahrhaft achtete, z. B. von des Kirchenraths Gr[iesba]chs Verschwiegenheit in Geschäftssachen: „Seine Brust ist ver-

schlossen wie ein Archiv." — Der Ernst, wenn schon ein milder Ernst, blieb stets vorherrschend bei ihm, und die Sehnsucht nach dem Höheren, Ideellen, von der er ganz durchdrungen war, begleitete ihn oft auch zum Antheil an harmlosen Spielen und Ergetzlichkeiten, denen er sich zuweilen hingab, zum Billard, zum Taroke, zum Kegelschub selbst. Ich erinnere mich, bei einem solchen Zeitvertreibe in einem Garten vor der Stadt ihn gesehen zu haben, wie er auf einmal, von dem Kegelspiele sich wegwendend, die Augen zum schönen Abendhimmel emporhob, und auf die Bemerkung eines der Mitspielenden: „ein trefflicher Abend!" — wehmüthig entgegnete: „Ach man muß doch das Schöne in die Natur erst hineintragen!"

Außer seiner Beschäftigung mit Kant, die sich hauptsächlich doch mehr auf das Studium der Kritik der Urtheilskraft, als der Kritik der reinen Vernunft damals erstreckte, war Schiller zu jener Zeit mit der Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges für den Göschenschen Damenkalender beschäftigt, aber wegen oft gestörter Gesundheitsumstände nicht selten daran unterbrochen. Er war gewohnt, was er den Tag zuvor, oder auch wenige Stunden vor der Komposition aus seinen Folianten: Hugo Grotius und andern, sich zurecht gelesen, sogleich zu verarbeiten. Bei dem schnellen Ueberblicke, den er besaß, bei der Macht der Darstellung, die ihm eigen war, konnte dies seiner Arbeit weniger nachtheilig werden, als es bei minder von der Natur begabten Schriftstellern der Fall hätte seyn müssen; doch haben geistvolle Schriftsteller, z. B. Woltmann, Schlegel, Spittler u. a. bemerkt, daß nichts desto weniger dieses Werk, so verdienstvoll es von vielen Seiten ist, die Spuren einer solchen, zu flüchtigen und rhapsodischen Bearbeitung an vielen Orten nur allzusichtbar an sich trage, und daß die dramatische Trilogie: Wallenstein im Ganzen auf einem viel gründlicheren Quellenstudium beruhe, als eben diese historische Komposition. Poetischen Arbeiten war

Schiller doch auch in jener Periode nicht, wie Döring in seinem Leben Schillers anzunehmen scheint, ganz fremd geblieben.

Die bekannte metrische Verdeutschung einiger der ersten Gesänge von Virgils Aeneide beschäftigte ihn um diese Zeit. Schon in der Militärakademie hatte er diesen Dichter, wie den Homer, den er damals auch im Originale las, liebgewonnen. Drück erklärte den ersten, Nast den zweiten. Besonders, sagte er mir einmal, hätte die Bürgersche Uebersetzung einzelner Homerischen Gesänge in Jamben, die Nast seinen Zuhörern zuweilen vorgelesen, einen erfreulich-begeisternden Eindruck auf ihn gemacht.

Von Virgils Aeneide lieferte der sechszehnjährige Jüngling Schiller selbst einen nicht unbeträchtlichen Abschnitt in einer hexametrischen Verdeutschung in das schon erwähnte schwäbische Magazin. Der Versuch ist nicht uninteressant. Zwar keine regelrechten Hexameter, und eben so wenig eine nach strengeren Regeln berechnete Verdeutschung finden wir hier. Aber das kecke, feurige Genie des jungen Mannes verräth sich mitten unter den Fesseln, die es sucht, und gegen die es sich mitten im Suchen wieder ungebärdig sträubt, und wie oft der Verfasser auch über sein Vorbild hinwegsprudelt, sein Eigenthümliches Fremden aufzuopfern nur wenig fähig, bleibt er doch in jenem rohen Versuche anziehend, eben durch das letzte.

Nur auf eine kunstgemäßere Weise, wie sie Jahre und Studium mußten hervorbringen, möchte dieses beinahe der Fall seyn auch bei den erwähnten, in freien Ottaven gegebenen, späteren Verdeutschungen. Wieland, der während des ersten Aufenthaltes, den Schiller, ich glaube in den Jahren 1789—1790, in Weimar hatte, in freundschaftliche Annäherung mit Schiller getreten, und keineswegs ohne Einfluß auf seine fortschreitende, dem Edlen, Klassischen immer mehr sich zuwendende Bildung geblieben war*),

*) Wieland ist es auch, der auf Schillers wieder auflebende Liebe zu den Alten großen Einfluß hatte, der ihn vermochte, auf's neue wieder das Studium

hatte ihm große Liebe für die Ottaven beigebracht, wie für den Reim überhaupt. Ich erinnere mich, daß er damals für die antiken Sylbenmaße wenig Geschmack bezeugte, und auch die Vossische Hexametrik, die er später erst würdigen und schätzen lernte, als ungefüg, und dem Ohr zu wenig schmeichelnd, nicht sehr achtete. Als ich ihm Proben einer hexametrischen Uebersetzung des Lukans damals zeigte, sprach er nicht ungünstig davon, mahnte mich aber doch mehr ab, die Arbeit fortzusetzen. Es war nach einem Krankheitsanfalle, der ihm angestrengtere Arbeiten verbot, als Schiller sich entschloß, wie er einst in Hexametern die Probe gemacht hatte, nun in vollständigern Gemälden in einer noch freieren, aber dem Ohre mehr zusagenden Bearbeitung den Virgil rhythmisch zu bearbeiten.

Bei meinem ersten Besuche, den ich ihm in Jena abstattete, las er mir, noch frisch von der Freude über das Gelungene, aus einem so eben fertigen Hefte der Thalia von den fast nassen Druckbogen aus die ersten Proben dieser seiner Verdeutschung vor.

Er betrachtete diesen Versuch, wie er mir sagte, als Studium zugleich, um, wenn er sich an eine Epopee geben wollte, der Kunstgriffe im Technischen voraus schon mehr Meister zu seyn. —

Der Gedanke an eine solche Epopee war damals noch lebhaft in ihm. Aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges wollte er seinen Stoff sich schöpfen. Darum waren ihm auch die von Jenisch damals ihm für die Thalia eingeschickten Proben einer Borussiade — so mißlungen sie im Ganzen auch

der griechischen Sprache, das Schiller seit den Jahren seines Abzuges von der Militär-Akademie, vernachlässiget hatte, vorzunehmen, und ihn dabei aus seiner Bibliothek freundschaftlich unterstützte. Dieser Periode verdanken wir die Uebersetzungen, die Schiller aus dem Euripides lieferte, wenn auch nicht den Anforderungen, wie sie heut zu Tage gemacht worden, gemäß, immer gewiß geist- und geniereich, auch in den Anmerkungen. Sie sollten für Schiller, wie er selbst sagte, Studium und Vorübung seyn, die seine zweite dramatische Kunstepoche würdig einleiteten.

waren — nicht unwillkommen, und er ließ, wo ich nicht irre, mehrere Gesänge in dieser Zeitschrift abdrucken. — Er selbst, dem harmonischen Reim ganz damals zugethan, fast bis zur Ungerechtigkeit gegen hexametrische und andere antike Formen, den Jamb ausgenommen, er selbst war fest entschlossen, wenn die Hore der Ausführung des epischen Plans käme, keiner andern Versart, als der Ottaven sich zu bedienen. Allein die Ausführung dieses Plans unterblieb, vermuthlich darum, weil der Entschluß, die dramatische Laufbahn bald wieder auf's neue zu betreten, und frische Lorbeern dort zu brechen, ihm doch noch näher und angelegener war.

In den paar Monaten, daß ich Schillern oft in Jena sah, erinnere ich mich nicht nur einmal ihn gehört zu haben, wie er mit Begeisterung von jener Periode sprach: Es brenne ihn recht in der Seele — waren seine Worte — bald wieder mit einem neuen Drama aufzutreten, und er sey selbst begierig darauf; es müsse sich, ahne er, nach Form und Gestalt ganz unterscheiden von seinen vorigen. Seit er die Griechen studirt, schwebe ihm ein ganz neues Ideal vom Trauerspiel vor. — Ueber einen bestimmten Stoff jedoch, den er etwa bereits gewählt, erklärte er sich damals nie.

Aber das Jahr darauf, als er eine Reise in sein Vaterland gemacht hatte, und sich mehrere Monate, theils in Ludwigsburg, theils in Stuttgart aufhielt, hatte er es kein Hehl, daß er mit dem Entwurfe eines Plans zum Wallenstein sich fleißig beschäftige, wobei er doch mehrere Male unumwunden erklärte, er glaube wahrzunehmen, die zu lang fortgesetzte Beschäftigung mit der abstrakten Philosophie hätte seinem Genius Abbruch gethan. Eine augenblickliche, subjektive — sollen wir sagen Täuschung oder Wahrempfindung? — Da das lange Spalten von Begriffen und bedachtsame Sondern und Kombiniren von Ideen mit den raschen Operationen des schöpferisch-bildenden Geistes in einem

Widerstreite steht. Aber bei solch einem Geiste, wie Schiller, bedurfte es nur wieder der rechten Orientirung bei sich selbst, um bald wieder zu einer völligen und veredelten Restauration seiner ursprünglichen Kraft zurückzukehren. Und sie hat sich bewährt in der Fülle und Tiefe seiner nachherigen Dichtungen. —

## 189. Schiller und Uz.

Ich [Conz] hörte öfter aus seinem Munde ihn nicht nur die energische gedrängte Fülle der Hallerschen Lehrpoesieen, die seinem eignen Tiefsinn und Ernst so sehr zusagten, rühmen. Auch von Utzens lyrischem Schwunge, besonders seiner Theodicee, der herrlichen Lehrode, die also beginnt:

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf, ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang....

sprach er mit dem größten Wohlgefallen, und äußerte mehrere Male den Gedanken gegen mich, er hege den Entwurf, in einem ähnlichen Gedichte, als Pendant zu diesem, die Resultate der kritischen Philosophie, von der er damals ganz begeistert war, wie Utz es hier mit der Leibnitzischen versuchte, in einer Art Wettstreit darzustellen: das Wagestück, mit einem so vorzüglichen Kopfe, wie Utz, seine Kraft zu messen, reize ihn! . . .

## 190. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Durch die Zeitungen erfuhr Schiller, daß man ihm, wie mehreren andern deutschen Gelehrten, ein französisches Bürgerdiplom zugesendet, das von drei Mitgliedern des Nationalconvents unterschrieben war, nach einigen Jahren erhielt er es durch Campe. Schon seit geraumer Zeit hatte die Revolution sich mit Unge-

rechtigkeit und Blut befleckt, und viele edle Franzosen selbst, die den Sieg der Freiheit auf der Bahn des Rechts und durch erhöhte rein menschliche Gesinnung zu erringen gehofft, entflohen, um dem Blutgerüste zu entgehen, in das Ausland. Als das Schicksal Ludwigs XVI entschieden werden sollte, schrieb Schiller (im Dezember 1792) Folgendes an seinen Freund Körner:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben . . . .“

Ehe dieser Gedanke zur Ausführung kommen konnte, war das Urtheil des unglücklichen Königs schon gefällt.

Das Studium von Kants Kritik der Urtheilskraft führte Schillern in immer weitere philosophische Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über *Anmuth und Würde*, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den schon erwähnten *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* bekannt machte. Die Schrift „Anmuth und Würde“ dedicirte er in der ersten Ausgabe unserm Freunde Dalberg mit einer Zeile aus Milton: „Was du hier siehest, edler Geist, das bist du selbst.“ Gewiß ein Muster einer feinsinnigen Dedication.

---

## 191. Charlotte Schiller an Reinwald.

Jena, den 16. Oktober 1792.

Sein Körper wird doch immer stärker jetzt, und er kann besser dem Uebel widerstehen. So ganz mit ruhigem Herzen kann ich die böse Jahreszeit noch nicht ankommen sehen, weil ich schon einmal so sehr in meiner Erwartung betrogen wurde. Voriges Jahr war der halbe Winter ohne merkliche Uebel vergangen, und wie ich die Periode überstanden zu haben glaubte, kam der fürchterliche Fieberanfall doch nach. —

Sie sagen mir recht viel Schmeichelhaftes, mein lieber Schwager, was ich doch nicht ganz zu verdienen glaube. Es ist kein so großes Verdienst, sich in Schillers Launen gut zu fügen. Erstlich hat er doch im Ganzen genommen nicht so viele, dann ersetzen auch wieder seine heiteren freien Momente die trüben leichter. Auch habe ich mir so viel Philosophie zu eigen gemacht, als ich brauche, um die Menschen zu beobachten, und um gerade nicht in allen Momenten das von ihnen zu erwarten, was sie in andern leisten können.

## 192. Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen (1792).

In Jena besuchte ich mehrere Collegien und Studenten-Gesellschaften. Die Lage der Stadt gefiel mir nicht. Eine freie oder doch halb freie und heitere Lage entspricht, dünkt mich, dem Wesen eines Musensitzes. Man mag sich durch Gewöhnung recht wohl befinden in Jena, ich sah aber die Stadt an sich selbst an und hiernach schien sie mir klösterlichen Uebungen angemessener als akademischen Studien. Ueber Städten pflegt bei stiller Luft gern Küchen- und Ofenrauch in Wolkenstreifen zu schweben, aber hier kann er gar nicht über die Berge kommen.

Mich verlangte sehr, Schiller kennen zu lernen; sein „Don Carlos" hatte mich mit hoher Verehrung für ihn erfüllt. In meiner Seele schwebte eine Vorstellung seiner äußerlichen Gestalt, nach dem Geiste seiner Poesie gebildet. Hohe Würde in einer edelschönen Mannsgestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablassung voll Güte. — Das Erste, was mir auffiel, war seine Wohnung, oder vielmehr der Zugang zu ihr; sie fand sich in einem Hinterhause, zu welchem ich über einen gemeinen Wirthschaftshof und einen alten schlechten Corridor entlang hingewiesen wurde; an der letzten Thüre sollte ich anklopfen. Diese äußer-

lichen Dinge in Schiller's nächster Nähe verstimmten mich; sie waren mir wie mit Unverschämtheit dahin gedrängt. Meine Führerin, dem Ansehen nach eine Haushälterin, ärgerte mich auch, sie nannte Schiller's Namen und zeigte mir seine Wohnung mit größter Gleichgültigkeit, als wäre hier nur von den gemeinsten Alltagsdingen die Rede gewesen. Ich klopfte leise an die Thür. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme spricht: „Herein!" — „Kann das Schiller's Stimme seyn?" Mit dieser Frage stand ich ein paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfe noch einmal an; dieselbe Stimme. Leise öffne ich die Thür und erblicke drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. „Verzeihen Sie!" — sprach ich — „wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?" — „Ja!" antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. Da stand Schiller vor mir! Mein Blick überflog ihn vom Haupt bis zum Fuß. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte sagen: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich die hohe Verehrung zu bezeugen, die ich schon seit langer Zeit für Sie empfinde." — Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Kniee eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besonderen Ausdruck, und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehten. Ehre sey Schiller's herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, so wie ich ihn sah. Vielleicht war er eben kränklich und verstimmter Seele. Meine Erscheinung war ihm auf jeden Fall unangenehm. Er mußte die Betroffenheit sehen, womit ich ihn anschaute; denn mein Gesicht konnte eben nichts Anderes ausdrücken. — „Wer sind Sie?" fragte er mit eben der Stimme, die das Herein! gesprochen hatte.

Ich beantwortete diese Frage mit dem Zusatz: daß ich eine Fußreise durch Thüringen mache. Schiller schwieg ein Weilchen, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, und sprach dann leise: „Sie machen also eine Reise?“ — Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen.

Schiller war der erste große Dichter, den ich sah. Künftig will ich gescheidter seyn und das Leibliche großer Dichter und Künstler so wenig, wie großer Gelehrten, deren ich schon mehrere kennen lernte, zum Voraus nach der Idee ihres Geistigen formen. Den Geist vornehmlich will ich suchen, und mich freuen, wenn ich zugleich Humanität und Nachsicht finde.

## 193. Lavaters Aufzeichnungen.

Reise nach Kopenhagen.

Freytags, den 31. May 1793. Jena.

Zehen Minuten nach 10. langten wir in Jena an . . . wo wir erst irrfuhren — und dann zu dem uns freundlich erwartenden Reinhold kamen! —

Wir kamen — da sich einige Gelehrte, die ich gern besucht hätte, nicht in der Stadt, oder, nicht zu Hause fanden, zu Schillern; Ein Mann, den ich längst gern gesehen hätte, und für dessen freyen, männlichen, muthigen und genialischen Geist ich lange schon besondere Achtung hegte. —

Alles dessen, was man mir von seinen kränkelnden Umständen gesagt hatte, ungeachtet — hatt' ich Ihn mir doch viel härter und gewaltiger in seiner Totalbildung — und herrschender in seiner Gesichtsform vorgestellt. Welch einen ganz andern Mann fand ich, als ich vermuthet hatte. — Einen Andern in jedem Sinne. Wie viel gewann Er durch's Gesehn seyn — oder, viel

mehr, wie viel gewann ich! — Ich sahe in dem zwahr kränkelnden, hagern Gesichte nicht den Kraftgenialischen Schnitt, den ich erwartet hatte; Nichts von der messenden Verachtung, die ansteht, ob sie einen zünftigen oder unzünftigen homme de Lettre, mit Sprechen oder Stillschweigen dehmüthigen wolle — Ich fand einen Weisen, einen ruhigen, scharfen, edeln, zwahr in sich selbst sichern, aber nichts weniger, als despotischen Denker, einen vielseitigen Prüfer. So wenig Gespräche von Bedeütung mir erinnerlich geblieben sind, so sehr blieb mir der Eindruck von dem vielbedeütenden Gesichte, und der bescheidenen Gestalt. Mir war der Anblick dieses Mannes um so viel lieber, da Er der Gatte der Lengefeld ist, die mich einst mit ihrer braven Mutter in Zürich besucht und den Wunsch — daß sie recht glücklich seyn mögte, in meinem Herzen zurückgelassen hatte.

## 194. Aus Baggesens Tagebuch.

(1793.)

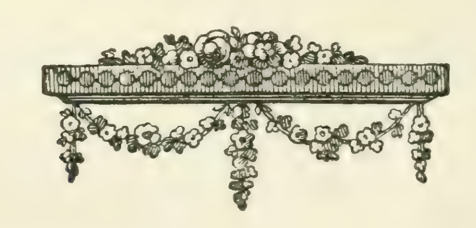
Jena, 16. Juli, bei Schillers Abends. Herrlicher Abend, Hochheimer, Champagner. — 25. Juli. Zu Schiller, den ich allein fand; sie war mit meiner Frau im „Paradiese“. — 26. Juli. Des Morgens mit meiner Frau bey Schiller im Garten. Er las uns seine neuen „Götter Griechenlands“ vor. Wir legten einander unser Glaubensbekenntniß ab. Er A— ich th— durch Glauben. Abends Spaziergang mit der Schiller nach den Teufelslöchern. — 27. Juli. Um 7 alle zu Schillers, die uns mit inniger Freude empfingen, brachten daselbst den Abend sehr munter zu, versprachen bis Sonntag in Nürnberg auf sie zu warten, nahmen darnach Abschied; besonders sie sehr rührend.

195. Baggesen an Reinhold.

Bern, 20. August 1793.

Wir mußten, müde wie wir waren, besonders Sophie, ... in Nürnbergs verfallenen Mauern und Schuttgräben eine gute Stunde in der Dunkelheit herumstolpern, bis wir endlich nach unserer Herberge kamen, wo wir Schillers, die eben angekommen waren, antrafen. Sie waren uns wahre Engel bei dieser Gelegenheit. Sie brachten uns Briefe und Nachrichten von Euch: und wir hatten so was sehr vonnöthen. Den Tag darauf aßen wir Alle zusammen wieder bei dem guten Erhard . . .

Schiller und Erhard lieben und unterhalten einander sehr. Die Schiller war allerliebst. Er ist mir immer lieber und lieber geworden. Wir machten die Reise von Nürnberg nach Anspach, und von da nach Feuchtwang zusammen — unmöglich kann man simpler, freundschaftlicher, humaner sein, als er während der Zeit war.



## Besuch der Heimat (1793—94).

196. ### Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller an Körner: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden." Das Verlangen, dasselbe nach so langer Zeit wiederzusehn, ward lebendiger; und im August unternahm er mit seiner Gattin die Reise nach Schwaben. Er verweilte zuerst in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo er die freundlichste Aufnahme und in dem Umgange mit einigen geistvollen Männern die angenehmste Unterhaltung fand. Das kleine Gemeinwesen, in der lachendsten, reichen Gegend, wo Ordnung, Fleiß und Wohlhabenheit die Bürger beglückte, erfreute Schillern sehr, und das Wiedersehen der Eltern, Schwestern und Jugendfreunde nach so langer Trennung labte sein Herz.

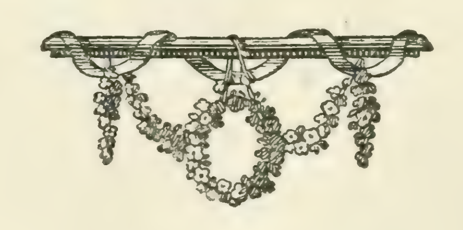
Von Heilbronn aus schrieb er dem Herzoge von Würtemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt. Er erhielt zwar keine Antwort; aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignoriert werden."

Seit dem Frühling 1793 lebte ich in Schwaben, mehrentheils auf dem reizenden Landgute der Frau von Senkenberg, Gaisburg, wo ich das Cannstatter Bad gebrauchte, dessen gelinde Wirkung die Aerzte für mein Nervenübel sehr zuträglich fanden. Meine Krankheit hatte in den letzten Jahren so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß ich's billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung seine Freiheit wieder zu geben. Ich wollte in diesem Zeitpuncte allein stehen und handeln und keinen meiner Freunde in die Unannehmlichkeiten verflechten, die bei der Auflösung eines solchen Verhältnisses nicht ausbleiben. Ein einsames, stilles Leben war mein innigstes Bedürfniß.

Im September besuchte ich Schillers in Heilbronn, da meine Schwester ihrer Niederkunft entgegen sah. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Nähe der Seinen hielten Schiller in sehr milder Stimmung.

Ich erinnere mich sehr merkwürdiger Gespräche, die Schiller in Heilbronn mit dem berühmten Arzte Gmelin über thierischen Magnetismus führte. Diese wichtige Entdeckung unsrer Zeit zog ihn sehr an; doch fand er seinen eignen Krankheitszustand für Versuche dieser Heilmethode nicht geeignet.

Da von dem Herzoge von Würtemberg keine Feindseligkeit zu befürchten war, zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er den Seinen näher war; denn sein Vater lebte als Major auf der Solitude, und hatte die Oberaufsicht über die fürstlichen Gärten und Pflanzschulen. Vorzüglich zog ihn dahin sein treuester Jugendfreund von Hoven, in dessen geistreichem Umgange und einsichtiger ärztlichen Pflege er für sich und die Seinen die größte Beruhigung wie die angenehmste Unterhaltung zu finden hoffte. Er fand beides im reichen Maße. Hr. von Hoven und seine liebenswürdige Frau thaten Alles, um den Ludwigsburger Aufenthalt angenehm zu machen.



## 197. Schiller in der Reichsstadt Heilbronn.

Schiller hielt sich in den Jahren 1793 und 1794 längere Zeit in der damals reichsfreien Stadt Heilbronn am Neckar auf. Er hatte sich schon einen großen Namen durch seine ersten dramatischen Werke, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos erworben, befand sich aber gerade auf der Stufe der Entwicklung, wo ein Stillstand in der Produktion eingetreten war und er sich durch tiefere Forschungen und sorgfältigere Studien zu seinen späteren, noch höher stehenden Werken vorbereitete.

Seine Biographen sind über diese seine Lebensperiode wenig befriedigend. Sie geben zum Theil unrichtige Nachrichten, welche zur Ergänzung unserer Kenntniß vom Leben des großen Mannes berichtigt zu werden verdienen. Wir sind in den Stand gesezt, diese Lücke theilweise auszufüllen, und versuchen es in der folgenden Skizze.

Als Schiller nach Heilbronn gekommen war, in der Absicht daselbst zu wohnen, übersendete er vom Gasthof aus eine Eingabe an den Magistrat der Stadt, in welcher er seinen Wunsch aussprach und die Erlaubniß zum Aufenthalt nachsuchte. Der Magistrat ertheilte ihm nicht nur diese Erlaubniß gerne, sondern ließ ihm auch durch ein aus seiner Mitte abgesendetes Mitglied, einen Senator, „vergnügten Aufenthalt" wünschen. Dieser Beschluß wurde gefaßt, troß der nachbarlichen Verhältnisse der Reichsstadt zu Württemberg und der wohlbekannten Gesinnung des Herzogs von Württemberg gegen den Dichter.

Der Senator, welcher den Auftrag erhalten, die Entscheidung des Magistrats persönlich zu überbringen, ein vielfach unterrichteter und wissenschaftlich gebildeter Mann, machte es sich zur besondern Aufgabe, dem berühmten Gast den Aufenthalt in Heilbronn so angenehm als möglich zu machen und ihm insbesondere dadurch nützlich zu werden, daß er ihm die in der Stadt befindlichen literarischen Hülfsmittel, die öffentliche Bibliothek, das

städtische Archiv und einen Leseverein zugänglich machte. Er wurde auf diese Weise näher mit Schiller bekannt, erhielt häufig Besuche von ihm und begleitete ihn auch bei Ausgängen in die Stadt und in die Umgegend. — Mündliche Ueberlieferungen in der Familie dieses Mannes, einige gerettete Bruchstücke eines von ihm über diese Bekanntschaft geführten Tagebuchs, auch mehrere Briefe Schillers an denselben sind das Material, auf welches die nachfolgenden Ergänzungen und Berichtigungen der bisherigen Biographien sich gründen.

Der Aufenthalt in Heilbronn war besonders geeignet, in dem scharf beobachtenden und fein fühlenden Dichter Eindrücke zurückzulassen, welche ihm bisher fremd geblieben waren und auf seine späteren Produktionen einigen Einfluß äußern mußten. — Schiller hatte bisher das deutsche Volk nur aus dem Leben in Residenzen, in fürstlichen Landstädten und in Dörfern, in Stuttgart, Marbach, Mannheim, Dresden, Weimar, Jena, Rudolstadt, Bauerbach und Oggersheim kennen gelernt. Das ganz eigenthümliche Leben aber, wie es sich in den von Fürsten- und Beamtenherrschaft unberührt gebliebenen Reichsstädten gestaltet hatte, in diesen ehrwürdigen Resten des uralten Selfgovernment des deutschen Volks, war ihm noch ganz fremd geblieben. Er hatte sich nie längere Zeit in einer Reichsstadt aufgehalten. Er hatte zwar einige Jahre früher in Frankfurt verweilt, aber doch zu kurz und unter Umständen, welche ihm genaue Blicke in das innere Leben dieser Stadt nicht gestatteten, in Gesellschaft von Mannheimer Schauspielern, wo er, wie er selbst in einem Briefe sagt, „von Fresserei zu Fresserei herumgerissen wurde und kaum einen nüchternen Augenblick erwischen konnte."

Seinen lebhaften Wunsch, das Leben in einer Reichsstadt kennen zu lernen, sprach er bei seinen Antrittsbesuchen deutlich aus. Seine zweite Absicht, die Nähe der Stadt an der Grenze des ihm bisher noch verschlossenen Württemberg zu Verbindungen

mit Freunden in der Heimath zu benutzen, stellte er nicht voran und sprach dieselbe erst später im Vertrauen aus. Es war aber auch diese zweite Absicht nicht die einzige, und die erste war nicht bloß zum Schein vorangestellt. Schiller kehrte im Jahre 1794 wieder nach Heilbronn zurück, als nach dem Tode Herzogs Carl von Württemberg der zweite Grund ganz weggefallen war.

Goethe, Wieland, Schubart waren in Reichsstädten geboren und hatten dort ihre erste Bildung erhalten. Klopstock erreichte in Hamburg seine höchste Ausbildung, seinen größten Ruhm. Auch mehrere Vorgänger dieser Männer, Hagedorn, Geßner, Haller, Bodmer hatten in Gemeinwesen mit ähnlicher Verfassung ihre Bildung erhalten und in solchen gelebt. Ueberhaupt zeigt ja unsere ganze Geschichte, daß Städte der Art von jeher ein günstiger Boden für originelle Produktionen gewesen sind. — Eine solche Umgebung in der Nähe kennen zu lernen, mußte für Schiller von bedeutendem Interesse seyn; jedenfalls konnte der Aufenthalt in einer solchen Atmosphäre nicht ohne Einfluß auf seine späteren Arbeiten bleiben ....

Wenn Schiller mit jenem Senator, welcher sich ihm besonders widmete, durch die von ihm bewohnte belebte Neckarsulmer Straße ging, konnte er die große Verehrung bemerken, deren sein Begleiter wegen seines Amtes genoß, und wie die Bürger, welche Abends auf den Bänken vor den Häusern saßen, sich erhoben, ihre Häupter entblößten, und doch auf Anreden das Gespräch auf's ungezwungenste fortzuführen wußten. Wenn er jenen Senator oder den regierenden Amtsbürgermeister in ihren Wohnungen besuchte, konnte er bemerken, wie leicht hier auch dem geringsten Bürger der Zutritt zu den regierenden Herrn gemacht war, und wie die in Bescheidenheit gestellten Fragen nicht bloß das Amt, sondern das ganze Leben betrafen, besonders alles, was ein wissenschaftlich gebildeter Mann vor einem andern voraus hat, wie die Fragen von den Senatoren auf die freundlichste Weise be-

antwortet wurden, wie aber auch so oft ein Rath, ein Wunsch des Senats als ein Befehl geachtet und befolgt wurde. Diese Verbindung von Verehrung und Vertrauen der Untergebenen gegen ihre Obrigkeit war dem Dichter so neu und überraschend, daß er sich öfters verwundert darüber aussprach und besonders bemerkte, wie hier ganz anders als in den Fürstenländern regiert werde, eine Aeußerung, welche um so mehr im Gedächtniß blieb und wiederholt wurde, als der, an den sie gerichtet war, später die Regierungsweise in Fürstenländern selbst kennen lernte. Es bestand hier allerdings ein ganz anderes Verhältniß zwischen den Regierenden und Regierten, als in fürstlichen Ländern hergebracht ist, wo die Beamten gegen ihre Untergebenen so oft einen hochfahrenden, scharfen, befehlenden, streng abgemessenen Ton anzunehmen gewöhnt, oft sogar genöthigt sind. Und doch hatten diese städtischen Rathsherrn eine viel größere Befugniß, als fürstliche Beamte. Sie entschieden über die höchsten Güter ihrer Bürger in zweiter Instanz und in der Regel in der lezten. Ueber ihnen standen zwar noch die höchsten Reichsgerichte, aber diese Behörden waren, in Heilbronn wenigstens, so unbekannt und fremd, daß in hundert Jahren keine Klage von den Bürgern der Stadt bei ihnen anhängig geworden war.

Eine solche wohlgeordnete Freiheit mußte besonders dann einen lebhaften und günstigen Eindruck auf Schiller hervorbringen, wenn er sie mit der hochtönenden, gewaltthätigen Freiheit verglich, welche zu gleicher Zeit in Frankreich mit so furchtbaren Mitteln zur Geltung gebracht worden war. Der volle Unterschied zwischen dem freien Mann und dem Sklaven, welcher die Kette bricht, zwischen geordneter deutscher Freiheit und gewaltsamer französischer konnte ihm nicht in deutschen Fürstenländern, nur in einer gut regierten freien Stadt zur Anschauung kommen. „Die heilige Ordnung, die segensreiche Tochter des Himmels, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet, die der Städte

Bau gegründet," konnte er nicht in fürstlichen Gebieten, nur in einem solchen Gemeinwesen verwirklicht sehen. Jenen freien, leichten, freudigen Gehorsam gegen die Obrigkeit und ihre Gesetze, von welchem er in seinem berühmten Lied von der Glocke spricht, hatte er gewiß nicht in fürstlichen Ländern gefunden, welche zur Feststellung der Ordnung so viele Befehle nöthig haben und zur Ausführung ihrer Befehle so viele Beamte und Soldaten brauchen, sondern nur in Städten, deren Oberhäupter mehr durch die Sitte als durch das Gesetz, mehr durch Rath als durch Befehl, und mehr durch das Vertrauen auf ihre Bürgerschaft als durch Soldaten regierten.

Das Lied von der Glocke, schon im Jahre 1789 entworfen und einige Jahre nach 1793 veröffentlicht, erhielt zwar nicht in Heilbronn seine Vollendung, aber durch den Aufenthalt daselbst einige seiner lebendigsten Bilder und hellsten Farben. In dieser Stadt konnte er auch die besten Modelle von Meistern finden, welche die muntere Arbeit mit guten Worten zu begleiten gewohnt und geübt waren. Die vielfache Verbindung der Männer von höherer Bildung mit Männern des Handwerks, die guten Lehranstalten und der fleißige Besuch auch der höheren Classen derselben von Jünglingen, die zum Handwerk bestimmt waren, verbunden mit dem überhaupt hier gewöhnlichen heitern, wortreicheren Verkehr und einem damals noch allgemein verbreiteten Gefühl des Wohlbefindens — alles dieß begünstigte mehr als irgendwo die Verbindung der Arbeit mit geistigen Regungen, das Verschönern der engern Bedürfnisse des Berufs mit allgemeinen Gedanken.

Von besonderem Interesse für Schiller war es ferner, daß er hier von dem Leben und Streben des zahlreichen, in der Nähe der Stadt angesessenen freien Reichsadels nähere Kenntniß erhielt. Die meisten Mitglieder dieses Adels hatten ihr Absteigequartier im Gasthof, in welchem Schiller anfangs wohnte und

in dessen Nähe er sich nachher eine Wohnung gemiethet hatte. Der Ritterkanton Kraichgau, welcher die meisten derselben zu einer korporativen Verbindung vereinigte, hatte sein Conventhaus, seine Kanzlei und sein Archiv in derselben Straße. Der Direktor und mehrere Ritterräthe wohnten den größten Theil des Jahres in Heilbronn. Mehrere derselben, eifrige Freunde der Kunst und schönen Literatur, freuten sich, den Dichter kennen zu lernen. Diesen interessirte aber insbesondere ihre Verbindung, welche in der Nähe von seiner Wohnung äußere Gestalt angenommen hatte. Er hatte in Stuttgart, Mannheim, Dresden meistens nur Mitglieder des Adels gesehen, welche zum abhängigen Dienstadel gehörten, seltener Mitglieder des freien Adels, und wenn er auch einige kennen lernte, so waren es vereinzelte. Hier fand er eine vollständige Republik dieser Dynasten, welche entschiedenen Freisinn, insbesondere den Fürsten gegenüber, mit fester Anhänglichkeit an Kaiser und Reich verbanden, und von denen mehrere, wie die Berlichingen, Gemmingen, Sickingen, Weiler ꝛc. durch Namen und eigenen Werth an berühmte oder hochgeachtete Ahnen erinnerten. Hier kam ihm wohl zuerst der freie Adel als ein wesentliches Element geordneter Volksfreiheit zur Anschauung. Hier wurde ihm wohl auch mehr als anderswo der große Unterschied zwischen abhängigem Dienstadel und freiem Adel sichtbar. Bei dieser Congregation des freien Adels und in dieser freien Stadt, welche von demselben umgeben war, fand er auch die in den Fürstenländern beinahe vergessenen Worte Kaiser und Reich, ihre Embleme und Farben noch in ungeschwächtem Ansehen.

Diese Gedanken, seinen früheren Werken fremd, wurden in seinen späteren lebendig und lichtvoll dargestellt. Wallenstein ist ein ergreifendes Bild der zerstörten Einheit des Reichs, der Folgen dieser Zerstörung, des unheilvollen dreißigjährigen Kriegs und mißlungener Versuche, die Einheit herzustellen. Kaiser und Reich ist aber der in Wolken verhüllte Hintergrund dieses ernsten

Gemäldes. Ferner, das lezte Drama des deutschen Sängers, Wilhelm Tell, läßt sich ohne lebendige Anschauung von Kaiser und Reich gar nicht recht verstehen, und die Hauptvorwürfe, welche gegen dieses lezte Meisterwerk, diesen erhabenen Schwanengesang des Dichters erhoben worden, sind nur daraus entstanden, daß so vielen Lesern, beinahe der ganzen Generation seit Schillers Tod, diese Gedanken an ein Reich und einen Kaiser ganz abhanden gekommen sind und eine Anschauung davon fast gänzlich fehlt. . . .

Von besonderem Werth war Schillern der Aufenthalt in Heilbronn auch bei seinen Studien über den dreißigjährigen Krieg und seinen Vorbereitungen zum Wallenstein. Über den Anfang des Kriegs geben die Heilbronner Archive und Chroniken manches Licht, weil diese Stadt der Ort war, wo die Union sich versammelt hatte. In der Nähe der Stadt ist das Schlachtfeld von Wimpfen. Man zeigt jezt noch die Stelle, wo der Marggraf von Baden nach dem Verlust der Schlacht sich einen Trunk Wasser auf der Flucht erbat, und man sah damals noch die Schanzen, welche Tilly bei Wimpfen erbaut hatte. Von den Greueln der Soldatenherrschaft hatte aber eine Stadt nur zu viel zu berichten, welche bald in den Händen der Schweden, bald in denen der Kaiserlichen war.

Die nachfolgenden Bruchstücke aus einem Tagebuch über die Unterhaltungen jenes Senators mit Schiller beurkunden das lebendige Interesse, das der große Mann an den verschiedensten Gegenständen des Wissens nahm, und bezeichnen insbesondere seine damalige Gedankenrichtung.



## 198. Aufzeichnungen des Senators Christian Ludwig Schübler.

Sontags den 1. Sept. 1793.

Nachmittags um 3 Uhr kam Hofr. Schiller unvermuthet zu mir (in einem schön verzierten seidnen Kleid) und bat mich, mit ihm zu Amtsbürg. M. von Waks zu gehen; er hätte ihm schon lange aufwarten sollen, könne es nicht länger anstehen lassen.

Ich hatte eben einige Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffieng, als Vorbereitung zu der nächsten Sonnenfinsternis. Schiller gab sich sogleich viel mit diesem Spiegeln ab, und bemühte sich, das Sonnenbild im 3ten und 4ten Spiegel zu finden. Alsdenn ergözte er sich sehr an meinem Glasconus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer machte.

Wir giengen nach 4 Uhr zu Hrn. Amtsbürgerm. v. Waks, welchen die Bekantschaft Schillers sehr freute. Es wurde viel von Frankreich gesprochen, von Mainz, von den Emigranten. Schiller sprach [sich] sehr vorsichtig und (wie es schien) unleidenschaftlich aus.

Wir giengen nach 5 Uhr weg; Herr Schiller wollte noch 2 Besuche machen; aber während wir über die Strase giengen, empfand er Frost, und eilte nach Hause, sich wärmer anzukleiden. Ich ward auf einen Augenblick nach meinem Haus gerufen; als ich darauf wieder zu ihm in sein Zimmer kam, ließ er mich nicht mehr von sich, war im Hauskleid, und ich muste mit ihm u. den seinigen Thee trinken. Er war sehr gesprächig.

Da wir von den Sternen sprachen, fiel ihm eine Stelle aus der Odyssee ein, welche er (nach Vossens Übersetzung) recitirte. Sie handelt vom Ulysses, der, einsam in seinem Schiff fahrend, nach dem Wagen, und Orion sieht.

Darauf kam ich mit ihm auf die Quadratur des Cirkels zu sprechen, worüber er mir sehr aufmerksam manche Frage vorlegte; Noch mehr über die Ellipsen, und parabolische Wege. Ich

trug (so gut ichs konnte) die Gründe vor, auf welchen die Theorie der Conusschnitte beruht.

Den 4ten Septemb. sprach ich wieder Herrn Schiller in dessen Behaußung. Er unterredete sich mit mir von der am nächstfolgenden Tag zu erwartenden Sonnenfinsternis, und freute sich auf dieselbe. „Es ist ein erhebender Gedanke, (sagte er) wenn man sich in der Phantasie vorstellt, wie so viele tausend Menschen in einer Stunde ihre Augen nach einem Gegenstand richten, und das grose Schauspiel zu gleicher Zeit genießen!" —

Ich sagte ihm hierauf, was ich in Röslern und andern Astronomen über Sonnenfinsternisse nachgeschlagen, worauf es dabei ankäme, auf was man besonders zu merken hätte ...... Er wollte nicht glauben, daß sich Zeichen von einer vorhandenen Athmosphäre um den Mond wahrnehmen ließen, und hielt das verschiedene Licht am Rand, wenn der Mond in die Sonne eingetreten ist, (welches die Beobachter bemerkten) für etwas anders. Er sprach viel darüber ....

Hierauf erzählte er mir auch Anekdoten von Kant, und brach in Lobeserhebungen desselben aus, weil sein Geist so viel umfasse, außer Philosophie auch sehr viel von Chemie, Mathematik, Geschichte, und selbst Jurisprudenz. Kant sei gar nicht gereist, und wisse doch erstaunlich viel von andern Ländern im Detail ... Sein neues Buch über die Offenbarung sei mit hohem Witz geschrieben, und ganz eigenthümlich .. Leibniz habe durch seine Theodicee gar zu viele Blöse gegeben; es sei unbegreiflich, wie dieser Mann, der so weit und so scharf gesehen, so nach altem Schlag habe argumentiren moegen ... Kant würde, wenn er auch vor 100 Jahren gelebt, sich nicht so weit durch sein Zeitalter haben binden lassen ..... Über die Comentatoren der Kantischen Kritik bemerkte er, man lerne aus keinem das, was man aus Kant selbst lerne. Die Mühe werde reichlich belohnt, die man auf seine freilich beschwerliche Lectüre verwende.

Den 5ten sprach ich ihn nicht; Mittags war die grose Sonnenfinsternis, von der wir aber zu Heilbronn wegen trüber Wittrung nichts sahen.

Donnerst. den 6ten kam ich wieder zu ihm; er war vergnügt und heiter. Er erzählte mir von Dresden, von der Güte und Thätigkeit des Churfürsten, aber auch von dem Zwang, den die Etikette anlege, von dem Verhalten der Hofleute, und anderer Personen in Stellen und Aemtern, wie sie sich gegenseitig beobachteten, sich vor einander genirten; von der kleinen Anzahl von Gelehrten.

Dann bemerkte er einiges über Jena. Mathematik werde daselbst wenig cultivirt; Prof. Vogt (aus Gotha gebürtig, welchen ich noch persönlich bekannt) sei gar nicht der rechte Mann dazu; er mache sich oft lächerlich durch unpaßende Gleichnisse, über Gegenstände, die außer dem Gebiet der Mathematik laegen, rede er oft ganz ungeschikt. Succow sei zu alt.

Hierauf schilderte er mir Goethes Charakter und Studien. Er habe eine grose Überschaulichkeit, und Neigung, die Natur zu studiren; Aber überall müsse viel Sinnlichkeit dabei seyn. Er habe ihm (Schillern) vor einiger Zeit gesagt, nun mache er sich auch an Kants Philosophie; Aber Goethe habe warscheinlich doch nicht genug Assiduität und Geduld.

Goethe sei mit dem Herzog v. Weimar in Champagne gewesen, und sei noch gegenwärtig immer um diesen im Lager. Der Herzog sei gar sehr an ihn geheftet. Er sprach dann von der Ursache, warum der Herz. von Weimar in diesem Krieg so selten genannt worden sei. Es werde überall so angelegt, daß er sich fast niemals auszeichnen koenne und dürfe.

Hierauf erzählte mir Herr Schiller auch von Wieland und von den Unternehmern der Al. Literat. Zeitung.

Er (Schiller) habe sich 1789 mit Wieland verbinden und den deutschen Merkur gemeinschaftlich mit ihm herausgeben wollen;

da sei er nach Jena als Professor berufen, und zu sehr zerstreut worden. Die Abnahme des d. Merkurs falle Wielanden so beschwerlich, daß er ihn beinahe aufgeben werde; Reiner Gewinn könne ihm etwa 250 Thlr jährlich bleiben.

Wir kamen drauf auf Plutarch, Lucian, Sophokles, Homer und Aristophanes zu sprechen. Plutarchs Paralelen blieben immer meisterhaft; aber daß er so viel Aberglaube zeige, so oft von Augurien spreche, sei kaum erklärlich.

Lucian sei ein sehr feiner Beobachter und aufgeklaerter Kopf; aber er schwazze doch oft zu lange über triviale Saezze, und satirisire ohne Recht über viele gute Speculationen, und die Philosophie; Von Plato und Aristoteles hätte er mit weit mehr Würde sprechen sollen.

Sophokles gehe weit über Euripides, Aeschylus sei auch gros.

Homers Odyssee unterhalte uns doch mehr, als seine Iliade; Man sei da mehr zu Hause; Vorzügliche Stellen seien seine Zusammenkunft mit Telemach. —

Aristophanes sei gar ein groser Originalkopf. —

Es freute Schillern sehr, als ich ihm sagte, ich hätte vieles von ihm im Original mit Intreße gelesen, und als ich ihm manche komische Stellen anführte.

Schützens Übersetzung der Wolken solle ich lesen; auch werde dieser eine neue Übersetzung der Frösche für seine Thalia ihm mittheilen, worinn er zeigen werde, daß sich wol mehr leisten lasse, als Schlosser in Carlsruh geleistet habe.

---

Ich as mit Hrn Schillern hierauf zu Nacht, und blieb bei ihm bis 11 Uhr. Er erzählte mir viel von Kotzebue, und dessen windichter Aufgeblasenheit. Sein Charakter sei einmal schlecht. Schiller erzählte von dessen wunderlichem Betragen zu Weimar, (besonders in einem Garten, wo ihn seine Mutter Schillern, Wielanden und Goethe präsentiren wollte).

Am Ende sprachen wir noch allerlei von Policei Anstalten, von Abwehren zudringlicher Bettler, von Instituten bei hartem Winter, von Abnahme der Empfindung für Unglückliche. In Jena sind elende Armen-Besorgungen.

Sonnabend. Den 7 ten Sept.

Ich vernahm abends, Schiller würde wol morgen von hier abreißen. Ich gieng zu ihm; er saß eben an einem Tisch und schrieb ein Billet an mich. Er sprach darauf sehr vertraut mit mir, entdeckte mir auch seine Lage, und seine Hofnungen. Ich misrieth ihm seine Reise, und konnte seine Gründe gar nicht gut heißen, widersprach ihm daher sehr bestimmt. Aber er blieb auf seinem Entschluß, morgen nach Ludwigsburg zu reißen; und sein Gepäcke mit zu nehmen.

Wir sprachen alsdenn wieder von literarischen Dingen; er las seiner Frau mit vielem Ausdruk mein Gedicht über die Reichsstädte (aus den Dessauer Berichten 1784) vor, und sagte: es habe wahren Schwung; — sei mit Wärme gedichtet, der Gegenstand anziehend, rührend .... Die Verse aber seien hie und da rauh; ich solle sie feilen; er wolle die Ode sogleich in seine Thalia einrücken. — — (Ich hatte wol seit 6 Jahren das Ding nicht mehr angesehen, und fühlte wol die Härte und Licenz vieler Verse.)

---

199. Die Wirthin, bei welcher Schiller anfangs wohnte, erzählte noch lange von dem Eindruck, den er gemacht, wie er leidend ausgesehen und deßwegen nach einer ruhigeren Wohnung in einem Privathaus sich gesehnt, aber solche nicht so leicht gefunden habe, weil es damals wenige Miethwohnungen gab, und jede Familie ihr eigenes Haus mit wenigen Zimmern, aber mit vielen andern Räumlichkeiten bewohnte.

---

An Fischenich.

Ludwigsburg 7. Novmbr. 1793.

Wir haben unsern Wohnort für diesen Winter verändert; und bleiben in Ludwigsburg, wo Schiller seiner Familie und seinen Jugendfreunden näher ist als in Heilbronn. Dort war es uns gar zu leer an Unterhaltung. Der reichsstädtische Ton ist nicht der angenehmste, und zumal in einer schwäbischen Reichsstadt rc. Ich verlange wenig von fremden Menschen mehr, und bin leicht zufrieden, wenn ich nur einen artigen Umgang finde, und Cultur, die mir wohl thut im Umgang. Da ich nichts für mein Herz suche, so bin ich leicht befriedigt. Sie können also glauben, daß ich unparteiisch beobachte.

Ich fühle mich so reich in Schiller's Liebe, in dem Besitz meiner wenigen Freunde, in dem Besitz meines kleinen Karl (so heißt er), daß ich überall glücklich bin, wo ich Ruhe habe, und es mir also auch hier wohl ist. Wären Sie mit uns, mein lieber Freund, so wäre ich wohl noch glücklicher. Ihr Umgang gab uns so viel Freude; und auch Sie waren gern bei uns, fühlte ich. Wären Sie jetzt mit uns, würde Sie auch der Kleine freuen; nicht wahr? . . . .

Schiller hat jetzt keine Rücksichten mehr zu beobachten, weil der Herzog todt ist, und hat freien Fuß. Hier war er schon früher ungestört, und der Herzog ignorirte ihn; aber nach Stuttgart konnte er doch nicht so ohne Weiters.

Ich sah Schiller's Bild von Graff in Dresden, das Professor Müller in Kupfer sticht. Ich bin aber doch nicht ganz mit dem Bild zufrieden; ich finde, Schiller hat mehr Geist noch in seiner Physiognomie; aber schöner ist das Bild. In Stuttgart gefällt es mir gut in Ansehung des Umgangs, weil viel Künstler da sind, mit denen ich gern umgehe.

An Erhard.

Ludwigsburg, 28. Januar 1794.

Sie werden sich wundern, daß wir unsern Aufenthalt verändert haben, vier Wochen waren wir in Heilbronn, da fanden wir, daß es sich nicht gut da existiren läßt, daß es an manchen Bequemlichkeiten des Lebens sehr fehlt, und was noch mehr ist, an Unterhaltung für den Geist. Schiller fand sich dort ganz isolirt, er ist gewohnt, sich über wissenschaftliche Dinge zu unterhalten. Sie werden sein Bedürfniß fühlen können, da Sie auch in einer Reichsstadt leben —, und diese Unterhaltungen fehlten ihm ganz. Sie begreifen es wohl, wie peinlich es für einen eifrigen Philosophen ist, wenn alles um ihn herum so unphilosophisch ist.

Der andere Grund, warum wir Ludwigsburg vorzogen, war die Nähe von Schillers Familie, es war doch eigentlich der Zweck unsrer Reise, sie oft zu sehen und mit ihnen zu leben, und dieß war in Heilbronn auch verfehlt, also zogen wir in aller Eile nach Ludwigsburg, wo ich die erste Woche gleich nieder kam, und die Freude hatte, mich Mutter eines lieblichen Knaben zu sehen.



## 201. Aus den Erinnerungen von Conz.

In Ludwigsburg war es, wo er auch die Briefe über ästhetische Bildung an den Prinzen Augustusburg, der ihm edelmüthig zu Wiederherstellung seiner Gesundheit auf mehrere Jahre eine nicht unbedeutende Pension ausgesetzt hatte, im ersten Entwurfe

niederschrieb und absendete. Sie erschienen in der Folge, unter Fichte's Einflüssen, umgearbeitet in den Horen, und mehrere, die das erste Manuscript mit dem Abdrucke vergleichen konnten, unter die ich mich selbst zu zählen kein Bedenken trage, wollten behaupten, die einfachere Darstellung in dem ersten Entwurfe hätte sie mehr angesprochen.

Gedichtet hat Schiller in jener Periode nur wenig. Eigentlich theilte er sie zwischen Erholung bei Freunden, und im liebenswürdigen Kreise seiner trefflichen Familie, und zwischen seinen Studien, unter denen immer die kritische Philosophie, wie wir schon sagten, damals noch seine Lieblingsbeschäftigung war, Kants Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch Unpäßlichkeits halber das Bett hüten mußte, oder gar, wie er oft scherzen konnte, von Arzeneigläsern sich umlagert sah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeschützes, und lächelnd erzählte er einmal seinem Jugendfreunde und damaligen Arzt, dem Hofmedikus v. H[ove]n bei einem Morgenbesuche: sein Bedienter, der bei ihm die Nacht über habe zu wachen gehabt, hätte, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgelesen.

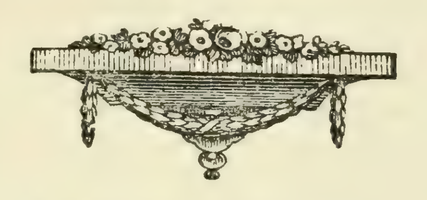
Ein anderes Erzeugniß seiner in Ludwigsburg zugebrachten Sommermuse indeß ist seine geistreiche Recension über die Matthison'schen Gedichte. Die Ansichten über malerische Poesie darin dankten ihre Entstehung einer Unterredung mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem geschmack- und einsichtsvollen R[ap]p, der, wie er ein Freund und selbst ausübender Liebhaber der Kunst und der Landschaftsmalerei besonders ist, viel über dieselbe gedacht hat. Manche der Ideen in jener Recension sind nur erweiterte R[app']sche.

Schillers Aufenthalt in Ludwigsburg und Stuttgart ist auch deswegen merkwürdig, weil hier die Bekanntschaft mit der Cotta'schen (damals noch Cotta-Zahn'schen) Buchhandlung angeknüpft, und der Plan zu einem Journal schon vorläufig besprochen wurde.

Schiller ging anfänglich damit um, ein tragisches Theater der Griechen herauszugeben; die besten Tragödien der Alten sollten darin metrisch übersetzt erscheinen. Er selbst hatte mich schon auch zur Theilnahme daran aufgefordert. — Der größere Plan zu dem Weltjournal, wie er es nannte, den Horen, machte in der Folge wahrscheinlich diesen scheitern. Man sieht aber aus solchen Vorbereitungen, daß er doch nun ernstlich damit umging, sich zu einer neuen schriftstellerischen Epoche zu rüsten, die dann auch wirklich bald darauf nach seiner Zurückkunft in Jena, und seiner aus der Götheschen Morphologie nach ihrer allmähligen Entstehung bekannten, engeren Verbindung mit Göthe erfolgte.

Was aber das Wichtigste seyn möchte von Schillers Aufenthalte in Ludwigsburg, und bei einem Manne von seinem edlen Geist und Gemüthe auch nicht ohne entschiedene Folgen auf seine Individualität bleiben konnte, ist das Glück, das ihm hier zu Theil wurde, das süße Glück der ersten Vaterfreude. Es war ein erhebender Anblick, den hohen Mann in den einfach-wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, seinem Goldsohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten, und, wie ich öfter das Glück hatte, Zeuge davon zu seyn. Zufällig oder absichtlich, ich weiß nicht wie? war ihm auch in jener Zeit Quinctilian in die Hände gefallen. Er studirte ihn aufmerksam, und durch das Vaterinteresse gespornt, hauptsächlich des trefflichen Römers herrliche Grundsätze über die Erziehung. Wie ihn alles ihm Neue auf's lebhafteste ergriff, so auch dieses. Er sprach mit Begeisterung mehrmalen mit mir davon, mit der Versicherung, er wolle seinen Sohn nach den Maximen, wie sie Quinctilian auseinander setzt, erziehen. Da ich auch um dieselbige Zeit das Museum für griechische und römische Literatur, wovon drei Hefte in Zürich (durch die Kriegszeiten wurde das Institut bald abgebrochen) in der Folge erschienen sind, öffent-

lich ankündigte, so erlaubte er mir, seinen Namen als Mitarbeiter zu nennen, und versprach, über Quinctilians Grundsätze der Erziehung mir einen Aufsatz mitzutheilen. Wichtigeres verhinderte ihn, Wort zu halten, und der bescheidene Herausgeber wollte nicht weiter mahnen.



202. Aus Hovens Autobiographie.

Aber bald wurde das Interesse, welches ich an der französischen Revolution nahm, durch ein anderes näheres Interesse bei mir verdrängt. Es war die Nachricht von der nahe bevorstehenden Ankunft Schillers, meines ältesten und geliebtesten Jugendfreundes, in Ludwigsburg. Schon waren bereits zehn Jahre vorüber, seit ich ihn nicht mehr gesehen hatte, und man kann sich leicht vorstellen, welche unaussprechliche Freude mir jene Nachricht verursachte. Ich dachte nicht mehr an die französische Revolution, ich dachte nur an meinen Freund, und mit Sehnsucht sah ich den schönen Tagen entgegen, welche ich nach so langer Zeit wieder mit ihm zu durchleben hoffen durfte. Schiller hatte den Entschluß, seine Familie und seine alten Freunde wiederzusehen, schon lange gefaßt, und der Entschluß wurde nun ausgeführt. Da er als Flüchtling nicht wagen durfte, sein Vaterland geradezu zu betreten, so begab er sich zuerst nach der damals noch freien Reichsstadt Heilbronn, um dort zu hören, wie die Nachricht von seinem vorhabenden Besuch in Stuttgart und Ludwigsburg, und auf der Solitude, wo sein Vater Major und Aufseher über die herzoglichen Gärten war, von dem Herzog auf-

genommen werden würde. Er schrieb daher von Heilbronn aus selbst an den Herzog. Natürlich erhielt er von diesem unmittelbar keine Antwort, aber durch seine Bekannten erfuhr er, daß der Herzog sich öffentlich geäußert habe, Schiller befinde sich in Heilbronn und werde auch nach Stuttgart kommen, er werde aber von seinem Aufenthalt keine Notiz nehmen. Auf diese Nachricht verließ Schiller sogleich Heilbronn, und kam zuerst nach Ludwigsburg zu mir, seinem ältesten und vertrautesten Jugendfreunde. Sein Aufenthalt im Vaterland sollte ein halbes Jahr dauern, sein fixer Aufenthalt sollte in Ludwigsburg sein, seine Frau sollte hier ihr erstes Wochenbette halten, und erst am Schlusse seines Aufenthalts im Vaterland wollte er einige Wochen in Stuttgart zubringen. Von meinen Empfindungen bei unserem Wiedersehen sage ich nichts, ich sage nur, wie ich ihn nach einer Trennung von so vielen Jahren gefunden habe. Er war ein ganz anderer Mann geworden; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichthum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches theilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden. — Da er nur selten ganz frei von Brustkrämpfen war, so konnte er nicht viel und anhaltend arbeiten, indessen schrieb er doch fast täglich, meistens in der Nacht, einige Stunden an seinem Wallenstein, welcher

damals der Hauptgegenstand seiner Beschäftigung war, und die Stunden, in denen er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Prinzen von Augustenburg, welche hernach in einer etwas veränderten Gestalt unter dem Titel: über die ästhetische Erziehung, zuerst in den Horen, und dann in der Sammlung seiner kleinern prosaischen Schriften erschienen sind. Von Wallenstein, von welchem er mir verschiedene eben fertig gewordene Scenen zu lesen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Karlos, in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist. Von dem ersten Theil des Gedichts: Wallensteins Lager, war damals noch keine Rede. — Um dieselbe Zeit machte er auch den Plan zu einer neuen Zeitschrift, welche an die Stelle seiner Thalia treten sollte, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta, dem ich in Ludwigsburg zu einem Besuch bei ihm verhalf, beschleunigte hauptsächlich die Ausführung dieses Plans; bald nach seiner Zurückkunft nach Jena erschienen die Horen. Gedichte hat er, während er sich in Ludwigsburg befand, keine geschrieben, blos die Götter Griechenlands hat er in dieser Zeit umgearbeitet, aber so, wie er mir das Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern, und überhaupt von seinen ältern dramatischen Produktionen hörte er nicht gern sprechen, ja es schien mir öfters, als wünschte er, daß sie nicht gedruckt wären. Von Göthe's Iphigenie äußerte er eines Tages auf einem Spaziergang, daß dies das einzige deutsche dramatische Produkt sei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches hervorbringen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Seine Uebersetzung Homers, die damals erschienen war, und die er in meiner Gegenwart erhielt, machte ihm große Freude. Beinahe alle Abende las er daraus vor, und prieß wechselsweise das Original und die Uebersetzung. An Bürger rühmte er das

dichterische Talent, aber seine Gedichte schätzte er weniger. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er nicht mehr Trauerspiele, wie seinen Ugolino, geschrieben habe. Die Bekanntschaft mit Matthisson, welchen er zuerst in Ludwigsburg sah, erfreute ihn sehr, und es war ihm angenehm, daß er gerade damals mit einer Recension seiner Gedichte für die Jenaer Litteraturzeitung beauftragt war. Ein großes Interesse zeigte er für die bildenden Künste, besonders für die Bildhauerei, was sonst nicht der Fall war, und den Umgang mit dem genialen Dannecker, dem Verfertiger der herrlichen Büste Schillers, zählte er zu den angenehmsten Stunden, welche er in Stuttgart zubrachte. Uebrigens sah er sowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, außer seinen nähern Bekannten und Freunden, nicht gern Jemand bei sich, und machte eben so wenig Besuche bei Personen, wo er sich genieren mußte. Die Ursache war natürlich seine Kränklichkeit. Wer ihn nicht näher kannte, hat es für Stolz gehalten. Aber Schiller war nicht stolz, er hatte nur das äußere Ansehen des Stolzes, was ihm seine lange Figur, und seine aufrechte, etwas steife Haltung gaben. Dieses Ansehen hatte er schon als Zögling der Akademie, und ich erinnere mich noch wohl, daß einst eine Frau, welche dort ihren Sohn besuchte, wie sie Schillern den Schlafsaal hinunterschreiten sah, sagte: „Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtenberg". Eben so wenig gegründet, als der Vorwurf des Stolzes, war auch die so oft gehörte Sage, daß Schiller sich durch Opium begeistert habe. Er konnte geistige Getränke in keinem großen Maße vertragen, und jene Sage kommt blos daher, daß er meistens Nachts arbeitete, was er nicht gethan haben würde, wenn seine Brustkrämpfe ihm nicht bei Nacht mehr Ruhe gelassen hätten, als bei Tage.

Während Schillers Anwesenheit in Ludwigsburg starb der Herzog Karl. Als einem Fremden, der mit dem Herzog in gar

keiner Verbindung mehr stand, hätte Schillern dieser Todesfall ziemlich gleichgültig sein können. Aber Dankbarkeit gegen seinen Erzieher, und Achtung für einen durch so viele große Eigenschaften sich auszeichnenden Fürsten erregte seine wärmste Theilnahme an diesem für sein Vaterland so wichtigen Ereigniß. Ich sah ihn bei der Nachricht, daß der Herzog krank, und seine Krankheit lebensgefährlich sei, erblassen, hörte ihn den Verlust, welchen das Vaterland durch dessen Tod erleiden würde, in den rührendsten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tod des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tod eines Freundes erhalten hätte. Der Nachfolger des Herzogs Karl war dessen älterer Bruder Ludwig Eugen, ein Prinz, von welchem man sich wegen seiner Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er sich bei jeder Gelegenheit der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Würtenberg versprach. Aber dieses günstige Vorurtheil für den neuen Regenten hatte auf Schiller keine Wirkung; er prieß nur seinen Vorfahr, und konnte, ungeachtet aller Vorstellungen seines Vaters, welchem an der Gunst des neuen Herzogs natürlich viel gelegen war, nicht dahin gebracht werden, dem Herzog zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen. Indessen war Schiller nichts weniger als ein blinder Verehrer des Herzogs Karl. Er kannte alle seine Fehler sehr gut, aber er sah ein, daß seiner guten und großen Eigenschaften weit mehr waren, und nie vergesse ich, was er mir auf einem Spaziergang, wo wir an die fürstliche Gruft hinsehen konnten, über den Hingeschiedenen gesagt hat. „Da ruht er also, (dieß waren seine eigenen Worte,) dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die erstern wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden, darum sage ich

Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch." So oft Schiller wohl war, gingen wir zusammen spazieren, wozu uns die schönen Alleen in und um Ludwigsburg die erwünschteste Gelegenheit gaben. Nur ein einziges mal, an einem besonders schönen Tage, machten wir einen weitern Spaziergang zu meinem Freund, dem Konsulenten Mader in Heutingsheim, eine Stunde von Ludwigsburg. Der Weg dahin führt durch einen schönen herzoglichen Park, und wir kamen sehr gut in Heutingsheim an. Die Hauptursache, warum Schiller Lust zu diesem Spaziergang hatte, war, weil er einige historische Schriften zu haben wünschte, von denen ich wußte, daß sie sich in Maders Bibliothek befänden. Schiller durchsah die Bibliothek mit Vergnügen, und fand alle die Werke, die er gewünscht hatte, und noch mehrere. Aber er verweilte sich zu lange dabei; die Sonne nahete sich ihrem Untergang, es fing an, kühl zu werden. Schiller fühlte das, und wir begaben uns ungesäumt auf den Rückweg. Aber als wir in den Wald gekommen waren, bekam Schiller einen solchen Anfall von Brustkrampf, daß, weil ich Niemand zu Hülfe rufen konnte, mir angst und bange war, wie ich ihn nach Hause bringen sollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Noth gab mir Kraft, ihn mehr tragend als führend, brachte ich ihn endlich nach Hause. Er begab sich sogleich zu Bette, und nach dem Genuß von einigen Tassen Thee hörten die Krämpfe zu meiner großen Freude allmälig auf.

Glücklicher, als dieser Spaziergang nach Heutingsheim liefen unsere Reisen nach Stuttgart ab, die wir einige mal mit einander machten. Gewöhnlich stiegen wir in der geistlichen Herberge, einem der besten damaligen Gasthöfe in Stuttgart ab, und luden meistens unsere gemeinschaftlichen Freunde Haug und

Petersen zu Tisch. Wir waren höchst vergnügt unter einander, nur ein einziges Mal nahm unser fröhliches Beisammensein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte sich vorgenommen, Petersen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Petersen, sondern Schiller, der zwar glücklicherweise frei von seinen Brustkrämpfen blieb, aber so ausgelassen lustig wurde, daß er sich auf den Tisch legte, und sich darauf herumwälzte. So kamen wir spät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geschehene erinnerte, antwortete er lachend, er wisse es wohl, aber der Spaß hätte gar wohl unterbleiben können, und es sei gut, daß dergleichen Absenzen nicht oft vorkommen.

Die weiteste Reise, welche ich mit Schiller machte, war eine Reise nach Tübingen zu unserm alten Lehrer und Freund, dem Professor Abel, welcher nach Aufhebung der Akademie in Stuttgart dahin versetzt worden. Auf unserem Wege dahin hielten wir Mittag in Waldenbuch, einem von Stuttgart und Tübingen ungefähr gleich weit entfernten Dorf. Das Mittagessen war ziemlich gut, aber desto weniger zufrieden waren wir mit dem Wirth. Um seine Gäste recht nach Stand und Würden zu bedienen, wich er, seine Serviette über den Arm, nicht von der Stelle, und was noch auffallender war, stand er da, ohne ein Wort zu sprechen. Wir ärgerten uns beide über den beschwerlichen Gesellschafter, aber wir wußten nicht, wie wir ihn, ohne unhöflich gegen ihn zu sein, wegbringen konnten. Endlich that er doch seinen Mund auf, und sagte ganz gleichgültig, heute früh sei seine alte Mutter begraben worden. „Und das sagen Sie so kalt, Herr Wirth, entgegnete ihm Schiller, genieren Sie sich doch ja nicht vor uns, wir nehmen Theil an Ihrem Verlust, und fühlen, wie nahe er Ihnen geht, darum begeben Sie sich sogleich in Ihr Kämmerlein, und weinen Sie sich aus, wir werden mit

dem Essen schon selber zurecht kommen.“ Der Wirth nahm es für Ernst, und entfernte sich, mit seiner Serviette über dem Arm, ohne sich wieder sehen zu lassen.

In Tübingen angekommen, schickten wir aus dem Gasthof, wo wir abgestiegen, sogleich zu Abel, ließen ihm sagen, daß wir angekommen seien, und fragen, ob er zu Hause sei, und ob wir ihn diesen Abend noch besuchen dürfen. Sein Besuch kam dem unserigen zuvor. Er traf uns im Auspacken begriffen, aber er beharrte darauf, daß wir wieder einpacken sollten, weil wir schlechterdings bei ihm logieren müßten. Wir packten daher wieder ein, ließen unsern Koffer zu ihm bringen, und begaben uns alsbald mit ihm in seine Wohnung. Er wohnte in der sogenannten Bursch, einem großen Gebäude, wo mehrere Studenten freie Wohnung und freien Tisch hatten, über welche er die Aufsicht führte, und mit welchen er auch nebst seiner Familie zusammen speiste. Ehe wir selbst zu Tische gingen, wohnten wir dem Abendessen der theologischen Stipendiaten bei, und trafen da den als Orientalisten berühmten Professor und Ephorus Schnurrer. Der Anblick der Stipendiaten hatte viel Interessantes für uns, und mit Schnurrer unterhielten wir uns auf eine sehr angenehme Weise. Nun gingen wir selbst zu Tisch, und saßen da mitten unter den Studenten, vor uns eine ungeheuer große Schüssel, aus welcher für alle die Suppe geschöpft wurde, und alle weitern gemeinschaftlichen Schüsseln von derselben Größe. Die Studenten ließen sichs schmecken, und keiner sprach ein Wort; nur einer, der am Ende der langen Tafel saß, führte das Wort um so lauter, und wir fingen eben an ärgerlich darüber zu werden, als wir erfuhren, daß es der Schwager Abels, der Doktor Schmidt, sei. Am folgenden Mittag speisten wir wieder so mit den Studenten zusammen, und es ist leicht zu erachten, daß uns dies eben nicht das angenehmste war. Aber wir wurden für die dadurch erlittene Verkürzung durch unsere Unterhaltung mit unserm

Freund reichlich entschädigt, da wir die ganze übrige Zeit der Paar Tage, welche wir in Tübingen zubringen wollten, mit ihm allein waren, außer einer Morgenstunde, wo wir den berühmten Professor der Medicin Ploucquet, den Sohn des schon früher erwähnten Philosophen, besuchten. Bis spät in die Nacht dauerte unsere gegenseitige Unterhaltung, ja Abel begleitete uns selbst in unser Schlafzimmer, und verließ es, das Licht in der Hand, und immer im Begriff, es zu verlassen, nicht eher, als bis ich ihm sagte, Schiller sei längst eingeschlafen, was auch wirklich der Fall war. — Erst am dritten Tag verließen wir Tübingen, kamen am Abend wohlbehalten in Stuttgart an, und am andern Morgen reiseten wir nach Ludwigsburg zurück.

Schiller wohnte in Ludwigsburg nicht bei mir im Hause, ich hatte zu wenig Raum, um ihn zu beherbergen. Denn er hatte nicht nur seine Frau bei sich, sondern auch seine Schwägerin, damals Frau von Beulwiz, und nachher Frau von Wolzogen, und die Schwester ihres Mannes, ein Fräulein von Beulwiz. Aber wir kamen täglich zusammen, speisten öfters mit einander zu Mittag und Abend, und jede Stunde, welche ich meinen Geschäften abgewinnen konnte, war ihm gewidmet. Gewöhnlich war Schiller ernst, und so betraf auch unsere Unterhaltung meistens ernste Gegenstände. Aber er konnte auch, besonders wenn er sich ganz wohl befand, heiter, lustig, ja selbst kindisch sein. Er war schon im Herbst in Ludwigsburg angekommen, und seine Frau hatte noch lange bis zu ihrer Entbindung. Aber er freute sich auf Weihnachten, als ob er schon ein Kind hätte, welchem er den heiligen Christ bescheeren lassen könne. Am Weihnachtabend kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten, und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein, und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiterlächelnder Miene an-

schauend, und von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert über den unerwarteten Anblick, fragte ich ihn, was er da mache? „Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiederte er, und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu anticipieren. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat." — So kindlich, ja kindisch war der hohe ernste Mann in den Stunden seines Wohlbefindens, und es ist nichts wahrer, als was Göthe von ihm gesagt hat:

Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald rasch gewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
Das haben wir erfahren und genossen.

So liebenswürdig Schiller in solchen guten Stunden war, so ernst und fruchtbar belehrend war er zu jeder andern Zeit. Schwerlich giebt es irgend einen Gegenstand, worüber wir uns nicht unterhielten, besonders aber sprach er gern mit mir über Medicin, ob er sie schon längst aufgegeben hatte, und forderte mich mehrmals auf, wieder etwas zu schreiben, weil er wünschte, daß ich mich nicht zu lange dem praktischen Leben widmen, sondern trachten solle, zum Professor an irgend einer Universität berufen zu werden. Ich konnte nicht umhin, seinen Gründen Beifall zu geben, und dies war auch die Veranlassung zu der im Jahre 1795 erschienenen Schrift: Geschichte eines epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aschberg geherrscht hat. — Daß ich der Poesie gänzlich entsagt habe, wollte er nicht billigen. Er meinte, ich sollte wenigstens einen Roman schreiben, und als ich ihm eines Tages von meinem wunderlichen Freund Bächler erzählte, forderte er mich auf, so-

gleich Hand an das Werk zu legen. Auch er hielt diesen Theosophen für eine herrliche Figur in einem Roman, und als ich endlich herausrückte, und ihm sagte, daß ich den Roman wirklich schon zu schreiben angefangen, und ihm einige fertige Kapitel daraus vorlas, rief er: „Und Du konntest mir so lange ein Geheimniß aus der Sache machen? Das ist gar nicht schön von Dir, und damit ich nicht böse auf Dich werde, so setze die Arbeit ungesäumt fort, schicke mir den Roman, wenn er fertig ist, sogleich zu, und für einen tüchtigen Verleger will ich dann schon sorgen." Wirklich setzte ich nach seiner Abreise den angefangenen Roman fort, aber meine Geschäfte machten mir seine Vollendung unmöglich.

Schiller hatte damals auch einen Plan für sein eigenes künftiges Leben, durch dessen Realisierung wir leicht wieder mit einander hätten zusammenkommen können. Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Koadjutor von Konstanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, sobald er entweder Bischof von Konstanz oder Erzbischof von Mainz werden würde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Schiller sprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverlässigkeit darauf rechnen zu können glaubte, daß ich als Leibarzt Dalbergs oder als Professor in Mainz angestellt werden würde. Bei diesen schönen Aussichten war es natürlich, daß er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder des andern dieser geistlichen Herren wartete. „Sie sind beide steinalt, sagte er, aber keiner denkt an das Sterben." Besonders fatal aber war ihm das lange Leben des Bischofs von Konstanz. Dieser sollte seiner Meinung nach längst fort sein. „Aber das große Uebel bei diesen Herren, sagte er, ist, daß sie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Bischofs, so würde es die Organisation seines Gehirns nicht aushalten, er müßte plötzlich an einem Schlagfluß dahinfahren."

Von dem französischen Freiheitswesen, für welches ich mich so sehr interessirte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten französischen Regierung, der Ueppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoralisation des französischen Volks, und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen hell denkender Menschen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfassung einzuführen, sei das bei weitem nicht genug. Erstlich seien die Principien selbst, die einer solchen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, sagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies, sind sie es blos noch hier; und zweitens, was die Hauptsache sei, müsse auch das Volk für eine solche Verfassung reif sein, und dazu fehle noch sehr viel, ja Alles. Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde eben so schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Theil von dem übrigen Europa machen sollte.

Eine der größten Angelegenheiten Schillers während seiner Anwesenheit im Vaterland war die nahe bevorstehende Entbindung seiner Frau. Diese erfolgte in Ludwigsburg zu der bestimmten Zeit. Sie war schwer und dauerte lange. Schiller zweifelte an

einem glücklichen Ausgang. Er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem Betragen hervor. Am meisten beruhigte ihn die Zusprache meiner Frau, welche die Kreisende keinen Augenblick verließ, und ihr allen möglichen Beistand leistete. Schiller hatte sich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte sich tief in die Nacht, aber sie ging glücklich vorüber. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bette, er schlief noch, aber das Geräusch erweckte ihn. Sein erster Anblick, wie er die Augen aufgeschlagen hatte, war der ihm geborene Sohn. Seine Freude war unaussprechlich: es war die Freude des gefühlvollen edeln Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Gattin, es war die Freude des Vaters über seinen erstgebornen Sohn.



203. Aus herzlicher Dankbarkeit gegen seinen alten Jugendlehrer, den Präceptor Jahn, dessen Stab die Ludwigsburger Schule noch immer regierte, verschmähte der große Dichter, der berühmte Mann es nicht, hier und da von ihm eine Lehrstunde im gewöhnlichen Schulzimmer zu übernehmen, und vierzehnjährige Knaben sahen den Dichter des Don Carlos vor und neben sich im Schulstaub auf der Bank sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und ein Bein übers andre geschlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte, und bei dem letztern Vortrage — nach Schröckhs Abriß — konnte der seltene Lehrer, sonst still und ruhig, sich oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten.

204. Die Beziehungen zu seinem alten Lehrer Jahn erneuerten sich so freundlich, daß Schiller für ihn einige Stunden in der Logik und Rhetorik und in der Geschichte gab. Er scheint sich da nicht immer streng an das Lehrbuch gehalten zu haben. Es ist eine hübsche Erinnerung, die mir Herr Kirchenpfleger Pflander von seinem Onkel, dem Dekan Binder her, berichtet, daß sie als Schulknaben den Dichter hier auf der Straße umringt haben mit der Bitte: „O, Herr Schiller, verzählet Se uns au wieder a Geschichtle!"

---

205. Ungern verließ Schiller Ludwigsburg, um das benachbarte Stuttgart zu besuchen und eine Familienangelegenheit dort ins Reine zu bringen. Der alte Widerwille erwachte vorübergehend in ihm: „Ich hasse Stuttgart, Stuttgart soll mich nicht bei Tag erblicken!" sagte er zu seinem Jugendfreunde Elwert, mit welchem er einst den Katechismus gesprochen. Und wirklich soll er das erstemal bei Nacht nach Stuttgart gefahren und in wenigen Stunden wieder zurückgekommen seyn.

---

206. Als der Dichter, nach seiner Flucht aus dem Vaterlande, das erste mal wieder nach Stuttgart kam, wandte er sich zuerst ins hartmannische Haus. August Hartmann besorgte ihm eine Wohnung, der Bruder Heinrich begleitete ihn auf die Solitüde, da er sich des Wegs dahin nicht mehr genau erinnerte. Heinrich Hartmann konnte nicht genug erzählen, wie unvergeßlich angenehm dieser Spaziergang und wie wonnevoll das Wiedersehen von Sohn und Eltern, Bruder und Schwestern gewesen.

---

207. Um diese Zeit widerfuhr ihm auch eine öffentliche Huldigung, die schon in Anbetracht des Ortes, wo sie statthatte, seinem Herzen wohlthun mußte. Er hatte es trotz seiner anfänglichen Absicht, Stuttgart nicht zu betreten, nicht unterlassen können, seine Freunde in dieser Stadt zu besuchen, und dieser Besuch muß, wie das Folgende zeigt, nach dem Tode des Herzogs Karl stattgefunden haben. Ein damaliger Karlsschüler, der nachmalige reußische Landesdirector J. Chr. Fr. Mayer, hat nämlich als siebzigjähriger Greis erzählt, des Dichters Andenken sei in den Räumen der berühmten Akademie in Ehren gehalten worden. Man habe dort Schiller's Bett gezeigt, und das Beet im Garten, welches vormals dem Dichter zugewiesen war, habe den Namen „Schillergarten" geführt. „Als nun Schiller 1793 die Akademie besuchte — fährt unser Gewährsmann fort — war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem er im großen Speisesaal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch."



## 208. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Bei einem längeren Aufenthalte Schillers in Stuttgart modellirte Dannecker Schillers Büste, und der Umgang mit diesem ihm so werthen genialen Jugendfreunde erweckte in ihm ein großes Interesse für die bildende Kunst; er zählte die Stunden, die er

mit Dannecker zubrachte, unter die genußreichsten des Stuttgarter Aufenthaltes. Ich gedenke immer mit Rührung des Augenblicks, wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu mir ins Nebenzimmer trat; Thränen standen in seinen Augen, und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!“ Wie spricht sich das Gefühl des ächten Genius, der immer ein höheres Ideal auch seiner vollkommensten Werke in sich trägt, so schön in diesen Worten aus! Dannecker führte sein Modell in Marmor aus. In Hinsicht auf treue, geistige Aehnlichkeit und zarte Ausführung ist diese Büste, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, ein wahres Kunstwerk, den besten dieser Art an die Seite zu setzen.

---

209. Die Nachricht, die ich dem seligen Dannecker verdanke, der mir davon einmal ausführlich erzählt hat, daß in dem noch stehenden Hause des vormaligen herzoglichen Gemüsegartens Schiller in der Zeit wohnte, in welcher er seinem Freunde zur Modellierung seiner lebensgroßen Büste saß. Nach Danneckers Aussage arbeitete Schiller damals an einem seiner größeren dramatischen Gedichte und war in dem Arbeitszimmer einmal eingeschlafen, als Dannecker zur Fortsetzung seiner künstlerischen Arbeit eintrat. Bei dieser Gelegenheit will Dannecker die einzelnen Theile des Kopfs im Original und in der nahezu fertigen Büste mit einander durch den Zirkel verglichen und sich von dem vollständigen Zusammentreffen der Natur und des Bildes überzeugt haben.

---

210. Daß der Dichter in diesem Garten [dem Stuttgarter Hofküchengarten] zum Osterfest dem nun ein halbes Jahr alten Söhnchen vom Osterhasen Eier legen ließ, die er selbst nach dem Herkommen des Elternhauses gefärbt hatte, hat mir der ... Enkel

des Componisten Zumsteeg, Rudolf Zumsteeg, bezeugt; seine eigene Mutter, Charlotte Rapp, hat damals dem kleinen Karl als dessen etwas älterer Spielkamerad die versteckten Eier suchen helfen.

## 211. Aus Abels Aufzeichnungen.

Nach Sch[illers] Entfernung von St[uttgardt] sah ich ihn nur noch 2 mal. Das erstemal reiste ich mit einem gemeinschaftlichen Freunde, dem jezig. würtemb. geh. Leg. Rath Baz nach Mannheim zu ihm, wo ich ihn am kalten Fieber krank u. seine äußere Lage nichts weniger als wünschenswerth fand. Dessen ungeachtet entdeckte ich mit Vergnügen, daß seine Seele, seit ich ihn nicht mehr gesehen, einen höheren Schwung errungen. Er sprach mit Zuversicht von seinen Planen und dem glücklichen Erfolg derselben, und ohne noch eine bestimmte Aussicht auf eine sichere und zu Erreichung seiner Zwecke zulängliche Stelle zu haben, war er gewiß, daß ihm eine solche nicht lange mehr mangeln werde. Sein Ideal stand jezt deutlich u. vollendet vor ihm, u. er fühlte Kraft genug in sich, demselben immer näher zu kommen, u. was er fühlte u. nun auch deutlich dachte, sprach er gegen einen Freund, der ihn nie der Anmaßung oder Unbescheidenheit verdächtig halten konnte, aus. Daß dieses Selbstgefühl ihn nicht getäuscht habe, lehrte der Erfolg. Don Carlos war sein nächstes Werk (Kabale u. Liebe war vorausgegangen) u. seine Verbindung mit Weimar folgte darauf.

Das zweytemal sah ich Sch., da er nach Carls Tode nach Stuttg. und am Ende auch zu mir nach Tübingen kam. Jezt fand ich den gereiften Mann, der dem nahe gekommen, was er lange gesucht, ob er sich gleich von s. Ideal noch ferne fühlte u. daher nach immer größerer Vervollkommung strebte. Bey diesem Besuch schilderte er mir die, zum Theil sehr großen, Männer, mit denen er bißher in Verbindung gekommen war, auf eine Art, aus

der ich deutlich ersah, wie weit er sich selbst indessen vervollkommnet habe.

Ich schließe mit einer Anekdote, die Sch. Charakter Ehre macht. Sch. gefiel sich in seinem Vaterlande sehr aufs neue; in seinem Gartenhause in Stuttgardt, wo er einen Theil des Sommers über wohnte, war er stets von s. Jugendfreunden umgeben, u. genoß überdieß der schönen Natur, soweit es seine schon damals zerrütteten Gesundheitsumstände zuließen. Eben so sehr gefiel es ihm in Tübingen; dadurch entstand in einem seiner Freunde die Idee, ob er nicht ein Professorat in Tübingen annehmen würde; Sch. erklärte sich, als freundschaftlich darüber gesprochen wurde, daß er wegen seines Gesundheitszustandes fortlaufende Vorlesung nicht halten, auch s. Stelle in Jena nicht mehr versehen könne. Wohl aber sey er noch im Stande, eine einzelne Materie aus den ihm bekannten Wissenschaften in den wenigen, durch seine Gesundheit ihm gestatteten, Stunden so vorzutragen, daß die Zuhörer dadurch ein Muster erhielten, wie solche Materie[n] behandelt werden sollen; auch könne er noch dadurch nüzlich werden, daß er in s. Hause Abends eine Gesellschaft gäbe, die bloß der Unterhaltung mit Studierenden über wissenschaftliche Materien und überhaupt über ihre intellektuelle und moralische Bildung gewidmet seyn sollte. Beydes hoffte er in Tübingen eher als an einem andern Orte ausführen zu können.

In Stuttgardt war damals eine außerordentliche Studienkommission niedergesezt; ein Mitglied derselben, der jezige Oberjustizrath Georgii, Verfasser des Antileviathans, lernte Schillern kennen, unterredete sich mit ihm über schöne Wissenschaften, die Methode auf Universitäten zu lehren u. d. g.; auch in diesem Manne entstand jezt die selbe Idee, Schillern zum Professor der alten Sprachen und der schönen Wissenschaften zu berufen, u. als er von dem Freunde, dem Sch. seine Gesinnungen

vertraut hatte u. den er ausdruckentlich darüber fragte, die oben angeführten Aeußerungen Schillers gehört, so trug er s. Idee dem versammelten Collegio vor. Alle Mitglieder, deren Präsident der rechtschaffene, alles Gute befördernde, Geheimerrath Hoffmann war, nahmen mit Freuden den Vorschlag an, der Einwilligung des edlen Herzogs Ludwig, der damals regierte, u. der kein höheres Glück kannte, als das Wohl und die Ehre seines Landes zu befördern, konnte man bey einem solchen Vorschlag gewiß seyn; Ich erhielt daher durch jene Kommission den Auftrag, Sch. erst in einem Privat Schreiben zu fragen, ob er die obengenannte Stelle annehmen würde. Sch. schrieb mir darauf einen dem Collegio vorzulegenden Brief, worin er erklärte, wie sehr er sich durch diesen Ruf geehrt fühle, u. wie sehnlich sein Wunsch sey, seine Kräfte seinem so sehr geliebten Vaterland widmen u. s. Leben unter s. Verwandten u. den Freunden seiner Jugend zubringen zu können; Ein einziges Hinderniß stehe im Wege, das ein moralisch handelnder Mann unmöglich wegräumen könne, die Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, den Herzog von Weimar, der ihm seinen Wunsch, ihn in s. Diensten zu behalten, erklärt und zu den vorigen neue Wohlthaten hinzugefügt habe. So sehr man bedauerte, daß Sch. für das Vaterland nicht gewonnen werden könne, so sehr billigte man doch den edlen Beweggrund seiner Weigerung und ebendaher auch diese selbst.

---

## 212. Schillers Berufung nach Tübingen.

Schiller kam 1794 nach Tübingen, wo er bey dem damaligen Rector der sogenannten Burse logirte und mit und unter einer bedeutenden Zahl von Studierenden, den Haus- und Tischgenossen des Rectors, einigemal speiste. Das Letztere war ihm sehr angenehm, er unterhielt sich gerne und heiter mit den Studierenden

und diese hingen mit Liebe und Bewunderung an dem damals schon durch ganz Deutschland gefeyerten Manne. Als er darauf in die oberen Zimmer des Hauses geführt wurde, entzückte ihn die herrliche Aussicht — er war äußerst vergnügt und wie überhaupt, was ihm neues vorkam sehr leicht neue Plane in ihm weckte, so entstand jezt plötzlich in ihm der Gedanke: Wäre er hier, so würde es ihm Freude seyn, abends 6—8 Uhr Studierende um sich zu sammeln und sich mit ihnen über Wissenschaft und Kunst zu unterreden, wodurch er auf Geist, Geschmack und Sitten derselben mehr und kräftiger als durch Vorlesungen einzuwirken hoffe; doch würde er auch, sobald s. Gesundheitszustand es ihm gestatten würde, Vorlesungen sich nicht entziehen; nur gegenwärtig sey er nicht fähig, zusammenhängende Vorlesungen zu halten.

Es war nach Carls Tode und der beschlossenen Aufhebung der Akademie von Herz. Ludwig eine, aus trefflichen Männern, dem geh. Rath Hoffmann, dem (jezigen) Präsidenten Georgii, dem (jezigen) Staatsrath Weisser und dem verstb. Hofrath Schott bestehende Kommission niedergesetzt, welche den Auftrag hatte, theils überhaupt im Studienwesen in Würtemberg zweckmäßige Verbesserungen zu machen, theils besonders auch die Lehrer, welche durch Aufhebung der Akademie Stellen und Einkommen verlieren mußten, auf eine ihren Verlust möglichst ersezende Weise und zugleich zum Besten des Ganzen bey anderen Anstalten des Vaterlandes unterzubringen.

Einem Mitglied dieses achtungswerthen Collegiums (dem Präs. Georgii) und durch diesen dem Collegium wurde die Aeußerung mitgetheilt und es entstand Hoffnung, daß der treffliche Mann dem Vaterland wieder gewonnen werden konnte und nach weniger Zeit erhielt der Professor A[bel] zu Tübingen den Auftrag, Schillern in einem Privat Schreiben zu fragen, ob er einen Ruf als Professor der höheren Philologie und Aesthetik zu Tübingen

annehmen würde. Schiller war indessen nach Jena zurückgereist; hier erhielt er von dem Herzog von Weimar ausgezeichneten Empfang, es ward ihm eine Zulage gegeben und die Versicherung hinzugefügt, daß auf den Fall anhaltender Kränklichkeit seine Besoldung verdoppelt werden würde.

Durch diese Gnadenbezeugungen ward Schiller so gerührt, daß er, so erwünscht ihm auch die Rückkehr ins Vaterland gewesen wäre, doch auf obige Anfrage zurückschrieb: nichts wäre ihm erfreulicher, als unter seinen Freunden im Vaterlande zu leben und seinen Landsleuten nüzlich zu werden, allein der Herzog von Weimar habe ihm seit seiner Zurückkunft so ausgezeichnete Gnade erwiesen, daß er sich selbst als einen undankbaren anklagen müßte, wenn er die Dienste desselben jezt verlassen wollte.

Es ist zu bedauern, daß der Schillers Herz wahrhaft ehrende Brief in der Registratur des Studienraths (jenes Collegium wurde bald nachher aufgelöst und seine Akten dem Studienrath überlassen) nicht mehr aufgefunden werden konnte.



# Nachträge.

## 133a. Nach Erinnerungen der Sophie Albrecht.

Schillers gewöhnliche Kleidung bestand damals in einem dürftigen grauen Rocke, und der Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anfoderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spaniol-Tabacks einen ungünstigen Eindruck, den das tief-gesenkte, immer sinnende Haupt noch vermehrte. Nur auf seiner schönen Stirn und in dem glänzenden Auge sprachen erhebende Zeichen von den großen Gedanken, die er meistens nächtlich eben damals dem Manuscript seines Don Karlos übergeben.

## 150a. Aus dem Briefe eines Jenaer Dozenten über Schillers erste Vorlesungen.

[Jena 26. 27. Mai 1789].

— daß man hätte vor Staub ersticken mögen! — Er sagte viel Gutes, und, ut Schiller, noch mehr Schönes und Schöngesagtes. Von seiten des Vortrags, der Deklamation hätt ich mehr von ihm erwartet. Seine Postulate sind mit unter überspannt und verfehlen dadurch den vorgesetzten Zweck. Morgen zur nemlichen Stunde wird er fortfahren uns vollends zu beweisen: daß man ohne gründliches Studium der Universalgeschichte nicht seelig werden könne. —

Das ist doch ein Erzgenie der Schiller. War heute wieder dort, es war das Gedräng noch ärger als gestern wenns möglich ist. Ich kam um drei Viertel, das Vestibüle war aber sogar schon vollgepfropft. Ich drang mich doch nach und nach bis ans Auditorium durch. — Schon nach 5. Uhr hatte das Auditorium angefangen, voll zu werden, ja einige wollten behaupten, ver-

schiedene, die bei Griesbach Exegese hörten, seien seit 11. Uhr dageblieben und haben sich das Essen ins Auditorium tragen lassen, um ihre Plätze nicht zu verlieren. — Ich lasse dies billig auf seinem Werth oder Unwerth beruhen; ihm sei wie ihm wolle, genug, Schiller zeigte sich wieder besonders als ein Kraftschenie primi ordinis. —

---

## 55a. Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden.

4. Dezember 1789.

Wir lebten vier Stunden mit Schiller. . . . Mein Plan gefällt Schiller nicht, vorzüglich fürchtet er bei indelikaten Auftritten mit ursus und mir nicht Mäßigung genug zu haben und seinen Eltern Schmerzen zu machen, wenn er sich wieder aus einem festen établissement reißt. O einzig ist diese Seele an Kraft und Güte! Er will itzt noch einige Jahre in Jena bleiben und Lotte soll künftigen Sommer mit ihm leben . . . Da Schiller kein Vermögen hat, so müßten wir auf die Zukunft für Lotte denken. Mama wird ruhiger dabei so sein und ich hoffe, Schillers Existenz in Jena soll ihm leidlicher werden mit Lotte; ich kann viel mit ihnen leben und kleine Entfernungen werden gut auf Lotte wirken. Ich fühlte es in unserm Zusammensein, ganz ist der reine Klang noch nicht wieder unter uns. Ich war ein paar Minuten mit ihm allein, er schloß mich feuriger an sein Herz und verbarg sein Gesicht in meinen Händen, ich konnte wenig sprechen . . . . Ach, was nennt die Seele, wenn sie in ein Gefühl aufflammt! Ich sehne mich so mit ihm zu sprechen, den vollen Sinn seiner Seele zu verstehen. Wie hat das Schicksal dieses verschlungen! . . .

## 173a. Ein Beitrag zu Schiller's Biographie.

Die Zeit des Aufenthaltes in Karlsbad bietet wenig Bemerkenswerthes für den Biographen und wird daher auch meistens nur kurz erwähnt. Interessant dürfte jedoch die Mittheilung sein, daß der Arzt, der als Schiller's Begleiter die Reise nach Karlsbad mitmachte, noch als neunzigjähriger Greis in dem braunschweigischen Landstädtchen Eschershausen lebt. Derselbe heißt Eicke und studirte von 1790 ab in Jena, wo er als Klinikgehilfe des Hofraths Starke, welcher Schiller's Arzt war, functionirte. Im Juni 1791 forderte ihn Starke auf, als medicinischer Beistand den kranken Hofrath Schiller nach Karlsbad zu begleiten. Schiller hatte die letzte Zeit in Rudolstadt bei seiner Schwägerin, Frau von Beulwitz, zugebracht und der junge Dr. Eicke reiste dorthin, um sich dem Patienten, der sich mit seiner Frau und deren Schwester zur Cur begeben wollte, vorzustellen. Schiller litt, den Mittheilungen des Dr. Eicke nach, hauptsächlich an heftigen Brustkrämpfen und bedurfte bei diesen Anfällen eines starken Beistandes, wozu sich der robuste junge Mann besonders eignete. Schon während der Reise mußte dieser dem Patienten im Wagen gegenübersitzen und denselben, wenn er bei seinen asthmatischen Zufällen zurücksank, an den Händen emporziehen, wobei Schiller stets bereitwillig selbst die Hände entgegenhielt. Überhaupt schildert Dr. Eicke Schiller's Stimmung als mild und freundlich, obgleich mitunter beeinträchtigt von hypochondrischen Anfällen. Schiller vermied im Gegensatz zu andern, mit ähnlichen Leiden gequälten Kranken, von seinem Zustande zu sprechen und kam allen ärztlichen Anordnungen pünktlich nach. Er und die Damen verkehrten in Karlsbad mit den vornehmsten Badegästen, worunter mehrere österreichische hohe Beamte und Generäle sich befanden. Der Gebrauch der Cur, Spazierengehen, Reiten auf Eseln und der Besuch von Gesellschaften füllte die

Zeit aus. Auf den Promenaden wurde der junge Arzt fortwährend von Neugierigen belästigt, die ihn fragten, ob sein Begleiter Schiller sei. Der Buchhändler Goeschen aus Leipzig, Schiller's Verleger, machte den Zahlmeister. Die zartfühlende Sorgfalt, womit die Schwestern, Charlotte Schiller und Karoline v. Beulwitz, den Kranken umgaben, ist dem Dr. Eicke noch heute lebendig und er erinnert sich, daß die Damen mitunter recht heiter waren und es nicht verschmähten ein Tanzvergnügen mitzumachen. Leider scheint Dr. Eicke durchaus nicht in nähere Beziehung zu Schiller getreten zu sein, was wohl in der damaligen Periode für den jungen lebenslustigen Arzt nicht gut möglich gewesen sein mag; auch ist das Gedächtniß des neunzigjährigen Mannes geschwächt, wodurch seine Mittheilungen leider nur wenig Werth erhalten. Nachdem Eicke mit seinem Patienten und dessen Begleiterinnen noch einige Wochen in Eger zugebracht hatte, ging er über Rudolstadt nach Jena zurück und kam später nie wieder mit Schiller persönlich oder schriftlich in Berührung. Ueber die äußere Erscheinung Schiller's kann Eicke wenig Auskunft geben; er erinnert sich nur, daß derselbe sein „semmelblondes" Haar lose trug und von schmächtiger Gestalt war.

## 93a. Zwei Briefe von Karl Wilh. Ferd. v. Funk an Körner.

Cölleda, 6. Juni 1793.

Schiller hat mir diesmal nicht gefallen. Zwar ist sein Aussehen seit dem vorigen Sommer nicht sehr verändert, aber seine Sprache schien mir beklemmter und ich glaubte, in seinem ganzen Wesen einige Veränderung wahrzunehmen. Den warmen Antheil, den ich ihn sonst an allen Dingen nehmen sah, vermißte ich bei ihm. Politik allein interessirte ihn. Doch kann es sein, daß er über irgend einer, dahin schlagenden Idee brütet und

dann pflegt er über alles Andere kälter und zerstreuter zu reden. Vielleicht auch trug das kalte und rauhe Wetter in der Pfingstwoche, welches er überhaupt nicht vertragen kann, dazu bei. Wer ihn dieses Frühjahr gesehen hat, behauptet, er sei besser. Aber alle Welt klagt über seine schlechte Diät. Der Damenkalender auf 93 ist das Werk einer sehr kurzen Zeit gewesen, weil er es bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte und er ist genöthigt gewesen, den größten Theil der Nächte zu arbeiten und durch schwarzen Kaffee und ungarischen Wein seine erschlaffenden Nerven zu spannen. Außerdem hat er viel und mit Leidenschaft L'Hombre gespielt, sich dabei angestrengt und bis 2—3 Uhr nach Mitternacht noch aufgesessen. Seit einem Monat hatte er dies jedoch ganz unterlassen, ging früh zu Bett und stand früh auf und das bekömmt ihm besser.

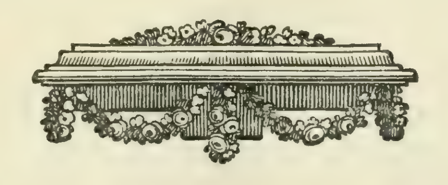
---

Cölleda, 22. August 1793.

Daß Schiller's unaufschiebliche Reise uns um die Glückseligkeit brachte, Sie hier in Thüringen zu sehen, machte mich in der That so lange böse auf ihn, bis ich ihn selber sprach. Da aber überzeugte ich mich, daß ihm die Reise dringend nothwendig geschienen hatte, aus dem Schmerz, womit er daran dachte, daß sie ihn verhinderte, Sie noch vorher zu sehen. Ich fand ihn mit den Zubereitungen zu seiner langen Reise beschäftigt, die er freilich etwas geniemäßig tractirte, denn Sie kennen ja seine Art, auf der Stelle für jedes Hinderniß eine Auskunft zu finden und dann gleich nicht mehr daran zu denken. Komisch war es indessen, wie glücklich dies Benehmen auf die Menschen, die einem sonst solche langwierigen Reisen (er macht die seinige noch dazu mit sehr vielem Gepäck) so sehr verbittern, auf Fuhrleute, Aufpacker, Frachtkärner usw. wirkte. Sie kennen gewiß den Kunstgriff dieser Leute, daß sie Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten

thürmen, sich dann durchaus weigern, unter diesen nachtheiligen Umständen den Contract einzugehen oder zu halten und so von dem beängstigten und verwirrten Reisenden immer mehr Geld erpressen, oder aber ihn zum Zorn reizen und dann entweder auch ihn am Ende schnellen oder doch sich das Vergnügen machen, ihn durch ihre Grobheit aufs äußerste zu bringen. — Alle diese Handwerksstückchen waren bei Schillern verloren. Er sah Alles in rosenfarbnem Lichte, daß die Kerls grob werden könnten oder Geld erpressen wollten, fiel ihm gar nicht ein; sie waren ihm gutmüthige Dummköpfe, denen er mit gutem Rath beistand, wie sie die Reise, die Fracht, die Ladung usw. einrichten sollten. Kaum war die neue Schwierigkeit mit vielem Drucksen hinterhalten, mit Nein und Aber wenn herausgesagt, so hatte er gleich auf der Stelle zehn Gegenmittel und blieb dabei bei so guter Laune, daß die Grobians völlig deroutirt nach Hause gingen, um in einer Stunde wieder zu kommen, neue Schwierigkeiten zu machen und ebenso wieder abgefertigt zu werden. — — Er freut sich sehr auf die Aussicht, Vater zu werden.

Mir schien er diesmal weit munterer als vor drei Monaten. Doch ist sein Befinden immer noch so schnell abwechselnd und seine Diät nichts weniger als streng. Er ißt, was ihm schmeckt und macht zwar keine Debauchen im Wein, trinkt aber doch mehr als ich glaube, daß ihm bei seinen Umständen gesund ist. Wir waren einen Abend und einen Mittag so vergnügt, daß ich diese unter meine glücklichsten in Thüringen zähle.



# Nachwort.

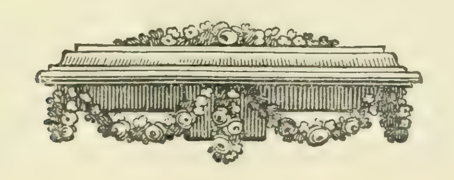
Dem Schlußbande bleibe ein ausführlicheres Nachwort überlassen; hier genügt eine knappe Erklärung über das Verhältnis zum ersten Teil. Die beiden ersten Bogen, die zu dessen Ergänzung dienen (Nr. 46—63), übernahm ich bereits gedruckt von meinem Vorgänger, Herrn Dr. Max F. Hecker; die Kommentierung blieb mir überlassen. Die folgenden Partien, die auf eigener Sammlung beruhen, suchte ich nach Möglichkeit den gegebenen Richtlinien anzupassen. Wenn sich trotzdem gewisse Verschiedenheiten herausstellen, so sind sie nicht in prinzipiellem Widerspruch, sondern in der Natur des Stoffes begründet. Schillers Heimatjahre stellen in viel höherem Maße eine Einheit dar, als die folgenden Wanderjahre, die durch den fortschreitenden Wechsel des Schauplatzes in gesonderte Kapitel zerfallen. Diesem Umstande war durch straffere biographische Gliederung Rechnung zu tragen; die Zweckmäßigkeit klarer Orientierung bedingte somit gelegentlich eine Zerteilung zusammenhängender Erzählungen. Auch die Natur der Berichte ist zum großen Teil eine andere: während die meisten Nachrichten über die Jugendzeit aus späten Erinnerungen der Augenzeugen fließen, hat weiterhin die Erscheinung des bereits berühmt gewordenen Dichters mehr momentane zeitgenössische Aufzeichnungen in Tagebüchern und Briefen hervorgerufen, und diese bedürfen um so notwendiger der chronologischen Aufreihung. Zeugnisse, Matrikeln, Rechnungen sind interessante Illustrationen der Frühzeit; in den Mannesjahren tritt die Bedeutung solcher Urkunden hinter den lebendigen persönlichen Schilderungen zurück; es ist deshalb auf eine Mitteilung formelhafter Diplome verzichtet worden.

Wenn das Material um einige bisher ungedruckte Stücke bereichert werden konnte, so ist es dem freundlichen Entgegenkommen der Herren Dr. Behnke, Direktor des Kestner-Museums in Hannover, Fabrikbesitzer E. Götz in Leipzig, Geh. Hofrat Professor

O. Güntter in Stuttgart, Vorstand des Marbacher Schillermuseums, Professor Dr. W. Haecker in Nagold, Geh. Kommerzienrat A. v. Kröner in Stuttgart, Hofrat Dr. E. Peschel, Direktor des Körner-Museums in Dresden, Geh. Hofrat Professor Dr. B. Suphan, Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, sowie der Verwaltung der Königl. Öffentl. Bibliothek in Dresden zu danken. Freundliche Unterstützung bei Beschaffung des Materials und fördernde Auskunft gewährten mir ferner die Herren Archivrat Professor Dr. Bangert in Rudolstadt, Professor Dr. Karl Berger in Darmstadt, Geheimer Hofrat P. v. Bojanowski in Weimar, Gymnasialrektor Dr. Dürr in Heilbronn, cand. phil. W. Götz in Berlin, Oberstudienrat Dr. Julius v. Hartmann in Stuttgart, Dr. Max F. Hecker in Weimar, Dr. Ed. v. d. Hellen in Stuttgart, Verlagsbuchhändler Dr. A. Kippenberg in Leipzig, Prof. Dr. A. Leitzmann in Jena, L. L. Mackall in Jena, Töchterschuldirektor Müller-Palleske in Landau, Dr. W. Olshausen in Berlin, Archivdirektor Dr. Overmann in Erfurt, Dr. E. Petzet, Sekretär der K. Hof- und Staatsbibliothek in München, Oberlehrer Dr. R. Riemann in Leipzig, Bibliothekar Dr. Rubensohn in Kassel, Referendar O. Veiel in Stuttgart, Professor R. Weltrich in München. Ihnen allen, vor allem aber Professor Dr. C. Schüddekopf in Weimar, der mir ein stetiger Helfer und Berater war, sei der herzlichste Dank ausgesprochen.

Solln b. München, Oktober 1908.

Julius Petersen.



# Anmerkungen.

**46.** (S. 1.) Mitgeteilt von Julius Klaiber, Vom Fels zum Meer. 1884. S. 443 f. Das erste Strafbillet ist vom 21. November 1773 datiert, das zweite vom 24. Dezember desselben Jahres.

**47.** (S. 1.) Gedruckt: Hoven, S. 33 f. Hoven scheint noch andere Anekdoten gewußt zu haben, wie sich aus einer Andeutung von Schwab (Schillers Leben S. 475) schließen läßt: „Herr v. Hoven erzählte im Jahr 1815 zu Nürnberg dem Verfasser dieses Lebens einige Akademiescherze Schillers, die allerdings von gehörigem Kaliber waren.“ Vgl. auch Anm. zu Nr. 43 im ersten Bande.

**48.** (S. 2.) Unter der Überschrift „Nekrolog. Beiträge zu einer Biographie Schillers (Aus einem Schreiben von Helmstädt)“ in der „Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ Sonnabend, den 24. August 1805. Intelligenzblatt Nr. 134, Sp. 1090. Über den Verfasser der Einsendung, die als Ergänzung des am 19. Junius 1805 (Intelligenzblatt Nr. 98) erschienenen Aufsatzes „Über Friedr. v. Schiller“ auftritt, ist keine Gewißheit zu gewinnen; vgl. R. Steig, Euphorion XII, 248.

**49.** (S. 2.) Aus dem Munde einer 97jährigen Ludwigsburger Dame, mitgeteilt von Weltrich (I, 134), der dieser Anekdote Vertrauen schenkt trotz bedenklicher Ähnlichkeit mit einem Streich, den Ludwig v. Wolzogen (Memoiren S. 5) von einem Mitakademiker Graf v. Nassau erzählt. Dort faßt auf des Herzogs Frage: „was würde Er thun, wenn Er an meiner Stelle wär?“ der junge Akademiker die Hand der Gräfin und sagt: „Komm Fränzchen, laß den dummen Jungen stehn!“ In dieser Form ist die Anekdote bereits durch Karl Grunert (Kühnes Europa 1856, Nr. 35,

Sp. 1028) auf Schiller übertragen. — Zur Kritik anderer apokrypher Jugendanekdoten vgl. Boas I, 10 ff. und Weltrich I, 787 f.

**50.** (S. 3.) Hermann Kurz berichtet am 19. April 1838 diese Anekdote an Mörike (Briefwechsel S. 82) unter Berufung auf eine sehr glaubwürdige Person (Schlotterbeck?). Man vergleiche die Verwertung im 2. Teil Kapitel 10 von „Schillers Heimatjahre".

**51.** (S. 3 f.) Schiller als Schauspieler.

Verfasser: Petersen. Gedruckt: Morgenblatt 1807 Nr. 57. Wörtlich wiederholt in der handschriftlichen Jugendgeschichte; vgl. Anm. zu Nr. 53 und Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 205. Hermann Kurz führte diese Episode weiter aus: Morgenblatt 1838, Nr. 52—55 und „Schillers Heimatjahre" 1. Teil Kapitel 12.

**52.** (S. 4.) Waiblinger, Gesammelte Werke IV, 256. Für die Unmittelbarkeit der Aufzeichnung spricht es, daß W. die Namen der Freunde in Pedersen und Hocken entstellt. — Aus mündlicher Erzählung des Oberbibliothekars v. Staelin in Stuttgart berichtet Boas (II, 161 f.), Schiller und Haug hätten Eberhard den Greiner zum Thema eines poetischen Wettstreites erwählt.

**53.** (S. 5—8.) Schiller auf dem Fortschreitungswege bis zur Vollendung seiner „Räuber".

Fortsetzung von Bd. 1, Nr. 39. Verfasser: Petersen. Manuskript im Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. zu Stuttgart. Zuerst vollständig abgedruckt bei Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Stuttgart 1904, S. 201—205. Die Fußnote auf S. 5 läßt sich gegen die Zuweisung jenes Aufsatzes im Freimüthigen 1805 an Petersen geltend machen. Tatsächlich ist Schubarts Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" die

Hauptquelle der „Räuber", und Petersen zeigt sich minder gut unterrichtet als der Gewährsmann des „Freimüthigen", in dem Hartmann (S. 19 und 347 f.) nicht ohne Grund Conz erblickt. Dies ist zu Bd. 1, Nr. 37 nachzutragen.

**54.** (S. 8—10.) Verfasser: Karl Heideloff, der Sohn Viktor Heideloffs. Gedruckt: Wagner, Geschichte der hohen Karls-schule Bd. 1, S. 5 f. Die Skizze, die Viktor Heideloff hinterlassen hatte, ist durch Karl H. 1856 als Aquarellbild ausgeführt worden. Vgl. auch Wagner, Ergänzungsbd. S. 38. Mit Weltrich (I, 285) ist die Datierung in Zweifel zu ziehen, da 1778 „die Ausarbeitung der Räuber noch lange nicht so weit vorgeschritten war, als es nach der Erzählung den Anschein hat". Die Behauptung einer epidemischen Erkrankung findet in dem Krankenjournal der Militärakademie keinerlei Bestätigung; vgl. Rudolf Krauß, Schiller auf der Krankenstube der Militärakademie und die Entstehung der Räuber (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 16, S. 122).

**55.** (S. 11—15.) Gedruckt: Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule, Bd. 2, S. 278 f. Teile daraus schon Morgenblatt 1844, S. 1116. — Die „Philosophie der Physiologie" war Schillers erste medizinische Probeschrift; die Beurteilungen der beiden Arbeiten des Jahres 1780, „Dissertatio de differentia febrium inflammatoriarum et putridarum" und „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" sind gleichfalls in Wagners Geschichte der Hohen Carls-Schule, Bd. 2, S. 280—81, abgedruckt, danach bei Kühn, Schiller I, 1. S. 53 f.; auf eine Wiedergabe in unserer Sammlung wurde verzichtet.

**56.** (S. 16.) Schillers Disputation.

Verfasser: Abel. Gedruckt: Weltrich I, 56.

**57.** (S. 17.) Schillers Nationalliste.

Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie. S. 45. Danach bei A. v. Keller, Beitr. z. Schillerlit. S. 34.

**58.** (S. 18—21.) Austritt aus der Akademie.

Verfasser: Abel. Druck: Weltrich I, 842. — Die Behauptung, mit der Verunglimpfung Graubündens habe Schiller einen unbeliebten Vorgesetzten treffen wollen, findet sich auch bei dem Denunzianten Walter und bei Petersen; vgl. Anm. zu Nr. 61 und 76. — S. $20_{4 ff}$. Der Aufsatz im Schwäbischen Museum ist als Nr. 76 in diesem Bande abgedruckt. Die Erzählung, daß Schiller seinen Oberst habe schonen wollen, bringt auch Göritz; vgl. Nr. 70 (S. 44 ff. dieses Bandes).

**59.** (S. 22.) „Fiesco".

Verfasser: Abel. Druck: Weltrich I, 845.

**60.** (S. 23 f.) Schiller, sich selbst überlassen, während seines Aufenthalts in Stuttgart.

Fortsetzung von Nr. 53. Verfasser: Petersen. Gedruckt: Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 205 f. — Die Nachrichten über Schillers ärztliche Wirksamkeit stützen sich auf die Aussage des Sohnes Elwert; vgl. Bd. 1, Nr. 19, S. 89 f.

**61.** (S. 24—27.) Verfasser: Petersen. Lose Blätter aus seinem Nachlasse, mitgeteilt von Hartmann, Schillers Jugendfreunde. S. 207. — S. $24_{14}$. Die Lücke ist zu ergänzen: „es galt gar nicht dem Kanton, sondern nur einem einzelnen Mann". Diese Stelle ist wichtig wegen der Übereinstimmung mit Abel; vgl. Anm. zu Nr. 58. — Das letzte Stück S. $27_{3ff}$ wurde bereits im Morgenblatt 1809, Nr. 253, gedruckt und zog einen Streit über die Möglichkeit derartiger Veränderungen der Nasenform nach sich; vgl. Wurzbach, Schillerbuch, Marg. 2863.

**62.** (S. 27 f.) Verfasser: Scharffenstein. Die Stelle ist aus dem Abdruck der Erinnerungen im Morgenblatt 1837, Nr. 58, weggeblieben und erst von Hartmann (Schillers Jugendfreunde S. 156) aus dem Manuskript veröffentlicht worden.

**63.** (S. 29—35.) Einiges über Schiller.

Verfasser: Conz. Druck: Elegante Welt 1823, Nr. 3, 4, 7, Sp. 16 ff., 28 ff., 52 ff. — S. 29, Fußn. 2. Döring schreibt in seiner 1822 veröffentlichten Biographie S. 77: „Sie war eine Tochter des Kammerraths und Buchhändlers Schwan in Mannheim.“ — S. 32, Fußnote: Tatsächlich hat Schiller, ehe er auf die Militärakademie kam, viermal am Landexamen teilgenommen. Vgl. Zeugnisse. Morgenblatt 1809, Nr. 201; vgl. auch Bd. 1, Nr. 22, S. 98. — S. $33_{20}$. Das Brockhaussche Konversations-Lexikon (Real-Encyclopädie oder Konversations-Lexikon. Fünfte Original-Auflage. 8. Bd., 1819) berichtet auf S. 734: „Schiller unternahm die ersten dramatischen Versuche: Der Student von Nassau, ein Trauerspiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauspiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchtetern Verfasser selbst verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieses Urtheil gerecht war. Nur einzelne Stellen des letztern Stücks nahm er in die spätern Räuber auf.“ — Conz selbst spricht von dem „Student von Nassau“ noch an zwei anderen Orten; vgl. Bd. 1, S. 127 u. 137.

**64.** (S. 36 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

I, 37—41. — S. $37_{15}$. Die Charakteristik paßt auf das Gedicht: „Totenfeier am Grabe Philipp Friedrich von Riegers“; das „Carmen auf Wiltmeister“, das gleichfalls in Frage kommen könnte, ist nicht erhalten.

**65.** (S. 38 f.) Boas nach Emilie v. Gleichen.

Boas I, 257 f. — Von den Erinnerungen Christophinens, auf die diese Darstellung zurückgeht, berichtet auch ein Brief Emiliens

v. Gleichen an Heinrich Laube: „Wie mußten die Karlsschüler sie erfreuen, welche die historischen Personen derselben alle gekannt hat! — sogar in den Redensarten ihres Bruders glaubt sie ihn wieder zu erkennen. Alle Scherze jener Zeit sind ihr wohlbekannt . . . Sie drückt Ihnen ganz besonders die Hände, weil Sie die Frauen so hoch gehalten, daß sie klüger als der Herzog gewesen! . . . Heute mußte sie mir wieder von den Augenblicken vor der Flucht meines Vaters erzählen, wo Alles so herrlich auf der Solitude erleuchtet war, er Abschied von ihr genommen hatte, und ihr das Geheimniß anvertraut.“ (Saupe, Schiller u. s. väterl. Haus. Leipzig 1851, S. 132.) Andere Erinnerungen Christophinens, die zur Ergänzung ihrer Aufzeichnungen (Bd. 1, S. 21—44) dienen, finden sich in Briefen an Charlotte Schiller (Beziehungen S. 268 und 323).

**66.** (S. 39 f.) Friedrich Förster nach Minna Körners Erzählung.

Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß. Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin 1873. S. 121 f. Über Försters Unzuverlässigkeit vgl. die Anmerkungen zu Nr. 107, 129, 133. Dazu Fielitz, Archiv IV, 104. Boxberger, Fleckeisens Jahrb. 1874, 2, S. 60.

**67.** (S. 41 f.) Schiller, Reinhard und die arabischen Dichter.

Verfasser: Conz. Druck: Elegante Welt 1825, Sp. 1645 f. Der Ausruf: „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko soll bleiben“ wird auch in Nr. 37 (Bd. 1, S. 125, Z. 10 f.) berichtet.

**68.** (S. 42.) Aus Reinhards Aufzeichnungen.

Erster Druck: Guhrauer, Raumers Histor. Taschenb. N. F. 7 (1846), S. 197. Danach Weltrich I, 829. W. Lang, Graf Reinhard, Bamberg 1896, S. 21. — Reinhard erinnert sich dieses Zu-

sammenseins, das auf Anfang Oktober 1781 fällt, noch im Brief an Schiller vom 16. Nov. 1791 (Urlichs, Briefe an Schiller, S. 120).

**69.** (S. 69.) Aus F. W. v. Hovens Autobiographie.

Hoven, S. 115 f. Der Besuch auf dem Hohenasperg fällt in den November 1781. Mehrere Äußerungen Schubarts geben den Eindruck wieder, den dieser empfing; er schreibt an seine Gattin: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß, — grüß ihn". (Strauß, Schubarts Leben II, 47); später erzählt Reinwald in einem Brief an Pfranger vom 15. Juli 1784: „Für Schiller ist er enthusiastisch eingenommen und er wurde einst, weil er ihn zu sehr gelobt, von seinem General in ein härteres Gefängnis gesetzt. Er machte der Madame Schiller beim Abschied das Kompliment: Gebenedeyt bist Du unter den Weibern und Gebenedeyt ist die Frucht Deines Leibes!" (Christophine S. 277 f.) Die Richtigkeit bezweifelt Wohlwill (Marb. Schillerb. I, 278); doch wiederholte sich ähnliches nach Schubarts Freilassung; er schreibt am 7. Juli 87 an seinen Sohn Ludwig: „Der Herzog hat mir Zensurfreiheit verstattet; doch will er's nicht leiden, daß ich im ersten Blatte den Pabst unsanft berührte und — den Schiller lobte." — Weniger gut kommt Schiller in einer pädagogischen Aufzeichnung für den Sohn aus dem Jahre 1783 weg: „Schiller hat die volle Anlage des großen Mannes; aber er muß noch manchen Fehler ablegen, eh ers ist. In seinen Augen ist nichts groß — als er!! — und das ist ein böses Kennzeichen." (Euphorion VIII, 287. 298.) Wahrscheinlich sind diese Zeilen dem Herzog zu Gefallen geschrieben.

**70.** (S. 44—46.) Aus den Erinnerungen von K. A. Göritz.

Gedruckt: Morgenblatt 1838, Nr. 221, S. 881 f. Vgl. auch Nr. 99. 109. 181. Die Vornamen K. A. (Karl August) entnahm ich Leitzmanns Register zu Jonas' Schillerbriefen; nach

einer Mitteilung J. Hartmanns hingegen trug Göritz (geb. zu Stuttgart 29. März 1764) die Vornamen Ludwig Friedrich.

**71.** (S. 46.) Aus Petersens Papieren. Boas II, 63.

**72.** (S. 46.) Aus den Akten des Mannheimer Theaters.

Boas II, 63. — Zwei Mannheimer Quittungen Schillers aus den Jahren 1783 und 1784 sind im „Schiller-Album", Dresden 1861, S. 18, veröffentlicht.

**73.** (S. 47.) Rechnung des Ochsenwirtes Brodhag.

Die Rückseite trägt die Adresse „H. D. Schiller und H. B. Petersinn." Das Original ist mit Petersens Nachlaß in das Cotta'sche Archiv gelangt; es ist bereits 1838 in den „Hallischen Jahrbüchern" S. 500 erwähnt und später von Boas (I, 232), sowie Weltrich (I, 338, 618) benutzt worden. — Von Bedeutung sind, wie Weltrich bemerkte, die Lücken in den fortlaufenden Daten: zwischen 24. Mai und 6. Juli fällt die zweite Mannheimer Reise; zwischen 27. Juni und 12. Juli der durch diese Reise verwirkte 14tägige Arrest.

**74.** (S. 48 f.) Aus Briefen von Scharffenstein.

Die beiden Briefe an Uxkull sind von Jul. Hartmann (Schillers Jugendfreunde S. 185 und S. 171 f.) nach den Konzepten auf der Stuttgarter Landesbibliothek auszugsweise veröffentlicht; der Brief an Lempp von Ernst Müller (Zeitschr. f. vergleichende Literaturgeschichte IX, 237).

**75.** (S. 49 f.) Aus Scharffensteins Lebenserinnerungen.

Auch diese Partie ist im Morgenblatt 1837, Nr. 58 gestrichen (vgl. Bd. 1, S. $164_{9\text{ v. u.}}$) und erst von Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 154, nach dem Manuskript ergänzt.

**76.** (S. 50—53.) Beitrag zu einem schwäbischen Martyrologium.

Der Verfasser ist Joh. Mich. Armbruster, der, wie Reinh. Steig, Euphorion XII, 244 f. nachwies, an dem Garteninspektor

Walter persönliche Rache nahm. Der Aufsatz, der in Armbrusters Schwäbischem Museum (1785) I, 225 ff. erschien, ist die Quelle sowohl für Zach. Becker (Deutsche Zeitung 1784) und Reinwald (Bd. 1, S. 73 f.), als auch für Nicolai (Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz X [1795], Neue Berlinische Monatsschrift 1805 Okt.), für den Helmstädter Nekrologisten der Hallischen Allg. Literaturzeitung (Nr. 48) und einen Berichterstatter der Jenaischen Allg. Lit. Ztg. (8. Dez. 1805). Walters Briefe waren schon im Oktober 1782 im 42. Stück von Amsteins „Sammler" durch den Pfarrer Heinr. Bansi abgedruckt worden, aber mit veränderter Orthographie und in gemilderter Form. Armbruster hatte die Originale von Bansi erhalten; ihre Veröffentlichung war eine Indiskretion, für die er nachträglich feierlich Abbitte leistete. Den Anfang des ersten Briefes hat Armbruster eines wichtigen Satzes beraubt; er heißt im Original: „Der Comedienschreiber ist ein Zögling unserer Akademie, er hat einen Graubündner, Namens Couplet, zum Aufseher gehabt, und um sich an diesem zu rächen, will der Thor die ganze Nation angreifen." In Wirklichkeit war der Name des Graubündner Aufsehers Kuplie. Vgl. Anm. zu Nr. 61. Dazu Vetters Aufsatz „Schiller und die Graubündner" (Archiv XII, 404 ff.), worin die Schweizer Patrioten in Schutz genommen werden.

## Mannheim und Oggersheim (1782).

Die Hauptquelle für diese Zeit, Streichers Bericht, ist schon in Bd. 1, S. 218—254 vorausgenommen. Als Ergänzung sei hier ein Brief Streichers an einen unbekannten Stuttgarter Adressaten aus Mannheim 28. Febr. 1783 aufgeführt (mitgeteilt von Fielitz, Archiv VIII, 422):

„Deine Bemerkungen wegen Schillers Schritt sind freilich sehr wahr. Allein höre auch ein Wort von mir darüber. — So fatale Folgen dieser Schritt auf mein eigenes Schiksal hatte,

so sehr mus ich doch Schillern dabei entschuldigen, da — nur ich — allein weis, wie viel andere Menschen dazu beigetragen, ihn nicht ganz glüklich zu machen. Nicht jederman kan das Schicksal haben. Es gehört eine gewisse Größe dazu, so unglüklich zu seyn. Großer Männer Schiksale sind ihrem Geist und Herzen angemessen. Der Fürst ist ganz anders unglüklich als der Unterthan. So auch hier."

**77.** (S. 54—60.) Schwans Erinnerungen.

Schwans Autobiographie: „Kurze Nachrichten aus meinem Leben", veröffentlicht in den „Hausblättern", hsg. v. Hackländer u. Höfer 1861, 1. Bd., S. 469 f.

Von dem Brief Körners an Schwan hat nach dem Original im Kestner-Museum zu Hannover Max Rubensohn (Euphorion XII, 787) ein Bruchstück veröffentlicht; hier zuerst vollständiger Abdruck.

Die Antwort Schwans an Körner ist zuerst in wenigen Sätzen von Urlichs (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Bd. 1, S. 92, Anm.), dann ausführlicher, aber weder ganz vollständig noch ganz genau, von Minor (Schiller-Archiv, S. 12—16) bekannt gemacht worden. Eine ergänzende Kollation C. Schüddekopfs setzt mich in Stand, den ganzen Brief nach dem Original im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv zum Abdruck zu bringen.

**78.** (S. 60—63.) Zwei Aufsätze von K. Geib.

Der erste Aufsatz im Morgenblatt 1808, Nr. 57, S. 227, unterzeichnet „Julius", als Berichtigung der Nachrichten Petersens (Bd. 1, Nr. 39, S. 127 u. 135). In seiner handschriftlichen Jugendgeschichte hat Petersen diese Nachricht verwendet. (Vgl. Nr. 53, Bd. 2, S. 7.)

Der zweite Aufsatz in G. Seebodes „Neuem Archiv f. Philol. u. Pädagogik" V (1830), Sp. 40, unterzeichnet Karl Geib, in Lambsheim.

Die vier Patente sind abgedruckt bei A. v. Keller, Nachlese zur Schillerlitteratur 1860, S. 5 und 17—19.

Über Schillers Beziehungen zu Derheim (Derain) vgl. auch Streicher (Bd. 1, S. 257 ff.)

**79.** (S. 63 f.) Beide Notizen vom gleichen Einsender, Morgenblatt 1856, S. 59 f. und 1152; die erste innerhalb eines Aufsatzes „Vom Mittelrhein". — S. $64,_{11}$. Josef Rank hatte in seinem Büchlein „Schillerhäuser" (Leipzig 1856, S. 11), Scharffensteins Schilderung des Stuttgarter Quartiers (Bd. 1, S. 163) fälschlich auf die Oggersheimer Behausung übertragen.

## Bauerbach (1783).

Einige den Bauerbacher Aufenthalt berührende Berichte haben bereits in Bd. 1 ihren Platz gefunden (siehe Nr. 8, S. 39 f., Nr. 9, S. 63, Nr. 45, S. 275.) Nicht aufgenommen ist in dieser Sammlung aus Charlotte v. Kalbs Erinnerungen die Darstellung von Schillers Verhältnis zu Charlotte v. Wolzogen. In einer novellistisch gehaltenen Erzählung „Das Mahl" wird der Bericht Schiller selbst in den Mund gelegt, unter Änderung der Namen (Winkler statt Winkelmann, Dorothea statt Charlotte) und ohne Gewähr für die Tatsachen. Der Anfang diene als Probe (Charlotte, hsg. v. Palleske, S. 220 ff.):

Friedrich. „In vino veritas! darum schenkt dem Dichter jetzo Glauben; wisset, daß ich Wahrheit rede. Ein Gedenkbuch bezeugt es noch:

Von der Karlschule ist so Manches von mir und meinen Freunden bekannt. Mutter und Tochter Wolzogen, die an der Werra zu Haus, kamen zum Besuch nach Stuttgart, wo ihre Söhne und Brüder meine Schulgenossen. Mit Achtung und Vertrauen war ich ihnen zugethan, und gern besuchte ich mit den

Brüdern die Frauen. Der Schwester war ein selbstbestimmtes Betragen eigen; was irgend im Benehmen einer Uebertreibung, nichtigem Affekt ähnlich war, wurde von ihr scherzhaft verspottet; ihre Gegenwart zügelte oft das Ueberschwengliche unsrer Rede. Noch ein Akademiker wünschte der Dame vorgestellt zu sein: Winkler. Er war schlanker Gestalt, dunkel umlockt das Haupt, sein Naturell bedeutsam. Als die blonde Dorothea ihn sah, war sie betroffen. Sonst so gefällig, schien sie nun die Wünsche der Brüder nicht zu vernehmen, nahte aber der Mutter in sanfter Erregung. Schweigsames Geständniß in ihren Zügen und Erröthen. Einst sagte sie: ‚Meine Brüder verstehen gar nicht zu loben, sonst hätten sie ganz anders von Winkler reden können, seine Erscheinung hätte mich nicht also bewegt. Jetzt ist mir bange, da wir bald scheiden werden.' Als wir über Dora zu Winkler sprachen, erwiderte er: ‚Sie ist ähnlich ihren Brüdern. Daß auch sie mich achtet, ist mir werth'. Der Frauen Abreise war bestimmt, Dora weinte beim Abschied und ich wähnte, es gälten auch mir ihre Thränen.

Es ist wohl bekannt, wie ich dem Verlangen, die Räuber in Mannheim auf der Bühne zu sehen, nicht widerstand; auch wie ich dann in Drang und arger Widerwart am Werraufer eine Zeitlang verborgen lebte. Den Freunden war ich willkommen; stets von treuer Sorgfalt geschützt, aber verfolgt von Irrung und Drohen suchte ich das Incognito. Friedrich Ritter war mein Name. Doch diese Larve gab keine Verborgenheit, hatte nur die Feder mit Sonderlichem beflügelt; denn was man schrecklich in Argsinn der Leidenschaft geschaffen wähnte, war ja meist in dieser Epoche gedichtet. Zur Bildung sollten Erfahrung und Schmerz mir dienen. Carl Moor giebt jedem die Weisung, daß er aus dem dunklen Schacht roher Elemente erstanden ist."

**80.** (S. 65.) Mitgeteilt von Boxberger, Akademische Blätter 1884, S. 65.

**81.** (S. 65f.) Aus Charlotte v. Kalbs Erinnerungen. Charlotte, hsg. v. Palleske, S. 38. Dasselbe Erlebnis erzählen auch Charlotte v. Schiller (vgl. Bd. 1, S. 63) und danach Caroline v. Wolzogen (Schillers Leben I, 67).

**82.** (S. 66.) Aus Reinwalds Tagebuch. Mitgeteilt von L. Köhler, Abend-Zeitung 1839, Nr. 225, S. 899.

**83.** (S. 66—68.) Einen Teil dieses Briefes gab schon (unter falschem Datum) Streicher, Schillers Flucht (1836) S. 150ff.; ein weiteres Stück O. Brahm in seinem „Schiller" I, 248f. Vollständig wurde er nach dem im Marbacher Schiller-Museum befindlichen Original von O. Güntter, Marbacher Schillerbuch II (1907), S. 383—86 veröffentlicht.

**84.** (S. 69.) Mitgeteilt von Minor, Schiller-Archiv S. 28f., nach dem unveröffentlicht gebliebenen Manuskript des Archidiakonus Müller in Meiningen. Minor selbst stößt sich an dem theatralischen Charakter der Anekdote, doch tritt Schillers Liebhaberei für solche Erkennungsszenen auch an anderen Orten hervor. Vgl. Bd. 1, S. 236.

**85.** (S. 69.) Mitgeteilt von Bechstein, Aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen, Halle 1856, S. 207.

## Mannheim (1783—85).

Eine wichtige Quelle auch für diese Periode ist Streicher (Bd. 1, S. 261—292). Nicht aufgenommen sind hier zwei Stellen aus Sophie La Roches „Briefen über Mannheim" (1791), auf die Minor (Schiller, Bd. 2, S. 327f.) verwiesen hat. Die eine enthält das literarische Urteil der Frau v. La Roche über den Dichter: „Ich kenne und schätze Hr. S— persönlich, aber ich würde ihm selbst dem vortreflichen Kopf sagen, daß ich die angebohrne Fähigkeiten, und den erworbenen Reich-

thum seines Geists, aufrichtig bewundre, aber daß ich den Gebrauch, welchen er in seinen drey ersten Theaterstücken davon machte, nicht liebe —". Dieses Gespräch spielt nach 1788. Daß sich die spätere Stelle (S. 346 ff.) auf Schiller bezieht, scheint mir nicht ganz sicher; in einer Gesellschaft, in der über den Vergleich zwischen Menschen und Tieren gesprochen wird, erscheint ein Herr S—, der sonst wenig redet, „indem gewisse Dinge ihm so verächtlich scheinen, daß er nichts darüber sagt, besonders wenn er die Gegenstände als kindisch und zwecklos ansieht, und also das Nachdenken und Sprechen für Mißbrauch des Verstandes und der Zeit erklärt." Er übersetzt ein Stück St. Pierre so fließend ohne zu stocken ins Deutsche, daß man glaubt, seine eigenen Gedanken zu hören. Schließlich ergreift er Meißners „Menschenkenntniß", hebt das Buch mit Eifer in die Höhe und sagt: „Gute Weiber! lesen Sie doch dieses schätzbare, allen Menschen so nützliche Werk mit Aufmerksamkeit, empfehlen Sie es Ihren Freunden und Ihren erwachsenen Söhnen vorzüglich. Sie werden nicht nur Menschenkenntniß, sondern auch Kenntniß Ihrer selbst darin finden, und einen so faßbaren Leitfaden der Klugheit und Nächstenliebe erhalten, als Sie je wünschen können, denn der Mann macht Sie ohne Prunk und stattliche Schreibart, Wahrheit fühlen und lieben, er führt Sie zur Ueberzeugung und Thätigkeit des Guten, so daß Sie ihm gewiß danken werden." — Da der erste Teil von Meißners „Menschenkenntnis" frühestens zur Ostermesse 1785 erschien und Schiller Mannheim schon am 9. April verließ, erwachsen der Datierung Schwierigkeiten.

**86.** (S. 70.) Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Bd. 1, S. 540. Ähnlich schreibt Charlotte 11. Aug. 1810 an Fischenich (Hennes, Fischenich und Charlotte 1875, S. 114 f.)

**87.** (S. 70 f.) Gefühl höherer Kraft unter drückenden Umständen.

Verfasser: Abel. Aus der im Besitz des Geh. Kommerzienrat

D. Merkel in Eßlingen befindlichen Handschrift mitgeteilt von Weltrich, Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. XIV, 327 f. In den dem J. G. Cotta'schen Archiv gehörigen Aufzeichnungen Abels ist über den Mannheimer Besuch gleichfalls berichtet; vgl. Nr. 211, S. 289.

**88.** (S. 71 f.) Gedruckt: Wurzbach, Schillerbuch 1859, Marg. 2886; vielleicht nach Mitteilung Müllers.

**89.** (S. 72—75.) Aus Rahbecks Lebenserinnerungen.

„Erinnerungen aus meinem Leben" von K. L. Rahbeck, Königl. Dänisch. Professor, Mitdirektor der königlichen Schauspiele zu Copenhagen, Ritter vom Danebrog. Aus dem dänischen Original ausgezogen und ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Leipzig 1829. Zweiter Teil S. 68—71. Minor (Aus dem Schillerarchiv S. 29—36) hat zuerst auf R.s Beziehungen zu Schiller hingewiesen. Der Däne bereiste die süddeutschen Theater in F. L. Schröders Auftrag und wohnte in Mannheim der Aufführung seines Nachspiels „Der Vertraute" bei (am 20. Juli 84).

**90.** (S. 75.) Götz, Geliebte Schatten, Mannheim 1858, S. 7. Begleittext zu einer Abbildung jener Pappel auf der Mühlau-Insel, die im Jahre 1840 gefällt worden war.

**91.** (S. 75.) Veröffentlicht von Walter, Mannheimer Geschichtsblätter 1905, S. 132 f., nach Aussage des Herrn Kaufmann Neher in Mannheim. Es handelte sich um die Feststellung der Weinwirtschaft, in der Schiller 1784 in Mannheim verkehrte.

**92.** (S. 75.) Pichler, Chronik des Großherzogl. Hof- u. National-Theaters in Mannheim (1879), S. 78.

**93.** (S. 76.) Pichler S. 98. — Das von Scharffenstein gemalte Miniaturbild befindet sich jetzt im Marbacher Schillermuseum und ist im Marbacher Schillerbuch II, 409, vorher

in Westermanns Monatsheften 1900 und in Koennekes Schiller wiedergegeben. Ein zweites Geschenk Schillers für sie, ein Trinkglas schlichter Art, ist im Besitz des Mannheimer Altertumsvereins (Baumann, Mannh. Geschichtsbl. 1905, S. 118). Die Überreichung des Bildes müßte auf den 18. Januar 1785 fallen, an dem Katharina Baumann, spätere Ritter, zum erstenmal die vorher von Karoline Beck vertretene Rolle der Luise spielte. Doch war bereits 1783 in Stuttgart das Gerücht in Umlauf, Schiller habe sich „mit einer Komödiantin verheurasselt" (Zumsteg an Schiller, 11. Okt. 1783. Urlichs, Briefe an Schiller, S. 9). — Schillers Schwäbisch ist in dieser Nachricht unvollkommen wiedergegeben; ebenso in Nr. 88.

**94.** (S. 76.) Aus Scharffensteins Erinnerungen.

Im Morgenblatt 1837 war diese Partie stark gekürzt (vgl. Bd. 1, S. 165); deshalb sei sie hier nach dem Manuskript (Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 155) ausführlicher wiedergegeben. — Das Miniaturbild war nicht für Margarete Schwan, sondern für Katharina Baumann bestimmt (vgl. Nr. 93).

**95.** (S. 77.) Aus einem Briefe von Joh. Wilh. Petersen.

Bisher ungedruckt in Goethes Autographensammlung im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. — Der Adressat ist unbekannt; vielleicht, wie aus einer Erwähnung Tibulls zu schließen wäre, Reinhard. Am 4. April weiß auch Schillers Vater von der Sage, Schiller habe sich mit Mlle. Schwan verheiratet (Beziehungen S. 57); auch später noch verbreitete sich das Gerücht von einer reichen Heirat weithin; beispielsweise schrieb Iffland aus Hamburg am 30. August 1785 an Dalberg: „Ich hörte hier die Neuigkeit, daß Schiller eine Frau von 50000 fl., die der Fiesko so enthusiasmirt hätte, geheirathet habe." (Grenzboten 1854 II, 479.)

**96.** (S. 77—80.) Aussage der Caroline Fecht.

Erster Druck: Urlichs, Briefe an Schiller S. 38—41. Schon vorher erhielt E. Palleske das Blatt durch Emilie v. Gleichen zur Einsicht. Ihr Begleitschreiben vom 14. Dezember 1858 ist im Marbacher Schillermuseum erhalten: „Dieses wurde Carolinen v. Wolzogen auf Verlangen wohl geschickt als sie die Biographie Schillers schrieb. Ich schicke es im Original es macht in diesem mehr Eindruck — wurde mir von Tante W. mit vermacht." Das Original befindet sich jetzt in Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar und ist durch C. Schüddekopf für diesen Abdruck neu kollationiert worden.

**97.** (S. 81—88.) Aus Berichten der Luise Pistorius geb. Schwan.

In der Adresse des ersten Briefes ist ein Irrtum zu berichtigen. Urlichs, der den Brief nach dem Tod Emiliens v. Gleichen herausgab (Briefe an Schiller 1877, S. 31 ff.), bezog die Anrede trotz des auffallenden „Du" auf Schillers Tochter. Ein Brief Emiliens v. Gleichen an Emil Palleske vom 1. Dezember 1858 (unveröffentlicht im Marbacher Schillermuseum) gibt anderen Aufschluß: „Doch lege ich Notizen bei, welche nicht unwichtig sind für das Schwan-Schillerische Verhältniß. Sie sind mir in Abschrift ebenfalls zugekommen und stammen von der Schwester Margarethens. (Die Emilie ist die Tochter von Louise Pistorius geb. Schwan). Durch dritte Hand [Friedr. Götz?] an mich gekommen. Margarethe Schwan hatte noch eine jüngere Schwester Louise, nachherige Pistorius von welcher Sie näheres in einem Brief an meine selige Tante Reinwald erfahren werden, welchen ich in einer schon längst gemachten Abschrift, gleich nachdem Tante den Brief bekommen, beilege. Das Original kam auch nach dem Tod d. Tante in meine Hände."

Der zweite Brief (S. 83), aus Burleswagen bei Crailsheim,

veröffentlicht von Urlichs, Briefe an Schiller S. 37; das Original im Goethe-Schillerarchiv wurde für diese Sammlung durch C. Schüddekopf neu verglichen.

Die Berichtigung (S. 84 f.) der Einleitung zu Laubes „Karlsschülern“ im „Literaturblatt“, redigiert von Wolfgang Menzel 1847, Nr. 51, S. 204, ist anonym, und nur mit einer redaktionellen Fußnote: „Der Redaktion von einer hochachtenswürdigen Dame mitgetheilt“, versehen. Sie berührt sich mit dem ersten Brief. Die Erinnerung an das Trauergedicht für Beck (S. $85_{8ff}$) scheint Luise Pistorius später aufgefrischt zu haben. Palleske erzählt (12. Aufl. I, 322): „Auch Schiller, tief erschüttert, wie er war, schrieb ein Trostgedicht für den Gatten, welches leider verloren gegangen ist, von welchem sich aber eine Schwester von Margarete Schwan, die Staatsrätin Pistorius zu Stuttgart erinnerte, daß mit einer sehr rührenden Wendung des kleinen Hündchens erwähnt wurde, welches Karolinen mit frohem Bellen empfing, wenn sie abends gefeiert und erschöpft aus dem Theater nach Hause kam.“ In Pallesfes Nachlaß hat sich, wie mir Herr Töchterschuldirektor Müller-Palleske in Landau auf meine Anfrage mitteilt, kein Brief der Luise Pistorius erhalten.

Der dritte Brief (S. 85—87) ist von Minor, Aus dem Schiller-Archiv S. 57 f. veröffentlicht.

Die beiden Briefe an Friedrich Götz (S. 87 f.) sind bisher ungedruckt und befinden sich im Besitz des Herrn Fabrikanten Ernst Götz in Leipzig. Eine Abschrift verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn cand. phil. Wolfgang Götz in Berlin. Die Erinnerung erscheint hier bereits getrübt, namentlich was Charlotte v. Kalb betrifft. Der Artikel in Kühnes Europa 1852 Nr. 87 (28. Oktober), S. 692, bespricht Charlottens als Manuskript gedruckte Memoiren und das Büchlein von Köpke, das einen Auszug daraus gibt. Die Reise des Majors nach Frank-

reich fällt nicht in die Mannheimer Zeit, sondern in das erste Weimarer Jahr.

**98.** (S. 88.) Schwans Randbemerkung zu Schillers Brief vom 24. April 1785.

Den Brief scheint Fr. Götz durch Luise Pistorius erhalten zu haben (vgl. den Schluß des vorausgehenden Briefes); er ließ ihn in den „Geliebten Schatten" 1858, Bl. 4, faksimilieren. Doch blieb gerade der wichtige Schlußsatz von Schwans Randbemerkung weg. Vollständig bei Jonas, Schillers Briefe I, 244.

**99.** (S. 88 f.) Aus den Erinnerungen von Göritz.

Gedruckt: Morgenblatt 1838, Nr. 226, S. 902.

Vgl. Schillers Brief an Lotte und Caroline vom 10. November 1789: „bei diesem Mannheim fällt mir ein, daſſ ihr mir doch manche Thorheit zu verzeyhen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh wir uns kannten, begieng, aber doch begieng! Nicht ohne Beschämung würde ich euch auf dem Schauplatz herum wandeln sehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miserablen Leidenschaft im Busen, herumgewandelt bin."

**100.** (S. 89—93.) Förster nach Minna Körners Erzählung.

Kunst und Leben. S. 123—128. — S. $90_{29}$. Charlotte von Kalbs Annahme, daß Götz die Heirat mit Margarete Schwan hintertrieben habe, entbehrt der Begründung; richtig ist nur, daß Margarete ursprünglich ihrem Jugendgespielen Gottl. Christ. Götz zugedacht war; vgl. Baumann, Mannheimer Geschichtsbl. 1905, Sp. 104. — S. $92_{4}$. Tatsächlich zählte Charlotte v. Kalb, als sie nach Mannheim kam, erst 23 Jahre.

**101.** (S. 93.) Mitgeteilt von Bobé, Euphorion XII, 154. Datum verdruckt: lies 1784. — Über Becks Verhältnis zu Schiller äußert später L. F. Huber in einem Bericht über seinen Besuch von Mannheim (an Körner, Mainz 18. Juli 1788) folgendes: „ich glaube, daß ein Hauptband zwischen ihm

und Schillern des letztern Superiorität war. Schiller konnte sich ihm zwar immer verständlich machen, aber er blieb immer so weit voraus, daß er in allem auf seine Bewunderung rechnen konnte, und dieses Verhältniß stiftet oft die engsten Freundschaften, der kleinere Geist lebt mit von dem Glanze des größern, und der größere stellt ihn gern einige Stufen höher als er wirklich steht, weil er selbst um diese verhältnißmäßig steigt." (L. F. Hubers Sämmtl. Werke seit d. J. 1802. Tübingen 1806, Bd. 1, S. 280 f.) Ähnlich urteilt Charlotte v. Schiller über Huber selbst.

**102.** (S. 93.) Braun, Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen. Bd. 1, S. 102. Das Ernennungsdekret bei Ad. Kühn, Schiller S. 64.

**103.** (S. 94—103.) Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Gedruckt: Charlotte S. 114—115; 127—129; 130—133; 134—137. Charlottens Ankunft in Mannheim am 8. Mai 1784; am 9. Mai die erste Aufführung von „Kabale und Liebe;" am 19. August „König Lear." — S. 97. Fritz v. Kalb wurde am 8. Sept. 1784 geboren.

**104.** (S. 104.) Mitgeteilt von K. W. Böttiger jun. im Morgenblatt 1855, Nr. 33, S. 783 f.

## Leipzig und Gohlis (1785).

Vergleiche auch Charlotte v. Schillers Aufzeichnungen, Bd. 1, Nr. 9, S. 65 ff.

**105.** (S. 105.) Nach dem Original in der Kgl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden. — Der vorausgehende Brief Hubers an Göschen vom 5. März 1785 ist von O. Güntter im Marbacher Schillerbuch II, 392 ff. mitgeteilt.

**106.** (S. 105 f.) Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Körner S. XIV f. Die Entstehung des „Liedes an die Freude" ist indessen erst in den Herbst 1785 nach Dresden zu verlegen; vgl. Minor, II, 420. Vollständig aus der Luft gegriffen ist die von Hinrichs, Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen, Leipzig 1837, Bd. 1, S. 34 aufgebrachte Erzählung von einem armen Studenten, den Schiller im Leipziger Rosental vom Selbstmord errettet habe. Nachdem er durch Sammlung bei einer Hochzeitsfeier den Unterhalt des jungen Theologen aufgebracht habe, habe er aus Freude über diese Rettung das Lied gedichtet.

**107.** (S. 106—108.) Förster nach Minna Körners Erzählung.

Kunst und Leben. S. 109—118. — Im weitern Verlauf bringt Förster viel Unrichtiges, z. B. die Behauptung, Körner habe Schiller nicht in das Haus seines Vaters, des Superintendenten bringen und auch nicht an seiner Hochzeit teilnehmen lassen dürfen. In Wahrheit war Körners Vater schon am 4. Januar 1785 gestorben.

**108.** (S. 109—112.) Schillers erster Besuch.

Journal für Deutsche Frauen. Besorgt von Wieland, Rochlitz und Seume. II. April 1806, S. 78 bis 84. Danach Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe S. 343—346. — Unterzeichnet: D. — Die Anekdote wird einigermaßen verbürgt durch Göschen, der als Verleger des Journals schwerlich eine Erfindung aufgenommen hätte. Therese Huber freilich bestreitet in Briefen an Göschen die Richtigkeit, weil Huber ihr diese Geschichte niemals erzählt habe und sie zu seinem Charakter nicht stimme. (Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Göschen. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1905, 1. Bd., S. 55.) Boxberger (Archiv VIII, 170 f.) sucht ihre vollkommene Unglaub-

haftigkeit durch Hindeutung auf das Vorkommen derselben Anekdote in den Menagiana (III, Paris 1715), wo sie von den drei Racans erzählt wird, zu erweisen. Aber gerade das literarische Vorbild konnte die beiden Freunde zur Wiederholung des Scherzes anregen. Die Absicht zu einer ähnlichen Mystifikation, mit der er sich bei den Schwestern Stock einführen wollte, verrät Schiller selbst in seinem Brief an Huber vom 17. April 1785. Die Anekdote ist dramatisiert von Herm. Rollett (vgl. Neue Freie Presse 1905, Nr. 14620).

**109.** (112 f.) Aus den Erinnerungen von Göritz. Morgenblatt 1838 Nr. 226, S. 902.

**110.** (S. 113.) Brief eines Besuchers des Stockschen Hauses aus dem Jahre 1785. Mitgeteilt von Hartung, Schiller in Leipzig, S. 5. Danach Moschkau, Schiller in Gohlis. Leipzig 1877, S. 41. Der erste Druck war mir unzugänglich.

**111.** (S. 114 f.) Aus der Vorrede von Dr. Albrecht zu seiner Ausgabe von Schillers Dom Carlos in Prosa, Leipzig 1808, S. VI—IX. Sophie Albrechts eigene Erinnerungen in Nr. 133a des Nachtrags, S. 294.

**112.** (S. 115 f.) Wurzbach, Schillerbuch. Marg. 2878 ohne Quellenangabe.

**113.** (S. 116—118.) Schillers Wohnung in Gohlis betreffend.

Leipziger Tageblatt 1841, Nr. 313, Dienstag 9. November, S. 2630. Der Einsender erhebt seine Bedenken gegen die Feststellung des Gohliser Schillerhauses, das am 11. November 1841 eröffnet und mit einer Erinnerungstafel versehen wurde.

**114.** (S. 118 f.) Schiller am Frühmorgen in Gohlis.

Wiener Conversationsblatt (Theaterzeitung), hsg. v. Adolf Bäuerle 1855, Nr. 228, S. 922 f. — Der junge Schneider war wahrscheinlich der Sohn von Schillers Hauswirt; die zweite

Zeugin vielleicht eine der Töchter des Ortsrichters Möbius, die in Nr. 116 genannt werden.

**115.** (S. 120.) Schiller in Gohlis.

Leipziger Tageblatt 1859, Nr. 310, Sonntag 6. November, S. 4962.

**116.** (S. 120 f.) Schiller in Gohlis noch einmal.

Leipziger Tageblatt 1859, Nr. 313, Mittwoch 9. November, S. 5010. Der als „Enkel des Ortsrichters Möbius in Gohlis bei Leipzig" bezeichnete Einsender bestreitet die Echtheit der vorausgehenden Anekdote Nr. 115.

**117.** (S. 121.) Moschkau, Schiller in Gohlis S. 58. Der Verfasser hat, wie er in seiner Vorrede sagt, „Privatmitteilungen aus dem Munde glaubhafter älterer Ortsbewohner" entgegengenommen.

**118.** (S. 121 f.) Moschkau S. 60 f.

**119.** (S. 122.) Original im Körner-Museum zu Dresden. Gedruckt bei Moschkau S. 69 f. — Weitere Briefe Reinharts sind mir nicht zugänglich geworden. Aus unbekannten Quellen hat Otto Baisch (Joh. Christ. Reinhart und seine Kreise. Leipzig 1882) seine Darstellung der Leipziger Zeit geschöpft. Er berichtet S. 26:

„In den ersten Tagen des Mai verlegte Schiller seinen Wohnsitz für die schöne Jahreszeit nach dem lieblichen Gohlis, wo verschiedene Freunde, darunter das junge Ehepaar Albrecht, ebenfalls ihre Sommerquartiere aufschlugen.

Die Behausung des Letzteren, welche im Gegensatze zu den bescheidneren Junggesellenstübchen eine behagliche Geräumigkeit hatte, bildete nunmehr den abendlichen Sammelplatz des Freundeskreises, zu welchem Reinecke, Jünger, Huber, Göschen zählten. Auch Reinhart pflegte Arm in Arm mit Schütte, einem lieben Kameraden, bei Tagesneige durch das Rosenthal nach Gohlis hinaus zu wandeln, um bei der geistreichen Sophie den Abend

unter lebhaften Gesprächen angenehm zu verbringen, während ein zweiter Theil der Gesellschaft sich am Skat-Tisch um den Herrn des Hauses gruppirte. Bisweilen fuhr dann wohl Dr. Albrecht, der ‚Christuskopf', seine Karten in der Hand, mit Blitzesschnelle vom Spieltisch zum Schreibpult hinüber, um einen eben erhaschten Gedanken für einen neuen Roman zu Papiere zu bringen.

Schiller hielt sich bald zu der einen, bald zu der andern Gruppe; denn so sehr er geistvolle Conversation liebte, so sehr er für Sophie Albrecht, dieses Herz, ‚ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend' noch immer schwärmte, so war er doch auch dem Kartenspiele hold, das Reinhart hingegen als eine Vergeudung der edlen Zeit ganz verschmähte."

An einer späteren Stelle (S. 31) wird erzählt: „Reinhart hütete sich wohl, den Freundeskreis mit seinen poetischen Versuchen bekannt zu machen. Konnte er sich neben Schiller wagen? Zur Seite eines Meisters auf irgend welchem Kunstgebiete hat der Dilettant keinen Raum.

Nun aber war auch Reinhart für den Hochsommer ganz der Stadt entflohen und hatte sich in Gohlis einquartiert. Hier war er in nächster Nähe seiner Studienplätze, in nächster Nähe seiner Freunde. Er fühlte sich behaglich angeheimelt in jeder Beziehung. Unter dem Einflusse solcher Stimmung trat sein gesunder Witz besonders lebhaft hervor. Der mußte nunmehr auch in Versen wiederklingen. Er hatte solche bereits niedergeschrieben und überlas sie, die Feder in der Hand, um vorkommenden Falles diese oder jene Wendung noch prägnanter zu machen, als unvermuthet Schiller ins Zimmer trat. Vergebens sucht Reinhart sein Blatt zu verstecken. Eben seine Bemühungen, das zu thun, verriethen etwas wie böses Gewissen, und Heimlichkeiten durften

unter den Freunden nicht gelten! Also her mit dem Blatt! Und Schiller las [es folgt ein Scherzgedicht ‚An den Herren Mond']. Schiller fand Gefallen an dem drolligen Humor dieser Verse und ermunterte den Freund, seinem muthwilligen Pegasus öfter die Zügel schießen zu lassen.

Als er jedoch einige Zeit später frug: ‚Nun, hat Er nichts wieder gemacht?' erhielt er zur Antwort: ‚Ach, Seine Poesie hat mir die Lust zu Eigenem verdorben!'

Die Anrede mit ‚Er', die in den Versen an den Herrn Mond sich so bezeichnend ausnimmt, war eigenthümlicher Weise unter den Männern des Freundeskreises in Gohlis auf Schillers Veranlassung ständig eingeführt worden. Man hatte bald das Bedürfniß empfunden, der Zwanglosigkeit des Verkehrs auch durch Abschaffung des ceremoniellen ‚Sie' Rechnung zu tragen. Das Du und Du aber erschien etwas platt geworden durch den burschikosen Mißbrauch, den ein damaliger Epigrammatist in den Zeilen geißelte:

Brüderschaft trink ich Dir zu,
Bester Freund — wie heißest Du?

So hatte man denn seine Zuflucht zu jener Begrüßungsform mit ‚Er' genommen und fühlte sich wohl dabei."

**120.** (S. 122 f.) Aus Klischniggs Erinnerungen an Anton Reiser.

Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz von Karl Friedrich Klischnig. Berlin 1794, S. 119—121.

**121.** (S. 123—125.) Mitgeteilt von Geiger, Archiv VIII, 450 f.; wiederholt Archiv XII, 450.

**122.** (S. 125.) Original in der Münchener K. Hof- u. Staats-Bibliothek. Abgedruckt bei O. Brahm, Schiller in Leipzig, Nation 1889 Nr. 39.

## Dresden, Loschwitz, Tharandt (1785—87).

Unberücksichtigt blieb eine allzu schlecht verbürgte Anekdote „Schiller als Raufbold", die Wurzbach, Marg. 2247, nach einem englischen Werk mitteilt.

**123.** (S. 126.) L. F. Hubers Sämmtl. Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie. Tübingen 1806. Bd. 1, S. 38.

Die Verfasserin ist Hubers Witwe, Therese, geb. Heyne. — Auf Hubers Erzählung beruft sich auch der Verfasser eines Aufsatzes: „Zu Schillers Bildungsgeschichte" in den Blättern für literar. Unterhaltung 1836, Nr. 285, S. 1198: „Wie äußerlich arm er dort [in Leipzig] lebte, aber auch wie innerlich reich und glücklich im Liebegeben und Empfangen, darüber hat mir der verstorbene Huber, den ich früher durch Briefwechsel, später (1804) persönlich kennen lernte, gar manches Schöne und Erfreuliche erzählt .... Während man den Dichter im Herzen trug, und ihm auf dem Papier einen Triumphwagen nach dem andern baute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer in Leipzig oder dem benachbarten Dörfchen Gohlis und späterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialischste Weise nicht blos zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie. Seit dem Beginn des „Don Carlos" war ein ganz neues Leben in ihn gekommen. Er sah hier eine Arbeit vor sich, die sein ganzes Gemüth befriedigend anregte; an jedem Tage erneute sich die Hoffnung auf die Gunst der Musen und daß sie ihn eine Mustertragödie würden vollenden lassen."

**124.** (S. 126 f.) Aus „Körners Nachrichten von Schillers Leben." — Körner S. XV f.

**125.** (S. 127—129.) Fortsetzung des Nr. 97, S. 81 begonnenen Briefes, der dort falsch adressiert ist. (Urlichs, Briefe an Schiller, S. 35—36.)

**126.** (S. 129). Graff im Gespräch mit Friedr. Förster.

Kunst und Leben. S. 87 f. — Minna Körner erzählt: „Wir wählten diese Stellung, in welcher wir ihn in einsamen Stunden belauscht hatten, vornehmlich deshalb, um ihn zu einer ruhigen Haltung zu nötigen. Gewöhnlich trug er den Kopf etwas trotzig zurückgebogen. Graff war zufrieden, daß ihm Schiller etwa viermal saß, so daß er den Kopf und die Hände fertig malen, das übrige wenigstens anlegen konnte." (Katalog der Berliner Schiller-Ausstellung 1859.)

**127.** (S. 130.) Car. v. Wolzogens Literar. Nachlaß II, 350.

**128.** (S. 130.) Aus G. Partheys Jugenderinnerungen.

G. Parthey, Jugenderinnerungen (1890), II, 52. Marie ist Minna Körners eigentlicher Vorname, den sie nach dem Tode ihres Gatten wieder führte.

**129.** (S. 130f.) Friedrich Förster nach Minna Körners Erzählung.

Kunst und Leben. S. 67 ff. Im Weiteren läßt Förster wieder seiner Phantasie freie Zügel. Das Mädchen des Körnerschen Hauses, das den Tisch abräumt, trägt den Namen Gustel und entpuppt sich als die berühmte Gustel v. Blasewitz, die vordem Schenkmädchen im Wirtshaus zu Blasewitz gewesen sei und mit der Schiller getanzt habe. Das ist ebenso unrichtig, als die Behauptung, Gustel sei eine berüchtigte Frauensperson gewesen, die von Soldaten besucht wurde. (Leipziger Stadt- und Dorfanzeiger 1889, Nr. 73.) Authentisches über sie berichtet Kneschke, Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, Nürnberg 1858, S. 356: „Am 24. Februar 1856 starb in Dresden, fast 94 Jahre alt, die verwittwete Senator Renner, geb. Segedin. Diese eben ist durch „Wallensteins Lager" berühmt geworden, worin Schiller sie in Folge eines Scherzes als „Gustel von Blasewitz" erwähnte. In dem, Loschwitz ge-

rade gegenüber, am jenseitigen Ufer der Elbe gelegenen Dorfe besaß ihr Vater ein bedeutendes Gut, und unser Dichter besuchte dasselbe während des Aufenthaltes bei Freund Körner oftmals. Die alte, in glücklichen Verhältnissen lebende Dame hat Schiller, dem sie ihre Berühmtheit verdankt, um mehr als 50 Jahre überlebt, und die Freude lange genossen, als eine Erinnerung an den großen Dichter mit vielem Interesse betrachtet zu werden."

**130.** (S. 132.) Aus Caroline v. Wolzogens Nachlaß.

Literar. Nachlaß I, 145. — Ähnlich schreibt Caroline v. W. 1840 an G. Schwab (Schwab S. 573 f.)

**131.** (S. 132 f.) Gedruckt: Europa, hsg. v. Kleinsteuber 1875, Nr. 8. Sp. 232. Die letzten Sätze erhalten dadurch Gewicht, daß Ernst v. Brunnow, aus dessen Schillerrede im Jahre 1841 die Mitteilungen geschöpft sind, die 1847 in Dresden verstorbene Gräfin Henriette v. Kuhnheim geb. v. Arnim wahrscheinlich persönlich kannte.

**132.** (S. 133 f.) Schiller und das Fräulein von Arnim.

Europa, hsg. v. Gust. Kühne 1853 (29. Sept.) Nr. 80, S. 640.

**133.** (S. 135—138.) Friedr. Förster nach Minna Körners Erzählung.

Kunst und Leben. S. 128. Försters Unzuverlässigkeit kommt auch hier in den Namen zum Ausdruck; Natalie statt Henriette. Auch der Name Eppsteiner ist falsch; er hieß vielmehr Eibschütz. Vgl. Archiv XI, 91. — Unzuverlässig sind auch die Erinnerungen der Sophie Albrecht, auf die Dörings Darstellung (Friedr. v. Schiller. Ein biographisches Denkmal. 1839. S. 148 ff.) sich stützt. Dort trägt Henriette fälschlich den Vornamen Julie. Schiller soll sie nach einer Aufführung der „Ariadne auf Naxos" im Salon der Sophie Albrecht kennen gelernt haben. Mit Försters Bericht (S. 136, 20 ff.) stimmt es überein, wenn Döring erzählt: „Der Zutritt in Juliens Hause ward ihm auf mannig-

fache Art erschwert. Er erhielt die Weisung nicht zu erscheinen, wenn er Licht in gewissen Fenstern sähe. Das Fräulein, hieß es, sei dann im Familienkreise. Indeß behaupteten seine Freunde, daß Frau v. Arnim alsdann mehr begünstigte Liebhaber ihrer schönen Tochter empfange.“ Vgl. auch Anm. zu Nr. 133a.

**134.** (S. 138.) Mitgeteilt von Boxberger, Akademische Blätter 1884, S. 64 f.

## Weimar, Rudolstadt (1787—88.)

**135.** (S. 139.) Mitgeteilt von Geiger, Archiv XII, 451.

**136.** (S. 139.) Böttiger, Literarische Zustände u. Zeitgenossen II, 231. — Der Bericht ist wegen seiner Unrichtigkeiten interessant. Von dem zweimaligen Mannheimer Aufenthalt Schillers weiß B. nichts. — Näherliegend als die Vermittlung durch den Freiherrn v. Stein ist die direkte Beziehung zur Frau v. Wolzogen, die eine geborene Marschalk v. Ostheim war. — Das Steinsche Familiengut heißt Nordheim, nicht Nordhausen. — Wichtig die Beobachtung, daß Schiller in der ersten Weimarer Zeit hauptsächlich mit Charl. v. Kalb verkehrte.

**137.** (S. 140—144.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

I, 222—238.

**138.** (S. 144.) Mitgeteilt von Geiger, Archiv XII, S. 451 f.

**139.** (S. 144—146.) Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Palleske, Charlotte. S. 171—173. — Über die Arnims in Erfurt vgl. Fielitz, Archiv VIII, 415.

**140.** (S. 146—148.) „Aus F. Schillers Leben“ (Einer mündlichen Mitteilung nacherzählt von Heinrich Pechtl), Anzeiger aus dem südlichen Böhmen 1855, Nr. 11. — Pechtl beruft sich auf

die Mitteilung einer Geheimrätin v. T. in Weimar. Ob der Vorfall wirklich in das Jahr 1788 fällt, muß sehr zweifelhaft erscheinen, da Schiller schon am 18. Mai Weimar verließ und erst am 12. November von Rudolstadt zurückkehrte. Vollends unhaltbar ist der Schluß, der in unserem Text wegblieb:

„Wenige Tage darnach las Schiller seinen Freunden jenes Lied vor, das mit den Worten anhebt:

‚Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben'

wir aber woben ihm ja nur:

Irdische Rosen in's himmlische Leben."

Die „Würde der Frauen" entstand im Sommer 1795 in Jena. Auch daß der „Spaziergang" am Ilmufer ersonnen sei, ist nicht richtig. In der Szenerie dieses Gedichtes, das im Herbst 1795 entstand, verbinden sich Jenaer und Hohenheimer Eindrücke.

**141.** (S. 148—152.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. I, S. 262—274.

**142.** (S. 153.) Nach dem bisher ungedruckten Original, das aus Palleskes Nachlaß ins Marbacher Schiller-Museum gelangt ist.

**143.** (S. 154.) Scherr, Schiller und seine Zeit (1859), S. 315. Erst nachträglich ist mir die erste Veröffentlichung durch Herbert König in der Gartenlaube 1855 Nr. 27 S. 354 bekannt geworden. Nachzutragen ist danach folgendes: „eine Frau hoch in die Siebenzig, welche nicht wenig stolz darauf war, ‚den gelehrten jungen Mann', wie sie Schiller nannte, gekannt zu haben, und die beiden ‚gnädigen Fräuleins', die ihn immer von der Stadt aus besuchten. Frau von Beulwitz beschrieb sie als eine schmächtige Dame; Charlottens von Lengefeld erinnerte sie sich jedoch weniger. Die sei simpler gewesen und meist neben oder hinterher gegangen,

wenn die ältere Schwester mit dem Dichter im Gespräche war."

Eine andere Nachricht, die Schöll, Weimarer Sonntagsblatt 1855, S. 165 gibt, muß ich gleichfalls nach Scherr S. 316 registrieren. Danach war der alte Gußmeister Meier in der Glockengießerei zu Rudolstadt noch später stolz darauf, „erzählen zu können, Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in seine Werkstatt gekommen." Daran knüpft sich die Vermutung, Schiller habe schon damals die Idee zum „Lied von der Glocke" gefaßt.

**144.** (S. 154 f.) Jul. Eberwein, Schillers Liebe und Verhältnis zu Rudolstadt. Erinnerungen an seinem 50jährigem Grabe, Taschenbibliothek der Reise-, Zeit- und Lebensbilder Abt. 1, Bd. 3, Rudolstadt 1855, S. 60 f. Zwei weitere Erzählungen aus derselben Quelle seien als weniger verbürgt, in folgendem hinzugefügt:

S. 76: „Schiller wurde auf Veranlassung des Fürsten Mitglied der Schützengilde und der Trinkspruch, den er dabei ausbrachte, als ihm nach altem Brauche der silberne Pokal mit altem Rheinwein gereicht wurde und zu Ehren des neuen Schützen die Kanonen donnerten, lautete: ‚Gnädigster Herr! Ich wünsche Ihnen alle Kronen der Erde; denn ich sehe, Ihre Unterthanen sind sehr glücklich!'"

S. 92. „Als Schiller mit diesem Geschichtswerk [dem Abfall der Niederlande] in Volkstädt beschäftigt war, überfiel ihn ein nicht unbedeutendes, dieser Arbeit ungemein hinderliches Unwohlsein. Sein Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolstadt, bemerkend, daß diese Behinderung Schiller sehr drückte und sogar Sorge wegen der Fortsetzung machte, äußerte zu ihm: ‚Sein Sie unbesorgt, der Tod wird Sie nicht hindern an der Fortsetzung; Sie werden aber sterben, sobald Sie dieses Werk beendigt!'

Schiller hörte diese Worte des ärztlichen Freundes mit Aufmerksamkeit an. Später wiederholt zur Beendigung aufgefordert, ist er nicht dazu zu bewegen gewesen."

**145.** (S. 155—157.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

I, 278—283. — Die Bibel mit den eingetragenen Versen aus seiner Elegie auf Weckerlin (V. 122 ff.) übersandte Schiller am 2. August 1788. Luise v. Lengefeld berichtet selbst davon später in einem Brief an den Superintendenten Cellarius (Marbacher Schillerbuch I, 357). Die Bibel erhielt nach ihrem Tode Charlotte v. Schiller. „Und", so erzählt Emilie v. Gleichen, „kein Tag verging seitdem, wo sie nicht nach dem Frühstück vor ihr aufgeschlagen auf ihrem Tischchen lag und nicht ein Kapitel daraus gelesen wurde."

**146.** (S. 157—159.) Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Palleske, Charlotte S. 174—177. Später verbrannte Charlotte Schillers Briefe und die ihrigen, die sie sich am 18. Februar 1790 zurückgeben ließ; auf S. 190 erzählt sie: „Den vergangenen Winter [1789/90] war Schiller mit mehreren Bekannten und Freunden in Weimar. Da ich nur selten die Wohnung verließ und dann nur zu Herder kam, wo er nicht war, so sah ich ihn nie. Ich erbat mir meine Briefe, um solche einmal wieder zu lesen und sie mit den seinigen zu sammeln und zu heften. Da er von Jena nach Erfurt reiste, übergab er sie mir eigenhändig; ich bewahrte sie in einem Kästchen, das mit schwarzem Maroquin überzogen war; Frau v. Schardt sah dies und sagte: ‚o thun Sie doch das Kästchen weg, so eben sah das Särglein aus, worin meine Kinder sind begraben' — es waren todtgeborne Kinder. — Das Wort hat eine Gewalt." —

**147.** (S. 160.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Wolzogen I, 293 f. Schon im September schreibt Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden: „Schiller ist noch bei uns, ich fürchte aber er wird uns bald verlassen, Geschäfte ziehen ihn nach Weimar. Es wird mich sehr schmerzen, ihn den Winter zu verlieren, auf den Sommer hoffe ich lebt er wieder hier. Gewohnheit hat uns nun auch noch mehr an seinen Umgang geheftet, sein immer lebendiger Geist, seine schöne Vorstellungsart in vielen Dingen, sein blühender Ausdruck, und oft seine Laune und auch sein Witz geben meinem Leben viel Reitz durch ihn." (Marbacher Schillerbuch II, 186).

## Jena (1789—1793).

Goethes Antrag auf Schillers Berufung nach Jena abgedruckt von Hirzel, Archiv I, 117; die übrigen Urkunde über Schillers akademische Thätigkeit bei Kühn, S. 65 ff und bei Litzmann, Schiller in Jena S. 125 ff; die Urkunde der Ernennung zum Meiningischen Hofrat bei Bechstein, Aus dem Leben der Herzoge von Sachsen-Meiningen S. 245 f.

**148.** (S. 161.) Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Körner S. 20. Wolzogen II, 1 wiederholt diese Sätze.

**149.** (S. 161.) Rob. Keil, Wieland u. Reinhold, Leipzig 1885, S. 105 f. Weitere Urteile Wielands siehe Anm. zu Nr. 161.

**150.** (S. 162.) Aus Böttigers Nachlaß.

Böttiger, Literar. Zustände u. Zeitgenossen I, 16. Hier nach der Handschrift der Dresdener Königl. Bibliothek, durch die der Druck an einigen Stellen berichtigt wird.

**151.** (S. 162 f.) Jena zur Zeit Schillers.

Druck: Morgenblatt 1837, Nr. 86, S. 341 f. Verfasser wahrscheinlich Göritz; vgl. Anm. zu Nr. 181.

**152.** (S. 163f.) Ein Supplement zu dem Aufsatz: Jena zur Zeit Schillers.

Verfasser: Eckermann. Druck: Morgenblatt 1837, Nr. 165, S. 662. — Über Schillers Vorlesungen berichtet Franz Horn, der 1799 in Jena studiert hatte, vom Hörensagen (Dichtercharaktere, Berlin 1830, S. 15f.): „Fast die gesammte akademische Bürgerschaft nahm Theil an seinen Vorträgen, die sich durch Kraft, Feuer und einzelne neue lichtvolle Ideen auszeichneten. Indessen war dabei auch eine Schattenseite, der Vortrag verweilte zu sehr im Pathetischen, die Declamation war vorherrschend und nicht geeignet, die Lückenhaftigkeit der Kenntnisse des Redners zu verhüllen. Man sah überall, daß selbst das Beste, was er vorgetragen hatte, erst seit kurzem, vielleicht seit gestern erst erworben war." Ein anderer Bericht im Nachtrag Nr. 150a S. 294f.

**153.** (S. 164f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 15—23.

**154.** (S. 165f.) Aus Briefen von Voigt an Hufeland.

Mitgeteilt von Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit, S. 49.

**155.** (S. 166—171.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, 33—35; 47—49; 53—54; 58—61; 64—66.

**156.** (S. 171f.) Aus dem Tagebuch von J. Gaudenz von Salis-Seewis.

Adolf Frey, J. Gaudenz von Salis-Seewis, Frauenfeld 1889, S. 88. — Das seltsame Mißtrauen hielt übrigens nicht an; am 1. März 1794 schrieb Salis an Wilhelm v. Wolzogen: „Ihr Vaterland ist also so glücklich, wieder seinen Schiller innert seinen Grenzen zu haben. Wenn Sie ihn sehen, so versichern Sie ihn meiner Verehrung, vielleicht erinnert er sich noch meines kurzen Besuches in Jena. (Car. v. Wolzogens Lit. Nachlaß II, 401.)

**157.** (S. 172—176). Aus dem Briefwechsel Wilhelms v. Humboldt mit seiner Braut.

Gedruckt: Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen Bd. 1, S. 60f., 68f., 76, 79, 85, 92f. Zum Verständnis dieser und späterer Briefe (Nr. 162, 168) muß man sich die enge Freundschaft zwischen Caroline von Beulwitz und Caroline von Dacheröden vor Augen halten. Der Humboldtsche Kreis betrachtete Schillers Verlobung und Ehe nur vom Standpunkt der enttäuschten Caroline v. Beulwitz, unter vollständiger Verkennung von Schillers wahrer Herzensneigung und mit ungerechter Geringschätzung der geistigen Bedeutung Charlottens.

**158.** (S. 177). Auszug aus dem Kirchenbuche von Wenigenjena.

Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, 206f.

**159.** (S. 177f.) Aus Charlottens Erinnerungen.

Urlichs, Charlotte I, 59, 114. Die erste Aufzeichnung vom 22. Februar 1806, die andere vom 16. Dezember desselben Jahres.

**160.** (S. 178f.). Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, 68f. Über Schillers Geschäftssinn unterrichtet ein Brief Maukes, des Verlegers der Memoiren, an Bertuch vom 9. Jan. 1790 (Geiger, Archiv XII, 453): „Gestern war ich bey dem Hr. Prof. Schiller, denn er schickte mir ein Billet und verlangte Geld auf den 2. Band; ich habe ihm wieder, wie beyliegende Quittung zeiget, 51 Thlr. bezahlt und er wünscht bald wieder soviel .... Überhaupt merk ich, daß der Hr. Prof. vieles Geld braucht. Er that mir auch zugleich einen neuen Vorschlag, nämlich er will seine ganze Abhandlung über seine Vorlesungen herausgeben, welche bereits im Mskr. schon fertig liegen, doch aber unter ½ Jahr noch nicht könnten gedruckt werden. Da verlangt er aber gleich die Hälfte des Honorars im Voraus und er will mir das Mspt. zum Unterpfande geben."

**161.** Mitgeteilt von Boxberger, Akademische Blätter 1884, S. 69. Wieland hatte am 26. Febr. gebeten, ihm zu melden, ob Schiller mit der Geschichte des 30jährigen Krieges Wort gehalten habe, „oder ob Sie sich auf alle Fälle so prospicirt haben, daß Sie nicht zu Schaden kommen können, falls er Ihnen auch nicht Wort halten könnte. Er ist nun seit ein Paar Tagen (wie Sie vermuthlich wissen) mit einem sehr liebenswürdigen Fräulein von Lengefeld verheirathet, und gebe der Himmel, daß dieser neue Stand recht viel dazu beitrage, ihn von der Ueberspannung zu heilen, die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund seines großen Rufes und der seltsamen faveur populaire seiner dramatischen Werke gewesen ist. Sobald er nur eine feste Richtung hat, und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen seyn wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer unserer Zeit seyn, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne."

Auf Göschens Brief antwortete Wieland am 5. April: „Ich brauche einem Manne wie Sie, und der mich kennt und mein Freund ist, nicht viele Betheurungen darüber zu machen, daß mir nichts angenehmer seyn wird, als wenn Schiller (den ich gewiß herzlich liebe und schätze, wiewohl ich mich mit seinen Schauspielen schwerlich jemals werde aussöhnen können) im Stande ist, Ihre Erwartung zu erfüllen. Ich würde Ihnen gar nichts von dieser Sache gesagt haben, wenn ich nicht auf der einen Seite gewußt hätte, wie viel Ihnen daran liegt, daß eine doch immer (in Rücksicht auf die große Konkurrenz) mit ziemlichem Erfolg angefangene Entreprise nicht ins Stocken gerathe, und auf der andern, wie sehr er von seinen eignen Lebensgeistern und Launen sowohl als von äußerlichen Umständen abhängt, und wie leicht es ihm begegnen kann, sich zu mehr anheischig zu machen, als er halten kann." (Gruber, Wielands Leben, Bd. 4, S. 223f.)

**162.** (S. 179 f.) Wilhelm u. Caroline v. Humboldt Bd. 1, S. 100, 107, 143. — Der insipide époux ist Herr v. Beulwitz; der Goldschatz K. Th. v. Dalberg.

**163.** (S. 181.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 70—72.

**164.** (S. 182—184.) Aus Baggesens Tagebuch.
Mitgeteilt von Bobé, Euphorion XII, 155—157.

**165.** (S. 185 f.) Aus Briefen von Caroline v. Dacheröden an Wilh. v. Humboldt.

Wilh. u. Caroline v. Humboldt Bd. 1, S. 318 f., 348 f., 357 f.

**166.** (S. 187 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, S. 76—79. Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen wurde Schiller schon während des Konzertes unwohl. Der Erfurter Buchhändler Constantin Beyer schreibt in seinem Tagebuch: „Den 3ten [Januar 1791], Montag. Nachmittag solenne Sitzung der hiesigen Akademie auf dem Statthalterey-Saale wo die ausgesetzten Preise ausgetheilt, die eingelaufenen Schriften zur Beantwortung der Preisfragen beurtheilt und neue Mitglieder, unter andern auch Schiller, aufgenommen wurden. Ich hatte keine Lust, dem langweiligen Actus beyzuwohnen und blieb den ganzen Nachmittag zu Hause. — Abends auf den Redoutensaal ins Conzert, das heute Madame Häsler zur Feyer des Geburthstages unsres Churfürsten gab. . . . Es hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, auch Schiller mit seiner Frau war da. Nach dem Concerte wurde von einer aus mehr als hundert Personen bestehenden Gesellschaft, worunter sich auch der Coadjutor und sämmtliche hier befindliche Fremde befanden, auf dem Speisesaale soupirt. — Schiller wurde mitten im Konzert unpaß und mußte sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen, konnte also dem souper nicht beiwohnen." (Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, hsg. v. Fielitz [Cottasche Bibl. d. Weltlitteratur],

Bd. 3, S. 34f.) Das Diplom der Aufnahme in die Akademie ist von O. Güntter, Euphorion XII, 403f. veröffentlicht.

**167.** (S. 188.) Urlichs, Charlotte v. Schiller II, 277.

**168.** (S. 189—192.) Aus dem Briefwechsel Wilhelms v. Humboldt mit seiner Braut.

Wilhelm u. Caroline v. Humboldt I, 396f., 414f., 454f.

**169.** (S. 192f.) Urlichs, Charlotte v. Schiller I, 335f. Seit Ende März hielt sich Schiller in Rudolstadt auf. Erhard erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten" (hsg. v. Varnhagen, S. 31f.): „Durch Schillers Bekanntschaft wurde ich veranlaßt, ihn in Rudolstadt bei seinem Schwager zu besuchen. Ich verlebte hier einige der glücklichsten Tage meines Lebens, unter lauter gebildeten Menschen, die mich an äußerer Bildung alle übertrafen, und die doch Güte genug hatten, mir meine innere als einen Ersatz für die äußere anzunehmen." — Am 7. und 8. Mai erfolgten die heftigen Anfälle, die Schiller dem Tode nahe brachten. Am 19. Mai schreibt Paulus aus Jena an Schnurrer: „Unser vortrefflicher Schiller, welcher dieses Semestre seiner Gesundheit wegen bei seiner Familie in Rudolstadt zubringen will, ist auch dort wieder von einem äußerst gefährlichen Brustfieber befallen worden. Jetzt zwar scheint seine Genesung wieder glaublicher. Aber, wer ihn liebt, fürchtet mit Ängstlichkeit neue Rückfälle. Seine äußerst gute und edle Frau hat aller seiner Freunde Mitleiden fast so sehr, als er selbst." (Reichlin-Meldegg, Paulus u. s. Kreis I, 338).

**170.** (S. 193f.) Urlichs, Charlotte v. Schiller III, 155f. Ähnlich schreibt Karl Graß 1795 aus Livland an Schiller (Urlichs III, 132f.). Die Tagebuchaufzeichnungen von Graß (Baltische Monatshefte 41. Jahrgang) blieben mir unzugänglich.

**171.** (S. 194—196f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, 82—85. Die Anfälle in Rudolstadt am 7. und 8. Mai veranlaßten die falsche Nachricht von Schillers Tod. Am 30. Juni schrieb Reinhold an Erhard: „Daß Schiller lebt, wissen Sie schon. Aber nicht, daß er an einer großen Schwäche in den Verdauungswerkzeugen und dem Unterleib hart darnieder liegt, und auf Starks Rath nach Karlsbad muß." (Denkwürdigkeiten des Philosophen u. Arztes Joh. Benj. Erhard, hsg. v. Varnhagen u. Ense, Stuttgart 1830, S. 305).

**172.** (S. 196—201.) Aus dem Briefwechsel von Baggesen mit Reinhold.

Baggesens Briefwechsel. Erster Teil, Leipzig 1831, S. 48ff. und 56.

**173.** (S. 202.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, 85f. Zur Karlsbader Reise vgl. auch Nr. 173a S. 296f. Schillers Aufenthalt in Erfurt berührt ein Brief des Schauspielers Krüger an Kirms vom 14. Sept. 1791, worin Schillers Anteil an der Rollenbesetzung einer Don Carlos-Aufführung hervortritt (Pasqué, Goethes Weimarer Theaterleitung II, 73f.).

**174.** (S. 202f.) Aus dem Briefwechsel von Wieland und Göschen.

Die beiden Briefe Göschens mitgeteilt von Boxberger, Akademische Blätter 1884, S. 71; der Wielands in Wielands Leben von Gruber, Bd. 4, S. 227.

**175.** (S. 203f.) Alfr. Meißner, Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Großvaters. 2. Ausg. 1876, S. 135. M.s Großvater war der Romanschriftsteller Aug. Gottl. Meißner, damals Professor der klass. Literatur und Ästhetik an der Prager Universität. Mehrere Wochen kann Schillers Besuch von Prag, der durch kein anderes Zeugnis bestätigt ist, unmöglich gedauert haben; die Rückreise von Karlsbad führte

über Eger; eine Unterbrechung der Kur zum Zweck eines Abstechers nach Prag wird Schillers Gesundheitszustand schwerlich gestattet haben. K. Ludwig (Schiller in Karlsbad, Neue Freie Presse 7. Mai 1905) und danach K. Berger (Schiller Bd. 2, S. 762) halten deshalb den ganzen Bericht für eine Erfindung des auch sonst verdächtigen Alfr. Meißner.

**176.** (S. 204 f.) Aus Jens Baggesens Briefwechsel Bd. 1, S. 93 f. Vgl. Schillers Brief an Baggesen vom 16. Dezember 1791 (Jonas III, 177).

**177.** (S. 205—209.) Mitgeteilt von Hoffmeister, Morgenblatt 1844, Nr. 54 und 55. Danach von Bülow, Novalis Schriften, 3. Teil (1846) S. 135.

**178.** (S. 210—213.) Aus Grubers Biographie.

Der Titel des Buches ist: „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter.“ Leipzig 1805, S. 39 ff. In den Jugendpartien ist dieses Werk, gegen das sich bereits Conz (Bd. 1, S. 98; vgl. auch S. 124) gewendet hat, absolut unzuverlässig; die Stellen, in denen Gruber seine persönlichen Erinnerungen erzählt, verdienen Beachtung. — S. $212_{18}$. Schwab (Schillers Leben S. 395 f.) gibt den Wortlaut der alten lutherischen Agende: „Dorn und Distel soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen“.

**179.** (S. 213 f.) Mitgeteilt von Leitzmann, Marbacher Schillerbuch II, S. 186 f. Schon im Sommer 1790 hatte Caroline v. Beulwitz an Humboldt über ihre Beziehungen zu Schiller geschrieben: „Kein alter Ton erklingt unter uns, ich verhüte es und er sucht es nicht — die himmlische Freiheit ist entflohn!“ Diese Zurückhaltung Carolinens gegenüber Schiller war auf eine Aussprache zwischen ihr und Lotte hin erfolgt, wie A. v. Gleichen Rußwurm in seiner Einleitung zum Briefwechsel zwischen Sch. u. Lotte nach Carolinens

Tagebüchern und vertraulichen Briefen mitteilt. Vgl. auch Nr. 184.

**180.** (S. 214f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, S. 86—88.

**181.** (S. 215—230.) Schiller in Jena.

Verfasser: Göritz. Druck: Morgenblatt 1838. Nr. 221—224.

Die Veröffentlichung dieser Erinnerungen, aus denen Teile schon als Nr. 70, 99 und 109 mitgeteilt sind, ist von der Redaktion mit folgender Vorbemerkung eingeleitet: „Wir haben die folgende kleine Denkschrift aus dem Nachlasse des vor mehreren Jahren verstorbenen würtembergischen Decans Göritz erhalten. Wenn wir uns früher bei ähnlichen Mittheilungen genöthigt sahen, aus Rücksicht für noch Lebende hie und da etwas zurückzuhalten, so ist dies bei Vorliegendem nicht der Fall. Wir können die Notizen, welche keinen unbedeutenden Beitrag zu Schillers Lebensgeschichte liefern, ganz und unverändert geben."

Über den Verfasser, der mit seinem Eleven v. Fichard aus Frankfurt an dem Mittagstisch in der Schrammei teilnahm, äußert sich Charlotte v. Schiller in einem Brief an Fischenich vom 1. März 1805 (Hennes, Andenken an Bartholomäus Fischenich 1841, S. 91f.) sehr ungünstig; ähnlich schreibt Emilie v. Gleichen am 29. Dezember 1858 an Palleske: „Göriz war eine unangenehme Persönlichkeit, wie ich aus Erzählungen der seligen Mutter entnehmen konnte, und nicht werth Schiller und Lotten näher gestanden zu haben, wie es die damaligen Verhältnisse im harmlosen Verkehr mit sich brachten." Spricht auch aus dieser Charakteristik die pietätvolle Tendenz, gelegentliche ungünstige Momente in Göritz' Darstellung zu entkräften, so sollen seine Anekdoten, namentlich wo die Antipathie gegen Charlotte daraus redet, doch nur mit Vorbehalt aufgenommen werden. Gerade der unwahrscheinlichsten eine, der Spaß mit dem Erfurter Doktortitel, findet aber von anderer Seite her Bestäti-

gung; vgl. Fielitz, Schiller u. Lotte (Cotta'sche Bibl. d. Weltlitteratur) Bd. 3, S. 40f. Sie ist Ende August 1791 anzusetzen. — Funks erster Besuch fällt in den Juni 1792; er kehrte im Mai 1793 wieder, vgl. Nachtrag Nr. 193a S. 297ff.

**182.** (S. 230—235.) Jena zur Zeit Schillers.

Fortsetzung von Nr. 152. Druck: Morgenblatt 1837 Nr. 86, S. 341f., Nr. 87, S. 346f. Den Verfasser verschweigt eine redaktionelle Vorbemerkung zu Nr. 84: „Wir bedauern, daß wir weder den Verfasser der folgende Notizen nennen, noch das, was uns von seiner Hand vorliegt, dem ganzen Umfange nach geben können. Manche der Personen, welche die kleine Denkschrift berührt, leben noch; diese, sofern sie uns bekannt waren, haben wir sorgfältig aus dem Spiel gelassen. Wir hoffen in dieser Beziehung keine Indiscretion begangen zu haben; im Uebrigen gehört beim raschen Lauf des Jahrhunderts die Zeit, in der Schiller zu Jena lebte, bereits der Geschichte an." — Obwohl nun im Jahr darauf die Erinnerungen von Göritz, der am 5. Mai 1823 als Decan in Aalen gestorben war, unter Nennung seines Namens veröffentlicht wurden, kann es sich auch hier schwerlich um einen andern Verfasser handeln. Schon Hoffmeister (Schillers Leben 1838, 2. Teil, S. 228) hat diese Vermutung ausgesprochen. Der scheinbare Widerspruch der redaktionellen Vorbemerkung ist vielleicht damit zu erklären, daß die Morgenblattredaktion 1837 die Erinnerungen ohne Angabe des Verfassers erhielt. — S. $232_{3\ \text{v. u.}}$: Dieselbe Geschichte, auf Schlosser übertragen in den „Rosen" 1847, Nr. 13, danach in Wurzbachs Schillerbuch Marg. 2913 und bei A. Kühn, Schiller S. 113. — S. 233, unterste Zeile: wahrscheinlich zu lesen: „Madame [Schiller], Stein, Fischenich. . ." Frau v. Stein, die nicht mit dem bürgerlichen Madame bezeichnet worden wäre, äußert zwar einmal die Absicht, Jena zu besuchen (Düntzer, Charl. v. Stein, Bd. 1, S. 355), doch scheint das Leiden ihres Mannes und eigene

Kränklichkeit sie davon abgehalten zu haben. Übrigens schreibt Caroline v. Wolzogen am 25. Januar 1840 an Gustav Schwab: „Die Studentenbrüderschaft von Göritz ist ganz unwahr“ (Schwab, Schillers Leben 1840, S. 440).

**183.** (S. 235 f.) Nach einem Brief Böhmers vom 22. Juni 1841 mitgeteilt von H. Hennes im „Andenken an Barth. Fischenich“, 1841, S. 11, danach „Fischenich und Charlotte v. Schiller“, Frankfurt a. M. 1875, S. 9.

**184.** (S. 236 f.) Mitgeteilt von A. Leitzmann, Marbacher Schillerbuch II, 187 f.

**185.** (S. 237—239.) Aus Briefen von Reinhold an Baggesen. Baggesens Briefwechsel 1. Teil, S. 100, 108 u. 114.

**186.** (S. 240 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 88—90. Über Schillers Besuch in Dresden berichtet auch ein Brief Graffs an Frauenholz (Kat. d. Wiener Schillerausstellung 1905, S. 10).

**187.** (S. 241 f.) Gustav Kühne, Ein Besuch im Schillerhause in Weimar, Gedenkbuch an Friedr. Schiller, hsg. v. Schiller-Verein zu Leipzig 1855, S. 20 ff. — Der Besuch fand im Jahre 1836 statt. Das Schillerhaus gehörte bis 1847 dem Garteninspektor Weise; doch hatte es auch andere Bewohner, z. B. in den 30er Jahren Goethes Leibarzt Vogel.

**188.** (S. 242—247.) Aus den Erinnerungen von Conz. Elegante Welt 1823, Nr. 4—6. — S. $244_{11f.}$ Ähnlich schreibt Schiller schon am 10. Sept. 1789 an Lotte und Caroline: „Nur durch das, was wir ihr leyhen, reizt und entzückt uns die Natur.“

**189.** (S. 248.) Schiller und Utz.

Verfasser: Conz. Elegante Welt 1825, Nr. 206 Sp. 1644 f. — Über Schillers Theodicee vgl. Boxberger, Archiv VIII, 120 f.

**190.** (S. 248 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 97—100. Über das französ. Ehrenbürgerrecht vgl. die

Akten bei Charles Schmidt in den Études sur Schiller, Paris 1905, S. 1ff. Der Beschluß stand im Moniteur. Am 10. Sept. 1792 schreibt Herzogin Luise an Frau v. Stein: „Stellen Sie sich vor, daß alle fremden Schriftsteller, die zu Gunsten der Revolution geschrieben haben, das französische Bürgerrecht erhalten müssen. Schiller ist von dieser Zahl, aber ich hoffe, er wird es ausschlagen" (Düntzer, Charlotte v. Stein, Bd. 1, S. 364). Frau v. Stein gibt diesen Wunsch am 14. Sept. an Charlotte Schiller weiter (Urlichs, Charlotte Bd. 2, S. 289). Schiller erhielt das an Monsieur Gille adressierte Diplom erst am 1. März 1798 durch Campe. Facsimile in Wychgrams Schiller.

**191.** (S. 249f.) Urlichs, Charlotte v. Schiller, Bd. 1, S. 338.

**192.** (S. 250—252.) Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen (1792).

Ohne Name des Verfassers abgedruckt in der Sammlung: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen", Erster Band, Berlin 1854, S. 129—132.

**193.** (S. 252f.) Lavaters Aufzeichnungen.

Mitgeteilt von Heinr. Funck, Euphorion XII, 434f.

**194.** (S. 253.) Aus Baggesens Tagebuch (1793).

Mitgeteilt von L. Bobé, Euphorion XII, 158.

**195.** (S. 254.) Aus Jens Baggesens Briefwechsel, Bd. 1, S. 283. — Schiller und Lotte trafen am 4. August in Nürnberg ein, wo sie im Gasthaus „zum roten Roß" abstiegen. Die Weiterreise erfolgte am 7. August.

## Besuch der Heimat (1793—94).

**196.** (S. 255f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, S. 101—104.

**197.** (S. 257—263.) Schiller in der Reichsstadt Heilbronn.

Verfasser: wahrscheinlich Eduard Schübler, der zweite Sohn des Senators Christ. Ludw. Schübler. Druck: Morgenblatt 1854, Nr. 45. Die in unserer Wiedergabe weggelassenen Teile schildern die Heilbronner Verhältnisse zu jener Zeit und suchen den Einfluß des dort Beobachteten auf Schillers Dichtungen zu begründen. In begreiflichem Lokalpatriotismus überschätzt Schübler Schillers Interesse für Heilbronn (vgl. dagegen Nr. 200) und unterstreicht es auch in der Redaktion der folgenden Tagebuchaufzeichnungen seines Vaters. Daß Schiller auf der Rückreise nochmals in Heilbronn Halt gemacht habe, ist fraglich.

**198.** (S. 264—268.) Aufzeichnungen des Senators Christian Ludwig Schübler.

Das Original befindet sich im Besitz des Herrn Professor Dr. Walter Haecker in Nagold, eines Urenkels Schüblers, der mir in liebenswürdigster Weise die Wiedergabe erlaubt hat. Unsere bisherige Kenntnis beruhte auf dem Abdruck im Morgenblatt 1854 Nr. 45, der durch den Herausgeber Satz für Satz überarbeitet ist. Folgende Partien sind dort beispielsweise ganz weggeblieben: S. $266_{1-3,\ 11-16,\ \text{und}\ 23-28}$; S. $267_{4\ \text{v. u.}}$; andererseits hat sich der Herausgeber, entsprechend seiner in Nr. 197 verratenen Tendenz kleine Zusätze erlaubt; so z. B. S. $264_{14\text{f}}$: „Es wurde viel über Reichsstädte gesprochen", S. $268_{14}$: „Er lenkte das Gespräch auf die Reichsstädte und das eigenthümliche Leben in denselben".

Schüblers Aufzeichnungen bilden ein kleines Quartheft mit der Aufschrift: „Meine Verhältnisse mit Hrn. Hofrath Schiller betr. 1793". Über Schüblers eigentliches Tagebuch teilt mir Herr Prof. Dr. Haecker folgendes mit: Die Schilleraufzeichnungen Schüblers bilden keinen Teil des eigentlichen Tagebuchs, das in Oktavheften (auf durchschossenen Kalenderblättern) von 1773 an, aber mit starken jahreumfassenden Lücken, viel Wert-

volles enthält. Über den Aufenthalt Schillers bringt das eigentliche Tagebuch nur den kurzen Eintrag:

„D. 8ten Aug kam Hr. Hofrath Schiller von Jena hier an, um seine Gesundheit wieder herzustellen.

Ich sprach ihn erst den 19 ten, wo er mir ein Billet wegen Lesebüchern schrieb; alsdenn wieder den 25 sten. Den 28 sten speißte ich mit ihm zu Nacht. Den 30. kam er zu mir."

Im September: Den 8 ten reiste Hr. Hofr. Schiller wieder von hier ab nach Ludwigsburg."

Eine interessante, Schiller betreffende Notiz findet sich bereits am 1. Aug 1781:

„Vorm. kam ich zu HE. Geh. H. R. Fischer, der mir in wallendem Enthusiasmus: „die Räuber" vorlas . . . Ein Stück, wie ich seit vielen Jahren, kann wohl sagen, nie eines gehört — — Ich flamte in Feuer u. fuhr auf in Stärke, wie nun die Scenen kämen — — Da ist mehr, als Göz von Berl. . . . . — mehr als Shakspear, sagte Hr. Fischer — — Ich war weg — u. bins noch."

Prof. Haecker erwähnt ferner als eine, gewiß nicht ganz unbegründete Familientradition, die schon im Morgenblatt 1856 Nr. 32 verzeichnet ist, Schiller habe sich zu den astrologischen Partien des Wallenstein und zu der Figur des Seni durch die Gespräche mit dem Senator anregen lassen.

**199.** (S. 268.) Verfasser: Schübler. Druck: Morgenblatt 1855, S. 764. Schiller wohnte zuerst im Gasthof zur Sonne, dann im Haus des Assessors und Kaufmanns Rueff am Sulmertor.

**200.** (S. 269f.) Zwei Briefe von Charlotte Schiller.

Der erste bei Hennes, Fischenich u. Charlotte v. Schiller aus ihren Briefen S. 33f.; der zweite in den Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Joh. Benj. Erhard, hsg. v. Varnhagen 1850, S. 376. — Schiller siedelte am 8. Sept. nach Ludwigsburg über. Am 14. September meldet der Generalquartiermeister

v. Nicolai dem Herzog, daß „seit einigen Tagen der Professor Schiller . . . sich hier eingefunden habe." (Schloßberger, Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie, Stuttg. 1884, S. 50f.)

**201.** (S. 270—273.) Aus den Erinnerungen von Conz. Elegante Welt 1823, Nr. 6 u. 7.

**202.** (S. 273—285.) Aus Hovens Autobiographie.

Hoven S. 124—34. — S. $277_{12}$ lies „jüngerer Bruder." — S. $281_{8\text{ v. u.}}$: In der Chronologie irrt Hoven: Karl Schiller kam bereits am 14. September zur Welt. Danach ist auch $282_4$ zu berichtigen.

**203.** (S. 285.) Schwab, Schillers Leben S. 477 nach mündlicher Mitteilung des Archivrats Schönleber und des Apothekers Hausmann, die beide damals Ludwigsburger Schüler waren.

**204.** (S. 286.) Herrlinger, Schiller in Ludwigsburg, Bes. Beil. des Staatsanzeigers f. Württemberg 1897, Nr. 8.

**205.** (S. 286.) Schwab, Schillers Leben S. 478 nach mündlicher Mitteilung von Elwert. Verwertet durch Kurtz im Schlußkapitel von „Schillers Heimatjahre".

**206.** (S. 286.) Aus einer nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift Karl Mayers „Erinnerungen an Johann Georg August v. Hartmann" (1849), mitgeteilt von A. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur S. 48.

**207.** (S. 287.) Scherr, Friedr. Schiller 1859, S. 432f. nach einer Einzeichnung Mayers in dem „Schiller-Album" des Weimarer Schillerhauses.

**208.** (S. 287f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie II, 113f.

**209.** (S. 288.) Aus einem Schreiben des Oberhofpredigers v. Grüneisen mitgeteilt von A. v. Keller, Nachlese zur Schillerlitt. 1860, S. 23.

**210.** (S. 288 f.) J. Proelß, Marbacher Schillerbuch II, 169 f.

**211.** (S. 289–291.) Aus Abels Aufzeichnungen.

Nach dem im Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung befindlichen Manuskript mitgeteilt von Weltrich, Zeitschr. f. vergl. Literaturgeschichte N. F. XIV (1901) S. 325—327.

**212.** (S. 291—293.) Schillers Berufung nach Tübingen.

Verfasser: Abel. Nach der Merkelschen Handschrift mitgeteilt von Weltrich, Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. N. F. XIV (1901), S. 328 f. — In den Akten und Protokollen des akademischen Senats hat sich nichts über die Berufung gefunden (A. v. Keller, Beiträge S. 34). — Schillers Rückkehr nach Jena sieht schon Göschen in einem Brief an Bertuch vom 10. Sept. 1793 voraus: „Schiller ist ein Poet. Ich hoffe doch, er soll wieder zu uns kommen. Er hat zu angenehme und gebildete Freundschaften und Bekanntschaften in Thüringen, welche er in Schwaben vermissen muß und die ihm doch Bedürfniß sind."

## Nachträge.

Die folgenden Stücke wurden mir zu spät bekannt, als daß sie in die Reihenfolge hätten eingefügt werden können.

**133a.** (S. 294.) Nach Erinnerungen der Sophie Albrecht.

Döring, Friedrich v. Schiller. Jena 1839, S. 150. Vorher hatte Fr. Clemens in der mir unzugänglichen Zeitschrift „Die Posaune" 1839 Nr. 22 die Erinnerungen der damals noch lebenden Künstlerin veröffentlicht. Was Sophie Albrecht sonst über das Verhältnis zu Henr. v. Arnim erzählt, ist mit Zweifeln aufzunehmen; vgl. Anm. zu Nr. 133.

**150a.** (S. 294 f.) Aus dem Briefe eines Jenaer Dozenten über Schillers erste Vorlesungen.

Aus Niethammers Nachlaß mitgeteilt von E. Schmidt in

einem Privatdruck für Weinhold, wiederholt Euphorion II, 124f. Verfasser unbekannt. Von Schillers „Vorstellung als Professor", die schon vor der Antrittsvorlesung stattgefunden haben muß, erzählt der schwäbische Magister Seyfer auf der Solitude (Beziehungen S. 365f.).

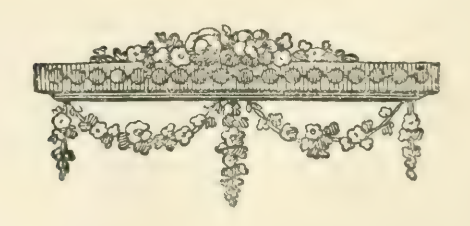
**155a.** (S. 295.) Mitgeteilt von Leitzmann, Euphorion XV, 235. — Carolinens Plan lief darauf hinaus, daß Schiller seine Jenaer Stellung aufgeben und nach Rudolstadt ziehen sollte, wo auch Herr v. Beulwitz (Ursus) lebte. Vgl. Schiller u. Lotte, hsg. v. Fielitz (Cotta'sche Bibl. d. Weltlitteratur) Bd. 2, S. 124f.

**173a.** (S. 296.) Ein Beitrag zu Schiller's Biographie.

Mitgeteilt von A. Glaser, Westermanns Illustr. Monatshefte 1860, S. 447. Die Unzuverlässigkeit von Eickes Angaben kommt mit der Behauptung eines mehrwöchigen Aufenthaltes in Eger zum Ausdruck.

**193a.** (S. 297—299.) Zwei Briefe von Karl Wilh. Ferd. v. Funk an Körner.

Mitgeteilt von L. Geiger, Frankf. Zeitung 3. März 1903, Nr. 62.



## Berichtigungen:

| | | |
|---|---|---|
| S. 81 | Z. 1 lies: | An Emilie Pistorius. |
| S. 93 | Z. 5 lies: | 1784. |
| S. 122 | Z. 13 lies: | Reinhart. |
| S. 146 | Z. 3 lies: | Arnim. |
| S. 164 | Z. 11 v. u.: | 1789. |
| | Z. 7 v. u.: | herbeizuführen. |

Gedruckt in Leipzig
bei Poeschel & Trepte







